Die Widersprüche

der National-Oekonomie

oder

die Philosophie der Noth

von

P. J. Proudhon.

Deutsch

von

Wilhelm Jordan.

Zweite Ausgabe.

Erster Band.

Leipzig: Verlag von Otto Wigand.

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Einleitung.

Bevor ich auf den eigentlichen Gegenstand dieser neuen Denkschrift eingehe, finde ich es nothwendig, Rechenschaft zu geben von einer Hypothese, die dem Leser wahrscheinlich befremdend vorkommen wird, ohne die es mir aber unmöglich ist, vorzuschreiten und mich verständlich zu machen. Ich meine die Hypothese eines Gottes.

Gott zu einer blosen Annahme machen, wird man mir erwidern, heißt ihn leugnen. Warum behauptest Du nicht sein Dasein mit Bestimmtheit?

Ist es meine Schuld, wenn der Glaube an die Gottheit zu einer verdächtigen Ansicht geworden ist? wenn die blose Vermuthung eines höchsten Wesens schon für ein Zeichen schwachen Geistes gilt und von allen philosophischen Nirgendheims dies das einzige ist, was die Welt nicht mehr duldet?[1]) Ist es meine Schuld, wenn sich unter diesem heiligen Aushängeschild überall Heuchelei und Schwachköpfigkeit verbergen?

Nimmt irgend ein Gelehrter eine im Weltall waltende unbekannte Kraft an, deren Zuge Sonnen und Atome folgen, und aus der die Bewegung des ganzen Räderwerks entspringe, so gilt diese durchaus noch dahinstehende Annahme für ganz natürlich und findet Anklang und Ermuthigung. Ich nenne nur die Hypothese von der allgemeinen Schwere, welche sich niemals wird zur Gewißheit dar-

---

1) ?! Anmerk. d. Ueberf. ins Deutsche.

thun lassen, die aber dennoch den Ruhm ihres Entdeckers begründet hat.

Nehme ich dagegen mit aller erdenklichen Zurückhaltung die Einwirkung eines Gottes an, um den Verlauf der menschlichen Dinge zu erklären, so kann ich überzeugt sein, den Ernst der Wissenschaft aufzubringen und alle strengen Ohren zu beleidigen, weil die Frömmelei unserer Zeit die Vorsehung zu sehr in Mißcredit gebracht und das Marktschreierwesen aller Talare kraft dieses Dogmas, oder Fiction wenn man will, zu viele Gauklerstückchen ins Werk setzt. Ich habe sie gesehn, die Gottesbekenner meiner Zeit, — und die Lästerung schwebte auf meinen Lippen; ich habe geachtet auf den Glauben des Volks, dieses Volks, das Brydaine den besten Freund Gottes nannte, und ich schauderte vor der Leugnung, die mir auf der Zunge lag. Umhergeworfen von entgegengesetzten Gefühlen wandte ich mich an die Vernunft, und diese Vernunft ist es, die mir unter so vielen dogmatischen Gegensätzen gegenwärtig die in Rede stehende Hypothese gebietet. Der Dogmatismus a priori ist mit seinem Gott unfruchtbar geblieben: wer weiß, wohin uns nun die Hypothese führen kann? ...

Ich will also angeben, wie mir, während ich stillen Herzens und fern von jeder Rücksichtsnahme das Geheimniß der gesellschaftlichen Revolutionen studirte, Gott, der große Unbekannte, eine nothwendige Hypothese, d. h. eine unentbehrliche dialektische Formel geworden ist.

I.

Verfolge ich die Gottesidee durch ihre verschiedenen Umgestaltungen, so finde ich, daß diese Idee vor allen Dingen eine sociale ist. Ich meine damit, daß sie bei Weitem mehr eine Glaubensbethätigung des Denkens der Gesammtheit, als die Schöpfung einzelner Personen ist. Es fragt sich nun: wie und bei welcher Gelegenheit erzeugt sich diese Glaubensthat? Es ist von Wichtigkeit dies zu bestimmen.

In sittlicher und geistiger Beziehung unterscheidet sich die Gesellschaft oder der Gesammtmensch besonders durch das Unwillkürliche seiner Thätigkeit, durch das was man sonst Instinkt nennt, von dem Einzelmenschen. Der Einzelmensch gehorcht nur solchen Beweggründen, oder glaubt ihnen wenigstens zu gehorchen, deren er sich vollständig bewußt ist, und gegen die er sich sowol verweigernd als zustimmend zu verhalten die Macht hat; kurz, er erachtet sich für frei, und das um so mehr, je mehr er sein Denkvermögen ausgebildet, je besser er sich unterrichtet weiß. Die Gesellschaft dagegen ist dem Walten gewisser Züge unterworfen, in denen uns auf den ersten Blick nichts Ueberlegtes, Planmäßiges bemerkbar wird, die aber allmälig doch den Schein gewinnen, als würden sie gelenkt von einem höheren außerhalb der Gesellschaft vorhandenen Rath, der sie mit unwiderstehlicher Gewalt einem noch unbekannten Ziel entgegendränge. Die Entstehung der Monarchien und Republiken, die Kastenunterschiede, die richterlichen Einrichtungen u. s. f. sind lauter

Darlegungen dieser Unwillkürlichkeit der Gesellschaft, von der sich bei Weitem leichter die Wirkungen anführen, als das Princip anzeigen oder die Begründung in der Vernunft darlegen läßt. Alle Anstrengungen, selbst Derjenigen, die als Nachfolger eines Bossuet, Vico, Herder und Hegel die Philosophie der Geschichte zu ihrem Vorwurf genommen, haben bisher nur das Ergebniß gehabt, das Walten des vorsehenden Schicksals, das alle Regungen des Menschen leite, zu bestätigen. Und ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß die Gesellschaft, bevor sie handelt, es nie unterläßt, ihren Genius anzurufen: als wolle sie sich von oben her gebieten lassen, was ihr unwillkürlicher Trieb bereits beschlossen hat. Das Loosen, die Orakel, Opfer, der Zuruf des Volks, die öffentlichen Gebete sind die gewöhnlichste Form dieser Berathungen nach bereits erfolgter Entscheidung durch die Gesellschaft.

Diese geheimnißvolle, durchaus unmittelbare und so zu sagen supra-socialistische Eigenschaft, die in den Personen wenig oder gar nicht merklich wird, über der Menschheit aber wie ein Eingebungen spendender Geist schwebt, ist die Urthatsache aller Psychologie.

Im Unterschiede von den andern lebenden Wesen, die wie er sowol ihren eigenen Begierden als Einzelthiere, als auch zugleich den Trieben der Gesammtheit, der Gattung unterworfen sind, genießt der Mensch den Vorzug, den Instinkt oder das Fatum, das ihn führt, zu gewahren und zum Gegenstande des eigenen Denkens zu machen. Später werden wir sehen, daß er auch das Vermögen besitzt, die Beschlüsse desselben zu durchschauen und sogar Einfluß auf dieselben auszuüben. Und die erste Neigung des Menschen, der sich hingerissen und durchströmt fühlt von Enthusiasmus (vom göttlichen Hauch) ist die, daß er die unsichtbare Vorsehung anbetet, von welcher er sich abhängig fühlt, und die er Gott [1]), Deus, d. h. Leben, Sein, Geist oder auch noch einfacher Ich nennt, denn alle diese Worte sind in den alten Sprachen gleichlautend und gleichbedeutend.

---

1) Im Deutschen ist der Begriff des Guten (God) in die Bezeichnung der Gottheit eingedrungen, was bei den alten Sprachen noch nicht der Fall ist.
Anmerk. d. Uebers.

Ich bin Ich, sagt Gott zu Abraham, und unterhandle mit Dir ... Und zu Moses: Ich bin das Sein (eigentlich: der ich sein werde). Du sollst den Kindern Israel sagen: Der Seiende sendet mich an Euch. Diese beiden Worte, Sein und Ich haben in der Ursprache, der religiösesten, welche die Menschen jemals gesprochen, dieselbe Bezeichnung [1]). An andern Stellen, wo Je-hovah sich durch den Mund Mosis zum Gesetzgeber macht, seine Ewigkeit versichert und bei seinem Wesen schwört, sagt er als Eidesformel: Ich; oder mit verdoppeltem Nachdruck: Ich, das Sein. Daher ist denn auch der Gott der Hebräer der persönlichste und eigenmächtigste aller Götter, und keiner drückt die unmittelbare Anschauung der Menschheit schärfer aus als er.

Gott erscheint also dem Menschen als ein Ich, als ein reines und dauerndes Wesen, das sich ihm gegenüberstellt wie ein Monarch seinem Diener und sich bald durch den Mund der Dichter Gesetzgeber und Seher (*μουσα*, *νομος*, numen), bald durch den Zuruf des Volkes (vox populi vox dei) vernehmen läßt. Hiedurch läßt sich u. A. auch erklären, wie es wahre und falsche Orakel geben konnte; ferner, warum Personen, die von ihrer Geburt an abgesperrt wurden, nicht von selbst zu der Gottesidee kommen, während sie dieselbe begierig ergreifen, sobald sie ihnen von der Gesammtseele geboten wird; warum endlich Stämme, die dem Stillstand anheimfallen, wie die Chinesen, sie zuletzt verlieren [2]).

---

1) יהוה, Je-hovah (eigentlich: J'haveh) und in der Zusammensetzung יה, das Sein, Wesen; *Ιαω*, Iou-piter, daff.; היה, er war; *εἰ*, er ist, *εἶναι*, sein, אני, und im Verb. תי, ich; ego, *ἐγω*, ich, i, m-i, me, t-ibi, te und alle persönlichen Fürwörter, in denen der Vokal oder Diphthong i, e, ei, oi die Persönlichkeit im Allgemeinen bezeichnet und die Konsonanten m oder n, s oder t angeben die wievielte Person gemeint ist. Uebrigens möge man diese Analogien immerhin anfechten, ich habe Nichts dagegen, denn in dieser Tiefe ist die Wissenschaft des Philologen Nichts als Nebel und Geheimniß. Worauf es ankommt, und worauf ich hinweise, das ist der Umstand, daß das Lautverhältniß der Namen das metaphysische Ideenverhältniß auszudrücken scheint.

2) Die Chinesen haben in ihren Sagen die Erinnerung an eine Religion bewahrt, die etwa im 5. oder 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung bei ihnen zu herrschen aufgehört hätte. (S. Pauthier, Chine, Paris, Didot.) Noch überraschender ist aber der Umstand, daß dies merkwürdige Volk, als ihm seine

Was zunächst die Orakel betrifft, so ist es klar, daß ihre ganze Gewißheit aus dem allgemeinen Bewußtsein herfließt, das sie eingiebt, und in Bezug auf die Gottesidee begreift man leicht, warum die Absperrung und der Stillstand ihr gleich tödtlich sind. Dort bewirkt der Mangel jeder Mittheilung, daß die Seele ganz in Anspruch genommen und wie verschlungen wird von der thierischen Selbstsucht; hier verwandelt der Mangel der Bewegung das gesellschaftliche Leben allmälig in den maschinenhaften Schlendrian der Satzung und scheidet dadurch zuletzt die Idee des Willens und der Vorsehung ganz aus. Merkwürdige Thatsache: der Fortschritt läßt die Religion zu Grunde gehen, aber der Stillstand ebenfalls!

Noch sei bemerkt, daß ich mit der Herleitung der ersten Offenbarung der Gottheit aus dem noch unbestimmten und so zu sagen objectiv gewordenen Bewußtsein einer allgemeinen Vernunft durchaus auch nicht das Mindeste vorweg behauptet haben will in Bezug

---

ursprüngliche Religion abhanden kam, begriffen hat, wie es scheint, daß die Gottheit nichts Anderes ist als das **Gesammt-Ich** des Menschengeschlechts, so daß somit seit mehr denn zweitausend Jahren China mit seinem Volksglauben die äußersten Ergebnisse unserer abendländischen Philosophie errungen haben würde.

„Was der Himmel sieht und hört," heißt es im Tschu-King, „ist nur das, was das Volk sieht und hört. Was das Volk für würdig oder schuldig achtet, belohnt oder bestraft zu werden, das ist das, was der Himmel bestrafen und belohnen will. Es findet eine innige Verbindung Statt zwischen dem Himmel und dem Volke: die das Volk regieren, seien daher aufmerksam und wohlbedacht."

Konfuzius hat denselben Gedanken in anderer Weise ausgedrückt: „Erwirb die Liebe des Volks, und Du erwirbst das Reich; — verliere die Liebe des Volks, und Du verlierst das Reich."

Hier ist also die allgemeine Vernunft, die öffentliche Meinung hingestellt als die Königin der Welt, wie anderwärts die Offenbarung. Noch bestimmter ist der Ta-o-tse-King. In diesem Werke, das nichts Anderes ist als ein erster Versuch zur Kritik der reinen Vernunft, verwechselt der Philosoph La-o-Tseu fortwährend als gleichbedeutend unter dem Namen Ta-o die allgemeine Vernunft und das unendliche Sein. Meiner Meinung nach trägt eben dies beständige Identificiren von Grundideen, die unser religiöses und philosophisches Herkommen so scharf und tief von einander geschieden haben, die ganze Schuld, daß uns das Buch La-o-Tseu so dunkel ist.

auf das Dasein oder Nichtdasein Gottes in der Wirklichkeit. Nehmen wir nämlich an, Gott sei nichts Anderes als der Gesammtinstinkt oder die allgemeine Vernunft, so fragt sich erst: was ist denn nun diese allgemeine Vernunft selbst? Denn die allgemeine Vernunft ist, wie wir in der Folge zeigen werden, nicht gegeben in der Einzelvernunft. Mit andern Worten: die Kenntniß der gesellschaftlichen Gesetze oder die Theorie der Gesammtideen, obgleich herfließend aus den Grundbegriffen der reinen Vernunft, ist gleichwohl eine durchaus auf Erfahrung beruhende und würde nie a priori auf dem Wege der Deduktion, Induktion oder Synthese entdeckt worden sein. Hieraus folgt, daß die allgemeine Vernunft, auf die wir diese Gesetze als ihr eigenes Werk zurückführen, daß die allgemeine Vernunft, welche existirt, denkt, wirkt in einer gesonderten Sphäre und als eine von der reinen Vernunft unterschiedene Wirklichkeit, gleich wie das Weltgebäude, obgleich nach mathematischen Gesetzen geschaffen, dennoch eine von der Mathematik verschiedene Wirklichkeit ist, deren Dasein man aus der bloßen Mathematik nicht hätte herleiten können; — daraus folgt, sage ich, daß die allgemeine Vernunft des modernen Sprachgebrauchs genau das ist, was die Alten Gott genannt haben. Das Wort ist ein anderes geworden: was wissen wir von der Sache [1])?

Verfolgen wir jetzt die Entwickelungsstufen der Gottesidee.

Hat sich das höchste Wesen einmal durch ein erstes mystisches Urtheil gesetzt, so beginnt der Mensch dies Thema sofort durch einen andern Mysticismus, die Analogie, zu verallgemeinern. Gott ist gleichsam erst ein Punkt: alsbald aber wird er die Welt erfüllen.

Eben so wie der Mensch, sobald er sein gesellschaftliches Ich fühlte, seinen Urheber begrüßte; eben so legt er, wenn er in den Thieren, Pflanzen, Quellen, Lufterscheinungen und überhaupt im All Ueberlegung und Absicht entdeckt, erst jedem Gegenstande besonders, dann aber dem Ganzen eine Seele, einen Geist oder Genius

---

1) Ein kritisches Eingehn auf diesen, wie auf mehrere andere wichtige Punkte dieses überaus merkwürdigen Werks, das für die Philosophie in Frankreich nothwendig epochemachend werden muß, behält sich der Uebersetzer für einen andern Ort vor.

bei, der es leitet, indem er dieses gottschaffende Schließen vom höchsten Gipfel der Natur, der Gesellschaft beginnend, abwärts fortsetzt bis zu den niedrigsten Daseinsformen, den unbelebten und unorganischen Dingen. Von seinem Gesammt-Ich also, das er für den obersten Pol der Schöpfung nimmt, bis zum letzten Atom der Materie spannt er daher die Gottesidee aus, das heißt die Idee der Persönlichkeit und Geistigkeit, wie die Genesis uns erzählt, daß Gott selbst den Himmel ausspannte, d. h. wie er den Raum und die Zeit als die enthaltenden Möglichkeiten (capacités) aller Dinge erschuf.

Ohne einen Gott also, den unbeschränkt obersten Erzeuger, würden die Welt und der Mensch nicht vorhanden sein: Das ist das gesellschaftliche Glaubensbekenntniß.

Aber auch Gott — wir müssen diese Stufe überschreiten — auch Gott würde nicht gedacht sein ohne den Menschen, würde ohne ihn gar Nichts sein. Bedarf die Menschheit eines Urhebers, so bedarf Gott, die Götter, nicht minder eines Offenbarers: die Theogonie, die Geschichten des Himmels, der Hölle und ihrer Bewohner, diese Träume des menschlichen Gedankens, sind das Gegenstück der Welt, die manche Philosophen umgekehrt den Traum Gottes genannt haben.

Und welcher Prachtaufwand liegt in dieser theologischen Schöpfung, dem Werke der Gesellschaft! Die Schöpfung des Demiourgos wurde wieder ausgelöscht; der, den wir den Allmächtigen nennen, ward besiegt, und Jahrhunderte lang wurde die bezauberte Einbildungskraft der Sterblichen abgezogen vom Schauspiel der Natur durch die Anschauung der olympischen Herrlichkeiten.

Steigen wir herab aus dieser phantastischen Region: die mitleidslose Vernunft klopft an die Pforte; wir müssen Antwort geben auf ihre verfänglichen Fragen.

Was ist Gott? sagt sie; wo ist er? wie viel ist er? was will er? was kann er? was verspricht er? — Und siehe, vor dem Licht der zerlegenden Forschung verflüchtigen sich alle diese Gottheiten des Himmels, der Erde und der Unterwelt zu einem unkörperlichen, gleichgültigen, regungslosen, unbegreiflichen, unsagbaren Ichweißnichtwas, zu einer Vereinigung aller Eigenschaften des Daseins. In der That, der Mensch mag jedem Gegenstande einen

besondern Geist oder Genius beilegen; er mag sich das Weltall denken als regiert von einer einzigen Macht: immer thut er nichts Anderes, als daß er ein unbedingtes, das heißt unmögliches Wesen **unterstellt**, um aus demselben irgend eine Erklärung für Erscheinungen abzuleiten, die er anders für unbegreiflich hält. Mysterium Gottes und der Vernunft! Um den Gegenstand seiner abgöttischen Verehrung immer vernunftgemäßer zu machen, entkleidet ihn der Gläubige nach und nach alles dessen, was ihn wirklich machen könnte; und nach Wunderleistungen von Logik und Genie stellt es sich schließlich heraus, daß die Eigenschaften des Wesens κατ' ἐξοχην und die des Nichts genau dieselben sind! Diese Entwickelung ist unvermeidlich und verhängnißvoll: jede Rechtfertigung Gottes (Theodicee) hegt in ihrer Tiefe den Atheismus.

Ich will versuchen diesen Verlauf deutlich zu machen.

Gott, der Schöpfer aller Dinge, ist kaum selbst geschaffen vom Bewußtsein, oder mit andern Worten, kaum haben wir Gott von der Idee des gesellschaftlichen Ichs erhoben zur Idee des Welt-Ichs, so beginnt auch unser Nachdenken ihn wieder zu zerstören, unter dem Vorwande, ihn zu vervollkommnen. Die Gottesidee vervollkommnen! Das theologische Dogma läutern! Der Gedanke war das zweite blendende Trugbild (hallucination) des Menschengeschlechts.

Der Geist der Zerlegung, ein unermüdlicher Satan, der fortwährend fragt und widerspricht, mußte früher oder später nach dem Beweise für das religiöse Dogmengebäude suchen. Nun mag aber der Philosoph die Idee Gottes bestimmen oder sie für unbestimmbar erklären; er mag sie seiner Vernunft annähern oder von ihr entfernen: stets, das behaupte ich, erleidet diese Idee einen Angriff, und da die Spekulation unmöglich stillstehen kann, so muß die Idee Gottes auf die Länge nothwendig verschwinden. Die atheistische Bewegung ist also der zweite Akt im Drama der Theologie, und dieser zweite Akt ist durch den ersten gegeben, wie die Wirkung durch die Ursache. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, singt der Psalmist; aber wir müssen hinzusetzen: Das Zeugniß des Himmels stürzt ihn vom Throne.

So wie nämlich der Mensch die Erscheinungen beobachtet, glaubt er Vermittler zu gewahren zwischen der Natur und Gott: es sind die

Verhältnisse der Zahl, der Form und der Reihenfolge, es sind organische Gesetze, Entwickelungen, Analogien, es ist eine gewisse Miteinander-Verkettung, innerhalb welcher die Darlegungen sich erzeugen oder eine die andere unwandelbar hervorrufen. Er bemerkt sogar, daß in der Entfaltung dieser Gesellschaft, von welcher er einen Theil ausmacht, die Willen der Einzelnen und die Berathungen in Gemeinschaft von einiger Bedeutung sind; und so sagt er sich denn, daß der große Geist nicht unmittelbar und durch sich selbst auf die Welt einwirke, sondern mittelbar durch Triebfedern oder merkliche Organe und in Gemäßheit gewisser Regeln. Indem er dann mit seinem Gedanken die Kettenleiter von Ursachen und Wirkungen emporsteigt, stellt er Gott ganz ans äußerste Ende wie an die Spitze eines Wagebalkens.

„Hoch über allen Himmeln thront der Gott der Himmel," hat ein Dichter gesagt. So ist beim ersten Emporschwung der Theorie das Höchste Wesen beschränkt auf die Ausübung der bewegenden Kraft; er wird zur Feder des Uhrwerks, zum Schlußstein des Gewölbes oder, wenn man mir einen noch gewöhnlicheren Vergleich gestatten will, zum konstitutionellen Fürsten, welcher herrscht, aber nicht regiert, der dem Gesetz Gehorsam gelobt und seine vollziehenden Minister ernennt. Allein benommen von dem Eindruck der Fata Morgana, die ihn verzaubert, sieht der Theist in diesem lächerlichen System nur einen neuen Beweis für die Erhabenheit seines Abgotts, der, seiner Meinung nach, die Weisheit der Menschen zu seinem Ruhme wendet.

Bald aber verlangt der Mensch, nicht zufrieden damit, das Regiment des Ewigen aus einer mehr und mehr gottesmörderischen Ehrfurcht zu begrenzen, dieselbe zu theilen.

Wenn ich ein Geist bin, fährt der Theist fort, ein sinnbegabtes und Ideen bethätigendes Ich, so habe ich auch Antheil am absoluten Dasein. Ich bin frei, bin Schöpfer, unsterblich, Gott gleich. Cogito, ergo sum; ich denke, also bin ich unsterblich: das ist die Schlußreihe, die Uebersetzung des Ego sum qui sum, Ich bin der ich bin: die Philosophie trifft auf Eins zusammen mit der Bibel. Das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele werden vom Bewußtsein in einem und demselben Urtheil gegeben: dort spricht der

Mensch im Namen des Alls, in dessen Schooß er sein Ich verlegt, hier in seinem eigenen Namen, ohne zu bemerken, daß er bei diesem Hin und Her weiter Nichts thut, als sich wiederholen.

Die Unsterblichkeit der Seele ist eine wahrhafte Spaltung der Gottheit und erschien auch, als sie nach einer langen Zwischenzeit zum ersten Male hervortrat, den Gläubigen des althergebrachten Dogmas als eine Ketzerei. Nichts destoweniger sah man sie an als die Vervollständigung der göttlichen Majestät, als das nothwendige Erforderniß der ewigen Güte und Gerechtigkeit. Ohne die Unsterblichkeit der Seele, sagen die Theisten, ist Gott nicht zu begreifen, und darin gleichen sie den politischen Theoretikern, denen eine souveräne Vertretung und durchweg unabsetzbare Beamte wesentliche Bedingungen der Monarchie sind. Aber eben so sehr als die Uebereinstimmung der Lehren eine genaue ist, eben so sehr ist der Widerspruch der Ideen ein schneidender: so wurde bald das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele zum Stein des Anstoßes für die philosophischen Theologen, die sich seit dem Pythagoräischen und Orphischen Zeitalter vergebens abmühen, die göttlichen Eigenschaften in Einklang zu bringen mit der menschlichen Freiheit und die Vernunft mit dem Glauben. Welch' ein Anlaß zum Triumph für die Gottlosen! ...

Aber die Illusion konnte nicht so schnell weichen: das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele war ein Fortschritt gerade deshalb, weil es eine Beschränkung des ungeschaffenen Wesens ist. Nun täuscht sich zwar der menschliche Geist durch die theilweise Erringung der Wahrheit, aber er schreitet nie zurück, und diese Beharrlichkeit auf seinem Gange ist der Beweis seiner Unfehlbarkeit. Wir werden einen neuen Beweis für dieselbe ermitteln.

Indem der Mensch sich Gott ähnlich machte, machte er Gott sich ähnlich: Diese Wechselbeziehung, die man Jahrhunderte lang verdammungswürdig genannt haben würde, war die unsichtbare Triebkraft, welche den neuen Mythus bestimmte.

Im Zeitalter der Patriarchen schloß Gott Bündnisse mit den Menschen; jetzt muß Gott, und zwar um den Vertrag neu zu festigen, Mensch werden. Er nimmt unser Fleisch, unsere Gestalt, unsere Leidenschaften, unsere Freuden und Leiden an, er wird geboren von einem Weibe, er stirbt wie wir. Und nach dieser Er-

niedrigung des Unendlichen behauptet der Mensch dennoch das Ideal seines Gottes vergrößert zu haben, indem er vermittelst einer logischen Umkehrung aus dem, welchen er bisher den Schöpfer genannt, einen Erhalter, einen Erlöser gemacht hat. Noch sagt die Menschheit nicht: Ich bin Gott; nein, eine solche Usurpation wäre ihrer Frömmigkeit noch ein Gräuel; aber sie sagt: Gott ist in mir, Immanu-El, nobiscum Dominus. Und in dem Augenblick, wo die Philosophie mit Stolz, das allgemeine Bewußtsein voll Angst rief: die Götter entfliehen, excedere deos, hatte eine Periode von achtzehn Jahrhunderten glühender Inbrunst und übermenschlichen Glaubens ihren Anfang genommen.

Allein der verhängnißvolle Augenblick naht. Jedes Königthum, das sich beschränken läßt, endigt mit der Demagogie; jede Gottheit, die sich begrenzt (definit) löst sich auf in ein Pandämonium. Die Christusanbetung ist die letzte Stufe dieser langen Entwicklung des menschlichen Gedankens. Die Engel, die Heiligen, die Jungfrauen regieren im Himmel mit Gott, sagt der Katechismus; die bösen Geister und die Verworfenen leben in der Hölle unter ewigen Qualen. Die Gesellschaft in der jenseitigen Welt hat ihre Rechte und ihre Linke: es ist an der Zeit, daß die Gleichung sich vollende, daß diese mystische Hierarchie herniedersteige auf die Erde und sich zeige in ihrer Wirklichkeit.

Wenn Milton schildert, wie das erste Weib, als es sein Spiegelbild im Bach erblickte, vor Liebe die Arme ausbreitete, als wolle es die eigene Gestalt umarmen, so zeichnet er damit Zug für Zug das Menschengeschlecht. — Dieser Gott, den du, o Mensch, anbetest, den du gut, gerecht, allmächtig, allweise, unsterblich und heilig gemacht hast, dieser Gott bist du selbst: dies Ideal von Vollkommenheiten ist dein Bild, gereinigt im Flammenspiegel deines Bewußtseins. Gott, die Natur und der Mensch sind die dreifaltige Gestalt des einen und selben Wesens; der Mensch ist Gott selbst, wie er durch tausend Entwickelungsstufen zum Bewußtsein seiner selbst gelangt; in Jesu Christo hat sich der Mensch als Gott empfunden, und das Christenthum ist in Wahrheit die Religion des Gottmenschen. Es giebt keinen andern Gott als den, welcher von Anbeginn gesagt hat: Ich; es ist kein anderer Gott als du.

Das sind die letzten Schlüsse der Philosophie, denn indem sie das Geheimniß der Religion und ihr eigenes entschleiert hat, ist sie selber verschieden.

II.

Es scheint, als müßte damit Alles zu Ende, als müsse das theologische Problem für immer beseitigt sein, sobald die Menschheit aufhört, sich selbst anzubeten und für sich zum Mysterium zu machen. Die Götter sind von dannen gezogen: dem Menschen bleibt weiter Nichts übrig als sich zu langweilen und in seinem Egoismus zu sterben. Welche erschreckende Einöde dehnt sich rings um mich her aus und wühlt sich ein in die Tiefen meiner Seele! Meine Erhebung gleicht der Vernichtung, und seit ich mich zum Gotte gemacht, sehe ich mich nur noch als einen Schatten. Es ist möglich, daß ich immer ein Ich bin, aber es fällt mir gewaltig schwer, mich für das Unumschränkte zu halten; und wenn ich das nicht bin, so bin ich nur die Hälfte einer Idee.

Etwas Philosophie, sagt irgend ein ironischer Denker, entfernt von der Religion; aber viel Philosophie führt zu ihr zurück. — Diese Bemerkung hat eine demüthigende Wahrheit.

Jede Wissenschaft entwickelt sich in drei auf einander folgenden Epochen, die man, wenn man sie vergleicht mit den großen Epochen der Civilisation, die religiöse, die sophistische und die wirklich wissenschaftliche Epoche nennen kann[1]). So bezeichnet die Alchemie die religiöse Epoche der Wissenschaft, welche sich später Chemie nennt, und deren schließliches Lehrgebäude noch nicht gefunden ist, ganz wie die Astrologie die religiöse Periode einer anderen Wissenschaft, der Astronomie, ist.

Nachdem sich die Chemiker sechzig Jahre hindurch lustig gemacht über den Stein der Weisen, wagen sie nun doch, von der

1) Vergl. Auguste Comte, Cours de philosophie positive, und P. J. Proudhon, de la Création de l'ordre dans l'humanité.

Erfahrung geleitet, die Verwandelbarkeit der Körper in einander nicht mehr zu läugnen, während die Astronomen durch die Mechanik des Weltgebäudes dahin gebracht sind, auch eine Organik der Welt zu vermuthen, also gerade Etwas wie die Astrologie. Ob man nun nicht ein Recht hat, nach Art des eben angeführten Philosophen zu sagen, etwas Chemie führe ab vom Stein der Weisen, viel Chemie aber führe zu ihm zurück, und ähnlich, etwas Astronomie mache uns lachen über die Astrologen, viel Astronomie aber an sie glauben? [1])

1) Es liegt nicht in meiner Absicht, hier mit Bestimmtheit die Umwandelbarkeit der Stoffe behaupten oder sie als ein zu erstrebendes Ziel der Forschungen bezeichnen zu wollen; noch weniger maße ich mir an zu sagen, welcher Ansicht die Sachverständigen hierüber sein sollen. Ich will nur die Art von Skepticismus andeuten, der in jedem nicht vorweg eingenommenen Sinn die allgemeinsten Schlüsse, oder richtiger, die mit einander unverträglichen Hypothesen der Philosophie der Chemie erzeugt, die ihren Theorien zur Unterlage dienen. Die Chemie ist wahrhaftig die Verzweiflung der Vernunft: überall streift sie ans Phantastische, und je mehr die Erfahrung uns dieselbe kennen lehrt, desto mehr hüllt sie sich ein in undurchdringliche Geheimnisse. Dieser Gedanke stieg in mir auf, als ich kürzlich Liebigs chemische Briefe las.

Hr. Liebig verbannt aus der Wissenschaft die hypothetischen Ursachen und alle von den Alten angenommenen Wesenheiten, wie die schaffende Kraft der Materie, den Abscheu vor der Leere, den spiritus erector u. s. w. Gleich darauf aber nimmt er Behufs der Verständlichkeit der chemischen Erscheinungen eine Reihe nicht minder dunkler Wesenheiten an, die Lebenskraft*), die chemische, die elektrische, die Attraktionskraft u. s. w. Es ist gleichsam eine Verwirklichung der Eigenschaften der Körper in der Weise, wie die Psychologen die Fähigkeiten der Seele, als Freiheit, Einbildungskraft, Gedächtniß u. s. f. zu etwas Besonderem, Wirklichem erhoben haben. Warum sich nicht lieber an die Elemente halten? Wenn die Atome an sich schwer sind, wie Hr. Liebig zu glauben scheint, warum sollten sie dann nicht auch an sich elektrisch und lebendig sein? Wunderbar! Die Erscheinungen der Materie wie die des Geistes werden nur begreiflich, wenn man sie annimmt als erzeugt durch unbegreifliche Kräfte und als regiert durch widersprechende Gesetze: das geht aus jeder Seite des Liebigschen Buches hervor.

Die Materie ist nach Liebig wesentlich träge und entbehrt jeder eigenen Thätigkeit: wie aber können dann die Atome ein Gewicht haben, schwer sein? Ist die

*) Liebig kämpft ja vielmehr mit der größten Bestimmtheit gegen die Ansicht, welche die Lebenskraft den chemischen Gesetzen entziehen wolle und dies Wort wie einen faulen Knecht mißbrauche, der überall vorgeschoben wird, wo man aus Bequemlichkeit oder Mangel an Erfahrungen nicht tiefer eindringen möge oder könne.

Anmerk. d. Uebers.

Ich neige mich gewiß weniger zum Wunderbaren hin als manche Atheisten; aber ich kann mich nicht des Gedankens entschlagen, daß

---

den Atomen inhaftende Schwere nicht vielmehr die ewige und freiwillige Eigenbewegung der Materie? und sollte das, was wir für Ruhe halten, nicht vielmehr nur der Zustand des Gleichgewichts sein? Wozu also bald eine Trägheit annehmen, welche die näheren Bestimmungen widerlegen, bald ein äußeres Vermögen, für das kein Zeugniß spricht?

Daraus, daß die Atome schwer sind, schließt Liebig ihre Untheilbarkeit. Welche Logik! Die Schwere ist Nichts als die Kraft, d. h. Etwas, das nicht in die Sinne fallen kann und von sich nur seine Wirkungen, Erscheinungen wahrnehmen läßt, also Etwas, worauf der Begriff von Theilbar- und Untheilbarkeit nicht anwendbar ist; und aus dem Vorhandensein dieser Kraft, aus der Hypothese einer ganz unbestimmten und immateriellen Wesenheit schließt man auf ein untheilbares Materielles!

Uebrigens gesteht Liebig selbst ein, daß es unserm Verstande unmöglich sei, sich schlechthin untheilbare Theilchen vorzustellen; er giebt ferner zu, daß die Thatsache dieser Untheilbarkeit nicht bewiesen ist, aber er fügt hinzu, die Wissenschaft könne ohne diese Hypothese nicht auskommen. So ist also, nach dem Geständniß der Meister selbst, der Ausgangspunkt der Chemie eine Annahme, gegen welche sich der Geist sträubt und von der auch die Erfahrung Nichts weiß. Welche Ironie!

Die Atomgewichte, sagt Liebig, sind ungleich, weil ihre Volumina ungleich sind: gleichwol ist es unmöglich zu beweisen, daß die chemischen Aequivalente die relativen Atomgewichte ausdrücken, oder, mit anderen Worten, daß das, was wir nach der Berechnung der Atomäquivalenzen als Atom ansehen, nicht aus mehreren Atomen zusammengesetzt sei. Dies Alles kommt darauf hinaus, daß *mehr Materie* mehr wiegt als *weniger* Materie; da nun die Schwere das Wesen des Materiellen ist, so kann man in aller Strenge daraus schließen, daß, da die Schwere überall mit sich selbst identisch ist, auch der Materie Identität zukommen muß; daß der Unterschied der einfachen Körper lediglich entweder auf der verschiedenen Verbindungsweise oder auf dem verschiedenen Grade der molekularen Dichtigkeit beruht, somit die Atome im Grunde unwandelbar sind, was Liebig nicht annimmt.

Wir haben keinen Grund zu glauben, sagt er, daß ein Element sich in ein anderes Element verwandele. Was wissen Sie davon? Die Gründe an diese Umwandelbarkeit zu glauben *können* sehr wohl vorhanden sein, ohne daß Sie dieselben wahrnehmen*) und Sie haben keine Sicherheit dafür, daß in dieser Beziehung

*) Diese Möglichkeit soll ja gar nicht in Abrede gestellt werden. So lange der *exacten* Wissenschaft keine sichern *Wahrnehmungen* vorliegen, die auf eine Annahme hinführen, ist *für sie*, d. h. innerhalb ihres streng begrenzten Kreises, kein Grund zu dieser Annahme vorhanden. Damit will sie aber in keiner Weise der Zukunft vorgreifen und weder schlechthin das Vorhandensein gültiger Gründe, noch die Wahrnehmbarkeit derselben für die mehr vervollkommnete Wissenschaft leugnen. Anmerk. d. Uebers.

die Wundererzählungen, Prophezeiungen, Zauberleistungen u. s. f. weiter Nichts sind als entstellte Berichte von außerordentlichen Wirkungen verborgener Kräfte oder, wie man vormals zu sagen pflegte, dunkler Gewalten. Unsere Wissenschaft ist noch so roh und unredlich; unsere Gelehrten thun so aufgebläht mit so geringem Wissen; sie leugnen so schamlos die Thatsachen weg, die ihnen unbequem sind, um nur die Ansicht, welche sie ausbeuten, in Schutz zu nehmen, daß ich gegen diese Freigeister eben so mißtrauisch bin wie gegen abergläubische Leute. Ja, es ist meine Ueberzeugung, unser grober Rationalismus ist nur der Uebergang zu einer Periode, die kraft der Wissenschaft eine wahrhaft wunderthätige sein wird. Die Welt

---

Ihre Einsicht in gleicher Höhe stehe mit Ihrer Erfahrung. — Aber lassen wir den verneinenden Grund Liebigs gelten: was würde daraus folgen? Daß die gesammte Materie mit etwa sechsundfunfzig Ausnahmen, welche bisher nicht weiter zerlegt werden konnten, in einer fortwährenden Umwandlung begriffen ist. Es ist aber ein Gesetz unserer Vernunft, in der Natur eben sowol die Einheit der Substanz als die Einheit der Kraft und die Einheit des Systems anzunehmen; überdies drängt uns die Reihe der chemischen Zusammensetzungen und der einfachen Körper selbst unwiderstehlich zu dieser Annahme hin. Wie kann man sich also sträuben, die von der Wissenschaft gebrochene Bahn bis zum Ziele zu verfolgen und eine Hypothese anzunehmen, welche ein nothwendig gebotener Schluß aus der Erfahrung selbst ist?

Eben so wie Liebig die Umwandelbarkeit der Elemente leugnet, eben so verwirft er das Vonselbstentstehen der Lebenskeime. Verwirft man aber dies, ihr Vonselbstentstehen, so muß man nothwendig ihre Ewigkeit zugeben. Andererseits hat aber die Geologie dargethan, daß der Erdball nicht von Ewigkeit her bewohnt ist. Man müßte also ferner annehmen, daß in einem gewissen Augenblick die ewigen Keime der Thiere und Pflanzen vater- und mutterlos auf der Oberfläche des Erdballs zum Leben aufgeblüht wären. So führt uns die Verneinung der Vonselbstentstehung zur Hypothese eben dieser Vonselbstentstehung: enthält wol die so viel geschmähte Metaphysik einen größeren Widerspruch?

Man glaube darum nicht, daß ich den Werth und die Sicherheit der chemischen Theorien leugne, noch auch, daß ich die Atomenlehre für sinnlos halte, oder daß ich etwa die Ansicht der Epikuräer in Bezug auf die Vonselbstentstehung theile. Ich will, noch einmal sei es gesagt, nur darauf aufmerksam machen, daß vom principiellen Standpunkt aus die Chemie der äußersten Nachsicht bedürfe, weil sie nicht möglich ist, als unter der Bedingung, daß wir uns eine Anzahl von Annahmen gefallen lassen, welche sowol der Vernunft, als der Erfahrung widersprechen und sich gegenseitig aufheben.

ist in meinen Augen nur ein Laboratorium der Magie, in dem man auf Alles gefaßt sein muß . . . Doch nun zurück zur Sache.

Man würde sich also irren, wollte man sich nach dem flüchtigen Ueberblick, den ich von den religiösen Entwickelungsstufen gegeben, einbilden, die Metaphysik habe bereits ihr letztes Wort gesprochen über das Doppelräthsel, das in den vier Worten liegt: Dasein Gottes, Unsterblichkeit der Seele. Hier wie überall führen uns die am Besten begründeten und am Tiefsten eindringenden Schlüsse der Vernunft, Schlüsse, welche die theologische Frage für immer gelöst und beseitigt zu haben schienen, zurück zum anfänglichen Mysticismus, und enthalten die neuen Probleme einer unvermeidlichen Philosophie. Die Kritik der religiösen Ansichten nöthigt uns heutzutage sowol über uns selbst, als über die Religionen ein Lächeln ab; und dennoch ist der Inbegriff dieser Kritik nichts Anderes, als eine Erneuerung des Problems. In diesem Augenblick, wo ich schreibe, steht die Menschheit am Vorabend eines Tages, an dem sie Etwas anerkennen und behaupten wird, was ihr ein Aequivalent sein wird für den alterthümlichen Begriff der Gottheit; und das wird sie diesmal nicht mehr wie weiland in einer unwillkürlichen Bewegung, sondern mit der Ueberlegung und Kraft einer unüberwindlichen Dialektik ins Werk setzen.

Ich will in wenigen Worten versuchen, mich verständlich zu machen.

Giebt es einen Punkt, über den die Philosophen endlich mit einander einig geworden sind, so ist das jedenfalls die Unterscheidung der Vernunft und der Nothwendigkeit, des Subjekts im Denken und seines Objekts, des Ich und des Nicht-Ich; mit gewöhnlichen Worten: des Geistes und der Materie. Wol weiß ich, daß alle diese Worte nichts Wirkliches und Wahres ausdrücken, daß jedes derselben nur eine Spaltung des Absoluten bezeichnet, das allein wahr und wirklich ist, und daß sie, gesondert genommen, alle gleich sehr mit Widerspruch behaftet sind. Aber es steht auch eben so fest, daß das Absolute uns völlig unzugänglich ist, daß wir es nur in seinen gegensätzlichen Darlegungen kennen, die allein unserer Erfahrung anheimfallen, und daß, wenn die Einheit allein unsern Glauben ge-

winnen kann, doch der Dualismus die erste Bedingung der Wissenschaft ist.

Wer also denkt und wer wird gedacht? Was ist eine Seele, was ein Körper? Ich erkläre es für unmöglich, diesem Dualismus zu entkommen. Es ist mit den Wesenheiten, wie mit den Ideen: die ersteren erscheinen getrennt in der Natur, wie die letzteren im Verstande (entendement); und eben so wie die Ideen Gottes und der Unsterblichkeit der Seele, trotz ihrer Identität, sich nach einander und als Widersprüche in der Philosophie gesetzt haben, eben so setzen sich, trotz ihrer Verschmelzungen (ihres unterschiedlosen Ineinanderseins) im Absoluten, das Ich und das Nicht-Ich gesondert und als Widersprüche in der Natur, und wir haben Wesen, welche denken, und gleichzeitig andere, welche nicht denken.

Nun weiß aber jetzt Jeder, der sich die Mühe genommen hat, darüber nachzudenken, daß ein solcher Unterschied, so verwirklicht er sein mag, doch das Unbegreiflichste, Widersprechendste, Absurdeste ist, was der Vernunft aufstoßen kann. Das Sein begreift sich eben so wenig ohne die Eigenschaften des Geistes, als ohne die Eigenschaften der Materie, so daß, wenn Du den Geist leugnest, weil derselbe, sofern er keiner der Kategorien der Zeit, des Raumes, der Beweglichkeit, der Undurchdringlichkeit u. s. w. anheimfällt, aller der Merkmale entkleidet zu sein scheint, das Wirkliche ausmachen: ich meinerseits dann die Materie leugnen kann, welche, sofern sie mir nichts Bestimmbares darbietet, als ihre Passivität, nichts Erkennbares, als ihre Formen, sich nirgend als Ursache (willenbegabte und freie) offenbart und sich mir als Substanz gänzlich entzieht: und so kommen wir hinaus auf den reinen Idealismus, d. h. auf das Nichts. Aber das Nichts widersteht gewissen Ichweißnichtwas, welche lebendig sind und in einem Zustande, den ich nicht zu benennen vermag, in einem Zustande begonnener Zusammensetzung oder bevorstehender Zerlegung alle widerstreitenden Eigenschaften des Seins in sich selbst vereinigen. So müssen wir also anfangen mit einem Dualismus, von dem wir recht gut wissen, daß seine (einzelnen) Ausdrücke falsch sind, der uns aber unüberwindlich dazu zwingt, sofern er für uns die Bedingung der Wahrheit ist; kurz, wir sind

genöthigt, mit Descartes und dem Menschengeschlecht vom Ich, d. h. vom Geist anzuheben.

Seitdem sich aber die Religionen und Philosophien, durch die Forschung aufgelöst, verschmolzen haben zu der Theorie des Absoluten, wissen wir darum doch um Nichts besser, was der Geist ist, und unterscheiden uns hierin von den Alten nur durch den Reichthum der Sprache, mit der wir die uns umlagernde Dunkelheit ausschmücken. Der Unterschied ist nur, daß die Ordnung den Menschen früher auf eine außerweltliche, jetzt aber auf eine der Welt selbst innewohnende Einsicht hinzuweisen schien.

Gebe man ihr nun ihren Platz innerhalb oder außerhalb, sobald man ihr Vorhandensein auf Grund der Ordnung behauptet, muß man sie entweder überall annehmen, wo sich Ordnung zeigt, oder sie nirgend zugeben. Dem Haupte, welches die Ilias schuf, ist man um Nichts mehr, als dem Stoff, der sich zu Oktaedern krystallisirt, berechtigt, Einsicht beizulegen; und umgekehrt ist es eben so absurd, den Bau der Welt bloßen Naturgesetzen zuzuschreiben, ohne an ein ordnendes Ich zu denken, als den Sieg bei Marengo strategischen Kombinationen zuzuschreiben, ohne den Ersten Konsul mit in Anschlag zu bringen. Der ganze Unterschied, den man machen könnte, ist der, daß im letzteren Falle das denkende Ich gesondert verörtlicht ist im Gehirn Bonapartes, während in Bezug auf die Welt das Ich keinen eigenen Ort einnimmt, sondern sich durch Alles ausbreitet.

Die Materialisten haben geglaubt, mit der der ihrigen entgegengesetzten Ansicht leichten Kaufs fertig zu werden. Sie sagten, der Mensch habe die Vorstellung von der Welt seinem Körper ähnlich gemacht und seinen Vergleich damit vollendet, daß er dieser Welt eine Seele geliehen, ähnlich derjenigen, in welcher er den Urgrund seines Lebens und Denkens vermuthete. Somit schrumpften denn alle Beweisgründe für das Dasein Gottes zusammen zu einer Analogie, die um so falscher, als der Hauptpunkt der Vergleichung selbst ein hypothetischer sei.

Ich bin wahrlich nicht willens, den alten Syllogismus zu vertheidigen, der so lautet: jede Anordnung setzt eine ordnende Einsicht voraus; nun herrscht aber in der Welt eine bewundernswürdige

Ordnung; folglich ist die Welt das Werk eines einsichtsvollen Wesens. Dieser Schluß, so endlos durchgedroschen seit Moses und Hiob, ist keineswegs eine Lösung, vielmehr nur die Formel des Räthsels, um dessen Lösung es sich handelt.

Wir wissen vollkommen klar, was Ordnung ist, aber durchaus nicht, was wir mit den Worten: Seele, Geist oder Vernunft sagen wollen; wie können wir also logisch von dem Vorhandensein des Einen auf das Dasein des Andern schließen? Ich muß daher den angeblichen Beweis für das Dasein Gottes aus der Ordnung der Welt bis auf eine umfassendere Untersuchung verwerfen, und kann in ihm höchstens eine der Philosophie aufgegebene Gleichung sehen. Zwischen dem Gedanken der Ordnung und der Behauptung des Geistes ist noch ein wahrer Abgrund von Metaphysik auszufüllen, und es fällt mir, ich sag' es noch einmal, nicht ein, das Problem für den Beweis zu halten.

Allein es ist nicht dies, um was es sich in diesem Augenblicke handelt. Ich habe darthun wollen, daß die menschliche Vernunft nothwendig und unwiderstehlich hingeführt wird zu der Unterscheidung des Seins in Ich und Nicht-Ich, Geist und Materie, Seele und Leib. Wer sieht nun nicht ein, daß der Einwurf der Materialisten gerade das beweist, was er zu leugnen bezweckt? Der Mensch unterscheidet in sich selbst ein geistiges und ein materielles Princip: was ist denn dies anders, als die Natur selbst, die abwechselnd ihr zwiefältiges Wesen darlegt und Zeugniß giebt von ihren eignen Gesetzen? Zugleich mache ich auf die Inkonsequenz des Materialismus aufmerksam: er leugnet und ist gezwungen zu leugnen, daß der Mensch frei sei; je weniger Freiheit nun der Mensch hat; desto gewichtiger werden seine Aussprüche, desto mehr müssen sie angesehen werden als der Ausdruck der Wahrheit. Wenn ich diese Maschine sagen höre: Ich bin Seele und Leib; so verwundert und verwirrt mich zwar eine solche Offenbarung, erhält aber in meinen Augen ein unvergleichlich größeres Gewicht, als die Aussage des Materialisten, welcher am Bewußtsein der Natur ändert und sie sagen läßt: Ich bin Materie, Nichts als Materie, und die Vernunft ist weiter Nichts als die Fähigkeit dieser Materie, zu erkennen.

Wie stände es, wenn ich nun zum Angriff überginge und be-

wiese, wie das Dasein des Körpers, mit anderen Worten: die Wirklichkeit einer rein körperlichen Natur eine unhaltbare Ansicht sei? —

Die Materie, sagt man, ist undurchdringlich.

— Undurchdringlich? für wen oder was? will ich fragen.

Nun, offenbar für sich selbst, denn man wird doch nicht zu sagen wagen: für den Geist, denn das hieße ja zugeben, was man beseitigen will. Hierüber stelle ich eine doppelte Frage: Was wißt Ihr davon? und was bedeutet es?

1) Die Undurchdringlichkeit, eine Eigenschaft, mit welcher man die Materie zu definiren beansprucht, ist Nichts als eine Hypothese unaufmerksamer Naturforscher, ein roher Schluß, abgeleitet aus einem oberflächlichen Urtheil. Die Erfahrung zeigt uns an der Materie eine Theilbarkeit bis ins Unendliche, eine Dehnbarkeit bis ins Unendliche, eine Porosität, deren Grenzen wir nicht angeben können, eine Durchdringlichkeit für Wärme, Elektricität und Magnetismus, und gleichzeitig eine Fähigkeit, sie zurückzuhalten, alles dies in unbegrenztem Maße (?), Verwandtschaften, wechselwirkende Beziehungen und Verwandlungen ohne Zahl: lauter Dinge, die wenig verträglich sind mit der Annahme eines undurchdringlichen aliquid. Die Elastizität, die noch leichter als irgend eine andere Eigenschaft der Materie durch die Idee der Feder- oder Widerstandskraft zu jener der Undurchdringlichkeit führen konnte, ist je nach den Umständen tausendfältig verschieden und hängt gänzlich ab von der Molekularattraktion: was aber wäre unversöhnlicher mit der Undurchdringlichkeit als eben diese Attraktion? Endlich giebt es eine Wissenschaft, welche man in aller Strenge definiren könnte als di Wissenschaft von der Durchdringlichkeit der Materie: die Chemie. Denn worin unterschiede sich wol das, was man die chemische Verbindung nennt, von einer Durchdringung [1])? Kurz,

---

1) Die Chemiker unterscheiden Mischung und Verbindung, ganz wie die Logik die Zusammenstellung der Ideen von ihrer Zusammensetzung (Synthèse) unterscheidet. Freilich wäre nach der Meinung der Chemiker auch die Verbindung Nichts als eine Mischung oder vielmehr eine nicht mehr zufällige, sondern regelmäßig geordnete Aggregation der Atome, die hienach verschiedene Verbindungen nur durch die Verschiedenheit ihrer Anordnung erzeugen würden. Allein auch dies ist wieder eine rein in der Luft schwebende Hypothese, eine Hypothese, die Nichts

man kennt von der Materie weiter Nichts, als ihre Formen; was die Subſtanz betrifft, vollends gar Nichts.

Wie iſt es daher nur möglich, die Wirklichkeit eines Weſens zu behaupten, das unſichtbar, ungreiflich, unhaltbar iſt, ſtets ein anderes wird, ſtets entflieht und undurchdringlich nur für den Gedanken iſt, von dem es Nichts von ſich blicken läßt, als ſeine Vermummungen? Materialiſt, ich geſtatte dir die Wirklichkeit deiner Sinneseindrücke zu verſichern: in Bezug auf das, was dieſelben veranlaßt, kannſt du Nichts ſagen, was nicht folgende Doppelbeziehung enthielte: ein Etwas (das du Materie nennſt) iſt der Anlaß von Eindrücken, die einem andern Etwas (das ich Geiſt nenne) zukommen.

2) Woher aber kommt denn dieſe Annahme von der Undurchdringlichkeit der Materie, die durch Nichts in der äußeren Wahrnehmung gerechtfertigt wird, die nicht wahr iſt, und welchen Sinn hat ſie?

Hier zeigt ſich der Triumph des Dualismus. Nicht das Zeug-

---

erklärt und nicht einmal das Verdienſt hat, logiſch zu ſein. Wie ſollte eine rein numeriſche oder geometriſche Verſchiedenheit in der Zuſammenſetzung und der Form des Atoms ſo verſchiedene phyſiologiſche Eigenſchaften zu Wege bringen? Wenn die Atome untheilbar und undurchdringlich ſind, wie kommt es dann, daß ihre angeblich nur auf mechaniſche Wirkungen beſchränkte Verbindung ſie nicht unveränderlich läßt in Bezug auf ihr Weſen? Wo iſt hier die Beziehung zwiſchen der angenommenen Urſache und der erzielten Wirkung?

Wir müſſen Mißtrauen ſetzen in unſere Geiſtesoptik: es verhält ſich mit den chemiſchen Theorien wie mit den pſychologiſchen Syſtemen. Der Verſtand arbeitet, um ſich Rechenſchaft zu geben von den Erſcheinungen, mit den Atomen, die er nicht ſieht und nie ſehen wird, wie mit einem Ich, das er eben ſo wenig gewahr wird: er wendet auf Alles ſeine Kategorien an, d. h. er unterſcheidet, individualiſirt, verleiblicht, zählt einzeln auf und ſtellt einander gegenüber, was, gleichviel ob materiell oder immateriell, aufs Tiefſte identiſch und unzerleglich iſt. Die Materie ſowol, als auch der Geiſt ſpielen in unſeren Augen alle möglichen Rollen, und da ihre Metamorphoſen nichts Willkürliches haben, ſo nehmen wir daraus Anlaß, dieſe pſychologiſchen und atomiſtiſchen Theorien aufzubauen, die in ſo weit Wahrheit haben, als ſie uns in der Sprache des Herkommens getreulich die Reihe der Erſcheinungen darſtellen, die aber durchaus falſch werden, ſobald ſie den Anſpruch erheben, ihre Abſtraktionen zu verwirklichen und buchſtäblich zum Abſchluß zu bringen.

niß der Sinne, wie die Materialisten und der große Haufe sich vorstellen, sondern das Bewußtsein ist es, was die Materie für undurchdringlich erklärt hat. Das Ich, eine unerfaßliche Natur, die sich frei, unterschieden und dauernd fühlt und außerhalb ihrer eine andere, ebenfalls unerfaßliche, aber auch unterschiedene und trotz ihrer Verwandlungen dauernde Natur antrifft, spricht kraft der Eindrücke und Ideen, die es von dieser Wesenheit eingegeben erhält, den Satz aus, daß das Nicht-Ich ausgedehnt und undurchdringlich sei. Die Undurchdringlichkeit ist ein figürliches Wort, ein Bild, unter dem der Gedanke, als eine Abspaltung vom Absoluten, die materielle Wirklichkeit, die andere Abspaltung vom Absoluten vorstellt: aber diese Undurchdringlichkeit, ohne welche die Materie sich verflüchtigt, ist in letzter Zerlegung weiter Nichts als ein eigenthätiges Urtheil des innerlichsten Sinnes, ein metaphysisches a priori, eine nicht gerechtfertigte Hypothese — des Geistes.

So mag also die Philosophie, nachdem sie den theologischen Dogmatismus gestürzt hat, die Materie vergeistigen oder den Gedanken materialisiren, das Seyn zur Idee erheben oder die Idee in die Wirklichkeit setzen; oder aber sie mag auch Substanz und Ursache identificiren und überall die Kraft unterstellen, lauter Phrasen, die Nichts erklären und Nichts bedeuten: stets führt sie uns zurück zum ewigen Dualismus und nöthigt uns, indem sie uns zwingt, an uns selbst zu glauben, an Gott, wenn nicht an die Geister, zu glauben. Allerdings ist die Philosophie dadurch, daß sie den Geist in die Natur zurückversetzt, im Unterschiede von den Alten, welche ihn von ihr trennten, zu jenem berühmten Schluß gediehen, welcher so ziemlich die ganze Frucht ihrer Forschungen zusammenfaßt: „Im Menschen weiß der Geist sich selbst, während er, wie es uns scheint, in allem Andern sich nicht weiß. — „Was im Menschen wacht, im Thiere träumt und im Steine schläft . . .“ hat ein Philosoph gesagt.

Die Philosophie weiß also in ihrer letzten Stunde um Nichts mehr, als in der Stunde ihrer Geburt: als wäre sie nur in die Welt getreten, um das Wort des Sokrates zu bestätigen, sagt sie, sich feierlich in ihren Sterbemantel einhüllend: Ich weiß, daß ich Nichts weiß. Ja noch mehr, die Philosophie weiß jetzt, daß alle

ihre Urtheile auf zwei gleich falschen, gleich unmöglichen und dennoch gleich nothwendigen und gebotenen Hypothesen beruhen, auf den Hypothesen vom Geist und von der Materie. Während also früher die religiöse Unduldsamkeit und das philosophische Gezänk, überall Finsterniß verbreitend, den Zweifel verboten und zu einer lüstern-bequemen Gedankenlosigkeit aufforderten, macht jetzt der Triumph der Negation auf allen Punkten diesen Zweifel sogar unmöglich; der von jeder Fessel befreite, aber durch seine eigene Errungenschaft besiegte Gedanke ist gezwungen, zuzugeben, was ihm als ein klarer Widerspruch und als absurd erscheint. Die Wilden halten die Welt für einen großen Fetisch, der unter der Obhut des großen Manittu stehe. Im Verlauf dreier Jahrtausende haben die Dichter, die Gesetzgeber und Träger der Civilisation, indem sie sich die Lampe der Philosophie von Geschlecht zu Geschlecht überreichten, Nichts geschrieben, was erhabener wäre als dies Glaubensbekenntniß. Und siehe, im Augenblick, wo die lange Verschwörung gegen Gott, die sich selbst Philosophie genannt hat, ein Ende nimmt, jetzt schließt die emancipirte Vernunft ganz wie die Vernunft der Wilden: Die Welt ist ein Nicht-Ich, von einem Ich zum Objekt gemacht.

Die Menschheit ist also unausweichlich-gezwungen zur Annahme vom Dasein Gottes. Hat sie nun aber während der langen Periode, die mit unserer Zeit abschließt, an die Wirklichkeit ihrer Hypothese geglaubt; hat sie den unbegreiflichen Gegenstand derselben angebetet; besteht sie nun, da sie sich in dieser Glaubensthat erfaßt hat, wissentlich aber darum nicht freier auf dieser Annahme eines obersten Wesens, von dem sie weiß, daß es weiter Nichts ist, als eine Verpersönlichung ihres eigenen Gedankens; ja, steht sie im Begriff, ihre magischen Anrufungen aufs Neue zu beginnen: so fühlt man sich gedrungen zu dem Glauben, daß ein so staunenerregendes Blendebild irgend ein Geheimniß in sich berge, das wol verdiene, ergründet zu werden.

Ich sage Blendebild und Geheimniß, bin aber damit weder gemeint, den übermenschlichen Gehalt der Gottesidee zu leugnen, noch die Nothwendigkeit einer neuen Symbolik, ich meine einer neuen Religion zu behaupten. Denn wenn es allerdings nicht zu bezweifeln ist, daß die Menschheit, indem sie Gott, oder was man sonst will,

unter dem Namen des Ichs oder Geistes behauptet, nur sich selbst behauptet, so läßt sich doch eben so wenig leugnen, daß sie sich damit als ein Anderes, als das, als was sie sich kennt, behauptet. Das geht aus allen Mythologien, wie aus allen Theodiceen hervor. Da diese Behauptung überdies unwiderstehlich ist, beruht sie ohne Zweifel auf geheimen Beziehungen, welche wo möglich wissenschaftlich zu bestimmen von der größten Wichtigkeit ist.

Mit anderen Worten: der Atheismus, auch Humanismus genannt, wäre, wenn er beim Menschen, wie er von Natur ist, stillstände, wenn er die erste Behauptung der Menschheit: ein Sohn, ein Ausfluß, ein Bild, Abglanz oder Wort Gottes zu sein, als eine Täuschung verwärfe, — der Humanismus, sage ich, wäre dann, wenn er so seine eigene Vergangenheit verleugnete, nur ein Widerspruch mehr.

Wir sind also genöthigt, die Kritik des Humanismus zu unternehmen, d. h. zu prüfen, ob die Menschheit, in ihrer Gesammtheit und in allen Perioden ihrer Entwickelung betrachtet, der göttlichen Idee genügend entspricht, selbst wenn man absieht von den hyperbolischen und phantastischen Eigenschaften Gottes. Kurz, wir müssen untersuchen, ob die Menschheit zu Gott hinstrebt, wie das alte Dogma sagt, oder ob sie selbst Gott wird, wie sich die Modernen ausdrücken. Vielleicht finden wir zuletzt, daß die beiden Systeme trotz ihres scheinbaren Widerspruchs beide wahr und im Grunde identisch sind: dann wäre die Unfehlbarkeit der menschlichen Vernunft in ihren Gesammtdarlegungen wie in ihren überlegten Spekulationen laut bestätigt. — Kurz, so lange wir nicht die Gotteshypothese durch Anwendung auf den Menschen geprüft haben, hat die atheistische Leugnung nichts Entscheidendes.

Es bleibt uns also noch übrig, die Gottesidee wissenschaftlich, d. h. empirisch darzuthun, was bisher noch nicht versucht worden ist; denn die Theologie erging sich im Dogmenstreit über das Gewicht ihrer Mythen, die Philosophie in der Spekulation vermittelst ihrer Kategorien, und so blieb Gott ein transcendentaler, d. h. der Vernunft unzugänglicher Begriff, und die Hypothese besteht stets fort.

Sie besteht, sage ich, diese Hypothese, und sie besteht lebendiger und unerbittlicher denn jemals.

Wir sind angelangt bei einer jener prophetischen Epochen, in denen die Gesellschaft, die Vergangenheit verschmähend und qualvoll beunruhigt von der Zukunft, bald in toller Brunst die Gegenwart umklammert und etlichen einsamen Denkern die Sorge überläßt, den neuen Glauben vorzubereiten, bald wieder aus dem Abgrund ihrer Genüsse emporschreit zu Gott und ein Zeichen des Heiles begehrt oder im Schauspiel ihrer eigenen Revolutionen gleich wie in den Eingeweiden eines Opferthieres das Geheimniß ihrer Bestimmung zu enträthseln sucht.

Was brauche ich noch weiter einzudringen? Die Gotteshypothese ist eine berechtigte, denn sie drängt sich jedem Menschen unwillkürlich auf; sie kann mir also von Niemand zum Vorwurf gemacht werden. Der Gläubige kann nicht weniger thun, als mir die Annahme gestatten, daß Gott dasei; der Leugner muß es mir ebenfalls gestatten, weil er dasselbe vor mir angenommen, sofern jede Verneinung eine vorherige Bejahung in sich schließt; der Zweifler endlich braucht nur einen Augenblick nachzudenken, um zu begreifen, daß sein Zweifel nothwendig ein Ichweißnichtwas voraussetzt, das er früher oder später Gott nennen wird.

Besitze ich aber das Recht, Gott anzunehmen durch die Thatsache meines Denkens, so muß ich das Recht, ihn bestimmt zu behaupten, mir erst erobern. Mit anderen Worten: wenn meine Hypothese sich unwiderstehlich aufdrängt, so ist sie vorläufig Alles, was ich beanspruchen darf. Denn fest behaupten heißt bestimmen, und jede Bestimmung muß, wenn sie wahr sein soll, empirisch gegeben werden. Wer nämlich von Bestimmung (determination) spricht, muß damit die Beziehungen, die Bedingtheit durch Eigenschaften, die Erfahrung meinen. Da somit die Bestimmung des Gottesbegriffs für uns aus einer empirischen Darlegung herfließen soll, müssen wir uns alles Dessen enthalten, was bei der Erforschung dieser hohen unbekannten Größe als nicht durch die Erfahrung gegeben über die Erfahrung hinausginge, wofern wir nicht den Widersprüchen der Theologen noch einmal an-

heimfallen, und demnach aufs Neue den Protest des Atheismus herausfordern wollen.

IIII.

Ich habe noch zu fragen, warum ich in einem Buch über Staatsökonomie von der Grundhypothese aller Philosophie ausgehen mußte.

Zunächst bedarf ich der Gotteshypothese, um der Wissenschaft von der Gesellschaft ihr Daseinsrecht zu begründen.

Der Astronom stützt sich, um das Weltgebäude zu erklären, zunächst ausschließlich auf den Schein, und nimmt in Uebereinstimmung mit der Meinung des Volks den Himmel an als ein Gewölbe, die Erde als eine Fläche, die Sonne als einen ballongroßen Körper, der seine Bahn durch die Luft von Osten nach Westen beschreibe; er setzt also die Unfehlbarkeit der Sinne voraus, mit dem Vorbehalt, die Annahme, von welcher er ausgehen mußte, später je nach Maßgabe der Beobachtungen zu berichtigen. Die astronomische Philosophie konnte nämlich nicht von vorne herein (a priori) annehmen, daß die Sinne uns täuschen, und daß wir nicht sehen, was wir sehen; denn was würde bei einem solchen Grundsatz aus der Gewißheit der Astronomie? Da sich aber die Berichte der Sinne unter gewissen Umständen durch sie selbst berichtigen und ergänzen lassen, so bleibt das Ansehen der Sinne unerschütterlich, und die Astronomie ist möglich.

Eben so giebt die Philosophie der Gesellschaftswissenschaft nicht von vorne herein zu, daß die Menschheit in ihren Thaten sich täuschen oder getäuscht werden können: denn was würde sonst aus der Geltung des Menschengeschlechts, d. h. aus der Geltung der Vernunft, die im Grunde nur ein Synonymum ist für die Souveränität des Volkes? Sie ist aber der Meinung, daß die menschlichen Urtheile, stets wahr in dem, was sie Gegenwärtiges und Unmittelbares haben, sich ergänzen und in ihrem Verlauf einander aufklären können nach Maßgabe der Aneignung von Ideen, so daß sie stets die allgemeine Vernunft mit dem Nachdenken des Einzelnen in Ein-

klang bringen und die Sphäre der Gewißheit unaufhörlich ausdehnen: was jederzeit die Geltung menschlichen Urtheils bestätigen heißt.

Nun lautet aber das erste Urtheil der Vernunft, der Eingang zu jeder Staatsverfassung, die eine Weihe und einen Grundsatz sucht, nothwendig: Es ist ein Gott, das heißt: die Gesellschaft wird mit Ueberlegung, Vorbedacht und Einsicht regiert. Dies Urtheil also, das den Zufall ausschließt, ist das, was die Möglichkeit einer Wissenschaft von der Gesellschaft begründet; mithin muß jedes historische und positive Studium der gesellschaftlichen Thatsachen, welches Verbesserung und Fortschritt zum Zweck hat, mit dem Volke das Dasein Gottes annehmen, unter dem Vorbehalt freilich, später über das Urtheil Rechenschaft zu geben.

So ist denn die Geschichte der Gesellschaften für uns nichts Anderes, als ein langes Bestimmen der Gottesidee, eine fortschreitende Offenbarung der Bestimmung (destinée) des Menschen. Die Weisheit des Alterthums machte Alles abhängig von der willkürlichen und phantastischen Vorstellung von der Gottheit, unterdrückte Vernunft und Bewußtsein, und hemmte die Bewegung durch die Furcht vor einem unsichtbaren Gebieter. Die neue Philosophie dagegen kehrt das Verfahren gerade um: sie bricht eben so sehr die göttliche als die menschliche Autorität, läßt sich keine andere bindende Macht gefallen, als die der Thatsache und Erwiesenheit, und läßt alle Fäden zu der theologischen Hypothese hin als dem letzten ihrer Probleme zusammenlaufen.

Der humanistische Atheismus ist also die letzte Stufe der sittlichen und geistigen Befreiung des Menschen, mithin die letzte Phase der Philosophie, die den Uebergang bildet zum Wiederaufbau oder zur wissenschaftlichen Bestätigung aller gestürzten Dogmen.

Ich bedarf der Gotteshypothese, nicht nur, wie ich so eben gesagt, um der Geschichte einen Sinn zu geben, sondern um auch ferner die Reformen zu rechtfertigen, welche im Namen der Wissenschaft im Staate zu bewerkstelligen sind.

Mögen wir nun die Gottheit ansehen als außerhalb der Gesellschaft stehend, deren Bewegungen sie von oben herab leite (eine durchaus in der Luft schwebende und sehr wahrscheinlich täuschende Ansicht); — mögen wir sie uns denken als der Gesellschaft ein-

wohnend (immanent) und identisch mit jener unpersönlichen, unbewußten Vernunft, die instinktähnlich den Gang der Civilisation bedingt (obgleich die Unpersönlichkeit und das Nichtwissen von sich selbst der Idee der Einsicht widerstreiten); möge endlich Alles, was sich in der Gesellschaft ereignet, hervorgehen aus dem Verhältniß ihrer Elemente (ein System, dessen ganzes Verdienst darin besteht, ein Aktives in ein Passives zu verwandeln, die Einsicht zur Nothwendigkeit zu machen, oder was auf dasselbe hinauskommt, das Gesetz als die Ursache aufzufassen): stets wird daraus folgen, daß die Aeußerungen der gesellschaftlichen Thätigkeit, sofern sie uns nothwendig entweder als Zeichen des Willens des Höchsten Wesens oder als eine Art typischer Sprache der allgemeinen und unpersönlichen Vernunft, oder endlich als Schößlinge der Nothwendigkeit erscheinen, daß diese Aeußerungen für uns von unbedingter Autorität sein werden. Ihre Reihe ist verkettet, sowol in der Zeit als im Geiste, und so bestimmen und rechtfertigen denn die vollbrachten Thatsachen die zu vollbringenden; Wissenschaft nnd Bestimmung (destin) sind in Uebereinstimmung; da Alles, was geschieht, aus der Vernunft hervorgeht und umgekehrt die Vernunft nur nach der Erfahrung des Geschehens urtheilt, so hat die Wissenschaft das Recht, theilzunehmen an der Regierung, und was ihre Zuständigkeit als Rath begründet, rechtfertigt ihr Eintreten als oberste Herrscherin.

Die Wissenschaft, die als göttlich bezeichnet, anerkannt und angenommen wird von der Stimme Aller, ist die Königin der Welt. So ist, Dank der Gotteshypothese, jede Stillstands- oder Rückschritts-Opposition, jedes von der Theologie, der überlieferten Satzung oder dem Egoismus vorgeschlagene Ruheziel, von welchem ab nichts Neues aufzunehmen sei, entschieden und unwiderruflich beseitigt.

Ich bedarf der Gotteshypothese, um das einigende Band zwischen Civilisation und Natur aufzuzeigen.

In der That, diese staunenswerthe Hypothese, durch welche sich der Mensch dem Absoluten verähnlicht, enthält in sich die Identität der Natur- und Vernunftgesetze und gestattet uns dadurch, in der menschlichen Industrie die Ergänzung des Schöpfungswerkes zu sehen, macht den Menschen und den Ball, den er bewohnt, sammtverbindlich

(solidaire) und läßt uns in den Arbeiten zur Nutzung dieses Erbguts, in welches die Vorsehung uns hineingesetzt hat, und welches so zum Theil unser Werk wird, den ersten Grund und Zweck aller Dinge erblicken. Wenn daher die Menschheit nicht selbst Gott ist, so ist sie doch eine Fortsetzung Gottes, oder, wenn man eine andere Ausdrucksweise lieber hat: was die Menschheit heutzutage mit Bewußtsein thut, ist dasselbe, was sie einst instinktmäßig begonnen und was die Natur aus Nothwendigkeit zu leisten scheint. In allen diesen Fällen, und welche Ansicht man auch wählen möge, Eines bleibt unanzweifelbar, die Uebereinstimmung der Thätigkeit und des Gesetzes. Als einsichtbegabte Wesen, als die Spieler eines mit Einsicht geleiteten Dramas können wir keck von uns auf die Welt und das Ewige schließen, und, wenn wir die Arbeit unter uns entschieden organisirt haben, mit Stolz ausrufen: die Schöpfung ist dargelegt.

Somit ist das Gebiet der Philosophie begrenzt: die Ueberlieferung ist der Ausgangspunkt aller Spekulation über die Zukunft; das Nirgendheim ist für immer beseitigt; das Studium des Ich, übertragen vom Bewußtsein des Einzelnen auf die Aeußerungen des gesellschaftlichen Willens, gewinnt den Charakter der Objektivität, dessen es bisher beraubt gewesen ist; die Geschichte wird Psychologie, die Theologie Anthropologie, die Naturwissenschaften Metaphysik, die Theorie der Vernunft leitet sich nicht mehr aus der Leere des reinen Denkens her, sondern aus den zahllosen Gestalten einer der Beobachtung reichlich und unmittelbar zugänglichen Natur.

Ich bedarf der Gotteshypothese um meinen guten Willen zu beweisen, gegenüber einer Menge von Sekten, deren Ansichten ich nicht theile, deren Groll ich aber fürchte, als da sind: Theisten; unter denen ich Manchen weiß, der für die Sache Gottes bereit wäre, das Schwert zu ziehen, und wie Robespierre, die Guillotine spielen zu lassen bis zur Vernichtung des letzten Gottlosen, ohne zu ahnen, daß dieser letzte Gottlose niemand Anders wäre als er selbst; Mystiker, deren Partei zum großen Theil aus Studenten und Frauen besteht und, dem Banner der Herren Lamennais, Quinet, Lerour u. A. folgend, zu ihrem Wahlspruch das Sprüchwort: „Wie der Herr, so der Knecht, wie der Gott, so das Volk“ erhoben hat, und um

den Lohn der Arbeiter zu regeln, mit der Herstellung der Religion den Anfang macht; Spiritualisten, die, wenn ich die Rechte des Geistes verkennen wollte, mich beschuldigen würden, den Kultus der Materie zu begründen, wogegen ich mit aller Kraft meiner Seele Protest einlege; — Sensualisten und Materialisten, denen das göttliche Dogma das Symbol des Zwanges und der Grundsatz der Knechtung der Leidenschaften ist, außerhalb welcher es, wie sie sagen, für den Menschen weder Lust noch Tugend noch Geist giebt; — Eklektiker und Skeptiker, die ihren Buchhandel treiben mit allen alten Philosophien, aber, da sie selbst nicht philosophieren, eine weitumfassende approbirte unb privilegirte Gilde gebildet haben gegen Jeden, der ohne ihre Genehmigung denkt, glaubt oder behauptet; — endlich Rückschrittsmänner, Egoisten und Heuchler, die aus Nächstenhaß die Liebe Gottes predigen, seit der Sündfluth her alles Unglück der Welt der Freiheit zur Last legen und die Vernunft verläumden im Bewußtsein ihrer Dummheit.

Sollte es wol möglich sein, daß man Anklage erhöbe gegen eine Hypothese, welche weit entfernt ist, die ehrwürdigen Gebilde des Glaubens zu lästern und vielmehr darnach trachtet, sie in ihr volles Licht zu stellen; anstatt die überlieferten Dogmen und Vorurtheile des Bewußtseins zu verwerfen, sie vielmehr prüfend zu bestätigen (vérifier) anheischig ist; welche zwar die ausschließlichen Meinungen von sich ablehnt, dafür aber die Unfehlbarkeit der Vernunft als Axiom aufstellt und, Dank diesem fruchtbaren Grundsatz, sich nie zweifellos aburtheilend gegen eine der (unter sich) gegnerischen (antagonistes) Sekten aussprechen wird? Sollte es wol möglich sein, daß die Konservativen der Religion und Politik mir vorwerfen, ich störte die Ordnung der Gesellschaften, wenn ich ausgehe von der Hypothese einer unbeschränkten obersten Einsicht, als dem Urquell jedes Gedankens der Ordnung; daß die halbchristlichen Demokraten mich verfluchen als einen Feind Gottes und mithin als Verräther an der Republik, wenn ich den Sinn und Inhalt der Gottesidee erforsche; und daß die universell gesinnten Männer des Handels es mir als Gottlosigkeit auslegen, daß ich die Unhaltbarkeit (non-valeur) ihrer philosophischen Erzeugnisse nachweise, während ich gerade behaupte, daß die Philosophie sich hineinstudiren müsse in ihren Gegenstand,

das heißt in die thatsächlichen Aeußerungen der Gesellschaft und der Natur? . . .

Ich bedarf der Gotteshypothese ferner zur Rechtfertigung meines Styls.

Ich weiß Nichts von Allem, was sich auf Gott, die Welt, die Seele, das Schicksal bezieht; ich muß verfahren, wie der Materialist, d. h. Beobachtung und Erfahrung zu Grunde legen, meine Folgerungen aber in der Sprache des Glaubens ausdrücken, weil es keine andere giebt; ich weiß nicht, ob meine Formeln, die ohne mein Dazuthun theologisch sind, im eigentlichen oder figürlichen Sinne zu nehmen sind; ich bin genöthigt bei dieser fortwährenden Betrachtung Gottes, des Menschen und der Dinge mich der Synonymie aller der Ausdrücke zu unterziehen, welche die drei Kategorien des Gedankens, des Wortes und der Handlung umfassen, will aber doch auf der einen Seite eben so wenig als auf der anderen schon Etwas behaupten: und so erheischt es denn die Strenge der Dialektik, daß ich Nichts mehr und Nichts weniger voraussetze als diese unbekannte Größe, welche man Gott nennt. Wir sind voll der Gottheit, Jovis omnia plena; unsere Denkmale, unsere Ueberlieferungen, unsere Gesetze und Ideen, unsere Sprachen und Wissenschaften, Alles ist durch und durch angesteckt von diesem Aberglauben, außerhalb dessen es uns nicht möglich ist, weder zu sprechen noch zu handeln, ohne den wir nicht einmal denken.

Ich bedarf endlich der Gotteshypothese, um das Erscheinen dieser neuen Druckschrift zu erklären.

Unsere Gesellschaft fühlt, daß sie schwanger geht mit Ereignissen, und beunruhigt sich um die Zukunft: wie läßt sich Rechenschaft geben über diese dunkeln Vorgefühle, wenn man nur eine allgemeine, wenn man will, immanente und fortdauernde, aber unpersönliche und somit stumme Vernunft zu Hülfe nehmen will? — oder vermöge der Idee der Nothwendigkeit, welche ja das enthält, daß die Nothwendigkeit sich kenne, mithin Vorgefühle habe? Es bleibt also noch einmal die Hypothese eines Antreibers oder einer sie besessen haltenden Macht (incube), welche die Gesellschaft vorwärts drängt und sie Visionen erblicken läßt.

Wenn die Gesellschaft weissagt, so fragt sie durch den Mund des

Einen und antwortet durch den Mund der Andern. Und weise ist dann der Mann, der zu hören und zu verstehen weiß, denn Gott selbst hat gesprochen, quia locutus est Deus.

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hat folgende Aufgabe gestellt.

Es sollen die allgemeinen Thatsachen, welche das Verhältniß des (Rein-) Gewinns zum Lohne regeln, bestimmt und die betreffenden Schwankungen dieses Verhältnisses dargelegt werden.

Vor einigen Jahren fragte dieselbe Akademie: „Welches sind die Ursachen der Noth? In der That, das neunzehnte Jahrhundert hat nur einen Gedanken: Gleichheit und Reform. Allein der Geist weht, wohin er will. Viele machten sich daran, die Frage zu durchforschen, aber Niemand gab eine Antwort. Das Kollegium der Haruspices hat also seine Frage wiederholt, aber diesmal in bestimmteren Ausdrücken. Es will wissen, ob Ordnung herrscht in den Werkstätten; ob die Löhne mit Billigkeit angesetzt sind; ob Freiheit und Privilegium sich richtig ausgleichen und die Wage halten; ob der Begriff des Werths, der das gesammte Gebiet des Austausches beherrscht, in den Formen, in denen ihn die Staatsökonomen ausgedrückt haben, hinlänglich genau bestimmt ist; ob der Kredit die Arbeit schützt oder fördert; ob die Zirkulation regelmäßig ist; ob die Lasten der Gesellschaft alle Schultern gleich drücken u. s. f.

Da nun die Noth zur unmittelbaren Ursache die Unzulänglichkeit des Einkommens hat, so kommt es in der That darauf an, zu erfahren, wie, abgesehen von Unglücksfällen und eigenem Verschulden, das Einkommen des Arbeiters unzureichend ist. Es ist immer dieselbe Frage der Vermögensungleichheit, die schon vor einem Jahrhundert so großen Lärm machte und jetzt vermöge eines merkwürdigen Verhängnisses unaufhörlich wieder auftaucht in den Programmen der Akademien, als liege in ihr der eigentliche Knoten, den die neueste Zeit zu lösen habe.

Die Gleichheit also, ihr Prinzip, ihre Mittel, ihre Hindernisse, ihre Theorie, die Gründe ihrer Vertagung, die Ursachen der Unbilden der Gesellschaft und der Vorsehung: das Alles ist es, was man die Welt zu lehren hat, trotz aller Spöttereien des Unglaubens.

Ich weiß wol, daß die Absichten der Akademie nicht so tief gehen, und daß sie vor Neuerungen einen Abscheu hat, wie ein Konzil; jemehr sie sich aber der Vergangenheit zuwendet, desto mehr spiegelt sie uns die Zukunft, desto mehr also haben wir an ihre Inspiration zu glauben, denn die wahren Propheten sind diejenigen, welche selbst nicht verstehen, was sie verkünden. Hören wir sie an:

„Wie läßt sich," hat die Akademie gefragt, „das Prinzip der freiwilligen Association unter Privatleuten am Besten anwenden zur Minderung der Noth?

Ferner stellte sie die Aufgabe:

„Die Theorie und die Prinzipien des Versicherungsvertrages darzulegen, die Geschichte desselben zu geben und aus dem bisherigen System und den Thatsachen die Weiterentwickelung abzuleiten, die sich diesem Vertrage geben läßt, so wie die verschiedenen nützlichen Anwendungen, welche derselbe auf der Stufe erlaubt, auf der gegenwärtig unser Handel und unsere Industrie stehen.

Die Publizisten gaben zu, daß die Versicherung als eine Keimform der Sammtverbindlichkeit im Handel, eine Association in der Sache, societas in re, ist, d. h. eine Gesellschaft, deren Bedingungen, sofern sie auf rein ökonomischen Verhältnissen beruhen, der freien Willkür des Menschen entschlüpfen. Somit würde eine Philosophie des Versicherungswesens oder der gegenseitigen Verbürgung der Interessen, die aus der allgemeinen Theorie der wirklichen Gesellschaften in re abgeleitet wäre, die Formel der allgemeinen Association enthalten, an welche in der Akademie Niemand glaubt. Und wenn die Akademie, Subjekt und Objekt in einem Gesichtspunkt vereinigend, neben einer Theorie der Association der Interessen zugleich eine Theorie der freiwilligen Association verlangt, so offenbart sie uns, was die vollkommenste Gesellschaft sein muß, und bestätigt eben dadurch gerade das, was ihren Ueberzeugungen schnurstracks zuwiderläuft. Freiheit, Gleichheit, Sammtverbindlichkeit, Association! Welcher unbegreifliche Mißgriff hat es gefügt, daß eine so entschieden konservative Körperschaft den Bürgern dieses neue Programm der Menschenrechte

vorgeschlagen hat? So prophezeite Kaiphas die Versöhnung, indem er Jesum Christum verläugnete.

Auf die erste Frage wurden der Akademie binnen zwei Jahren fünfundvierzig Arbeiten eingereicht, ein Beweis, daß das Thema wunderbar mit der allgemeinen Richtung der geistigen Bestrebungen zusammentraf. Allein von der großen Zahl der Bewerber ist keiner des Preises würdig erachtet worden; die Akademie hat die Frage zurückgezogen, angeblich weil die Bewerber nichts Genügendes geleistet, in Wahrheit aber deswegen, weil das Erfolglosbleiben der Preisausschreibung der einzige Zweck war, den sie sich vorgesetzt hatte: es lag ihr daran ohne weiteren Verzug zu erklären, daß die Hoffnungen der Anhänger der Association aller Begründung entbehrten.

In ihrem Sitzungssaale verläugnen also die Herren von der Akademie, was sie auf dem Dreifuß orakelt hatten! Ein solcher Widerspruch hat Nichts, worüber ich erstaunen könnte, und Gott soll mich davor bewahren, daß ich ihnen daraus ein Verbrechen mache. Die Alten glaubten, daß Revolutionen sich durch furchtbare Zeichen ankündigten, und daß unter anderen Wundern dann auch die Thiere sprächen. Es war dies nur ein Gleichniß, um die plötzlichen Ideen und befremdenden Worte zu bezeichnen, die unversehens von Mund zu Munde gehen in Augenblicken der Krisis, und zu denen, wie es scheint, die Vergangenheit der Menschheit nichts Aehnliches aufzuweisen hat, so weit entfernen sie sich aus dem Kreise der gemeinen Urtheilskraft.

In der Epoche, in welcher wir leben, konnte es nicht fehlen, daß etwas Derartiges zum Vorschein kam. Nachdem die Herren von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, getrieben von einem feherhaften Instinkt, von einer maschinenmäßig unwillkürlichen Regung (— pecudesque locutae —) die Association proklamirt, sind sie zurückgekehrt zu ihrer gewöhnlichen Besonnenheit, und ihr hergebrachter Schlendrian hat die Inspiration verläugnet. Lernen wir also einen Unterschied machen zwischen dem Rath von oben und den eigennützigen Urtheilen der Menschen, und seien wir überzeugt, daß in den Reden der Weisen vorzüglich das unzweifelhaft ist, woran ihr Nachdenken am Wenigsten Antheil gehabt hat.

Gleichwol scheint die Akademie, als sie mit ihren Ahnungen

auf eine so schroffe Weise brach, einige Gewissensbisse empfunden zu haben. An Stelle einer Theorie der Association, an welche sie aus Ueberlegung nicht mehr glaubt, verlangt sie eine kritische Untersuchung des Pestalozzischen Unterrichts- und Erziehungssystems mit besonderer Rücksichtnahme auf die Beziehungen desselben zum Wohlsein und der Moralität der armen Klassen. Wer kann es wissen? Vielleicht findet sich das Verhältniß des Gewinns zum Lohne, die Association, kurz die Organisation der Arbeit wieder in den Grundlagen eines Erziehungssystems. Ist nicht das Leben des Menschen eine beständige Lehrzeit? Sind nicht Philosophie und Religion die Erziehung der Menschheit? Eine Organisation des Unterrichts wäre somit eine Organisation der Industrie, und in der Theorie jenes würde man die der Gesellschaft entwerfen: Darauf kommt die Akademie in ihren lichten Augenblicken stets zurück.

„Welchen Einfluß üben — es ist wiederum eine Frage der Akademie — die Fortschritte und der Hang zum materiellen Wohlsein aus auf die Sittlichkeit eines Volkes?"

In ihrem zunächst auf der Hand liegenden Sinne ist diese neue Frage der Akademie eine Alltagsaufgabe, höchstens zum Thema für eine Redeübung geeignet. Allein die Akademie, die einmal bis ans Ende den revolutionären Sinn ihrer Orakel nicht merken soll, hat in der Glosse den Vorhang etwas gelüftet. Was sieht sie denn so besonders Tiefes in dieser Epikuräischen These?

„Die Neigung zum Luxus, sagt sie, und zum Genuß, die ungemeine Vorliebe, welche die große Mehrzahl dafür hegen, die Richtung der Gemüther und geistigen Kräfte, sich davon ausschließlich in Anspruch nehmen zu lassen, das übereinstimmende Bestreben der Privatpersonen und des **Staats**, es zur Triebfeder und zum Zweck aller ihrer Pläne, aller ihrer Anstrengungen und Opfer zu machen, erzeugen allgemeine und persönliche Ansichten, die, wohlthätig oder schädlich, zu Grundsätzen des Handelns werden, welche vielleicht mächtiger sind als jene, die zu anderen Zeiten die Menschen beherrscht haben."

Noch niemals hatte sich den Moralisten eine schönere Gelegenheit dargeboten, ihre Anklagen zu erheben gegen die Sinnlichkeit dieses

Jahrhunderts, die Käuflichkeit der Gewissen und die zum Regierungsmittel erhobene Bestechung. Was aber thut statt Dessen die Akademie der Moralwissenschaften? Mit wahrhaft automatischer Ruhe stellt sie eine Gedankenreihe auf, in welcher der Luxus, so lange Zeit geächtet von den Stoikern und Asceten, diesen Meistern in der Heiligkeit, nunmehr als ein eben so rechtmäßiges, eben so großes und reines Prinzip des Lebenswandels auftreten soll, als es die Prinzipien waren, auf die sich weiland Religion und Philosophie berufen haben. Bestimmt, sagt sie uns, die Beweggründe des Handelns (die jetzt offenbar veraltet und abgenutzt sind), deren Nachfolgerin in der Geschichte nach dem Willen der Vorsehung die Lust wird, und berechnet nach den Erfolgen der Ersteren die Wirkungen der Letzteren. Kurz beweist, daß Aristipp seiner Zeit weit voraus war, und daß seine Sittenlehre eben so gut ihren Triumph feiern sollte, wie die eines Zeno und Thomas a Kempis.

Also haben wir es zu thun mit einer Gesellschaft, die nicht mehr arm sein will, die sich spöttisch hinwegsetzt über Alles, was ihr weiland theuer und heilig war, Freiheit, Religion und Ruhm, so lange sie nicht den Reichthum hat; die, um ihn zu erlangen, sich jeder Schmach unterzieht, sich jeder Nichtswürdigkeit schuldig macht, und dieser heiße Durst nach Vergnügen, dieses unwiderstehliche Verlangen, des Luxus theilhaftig zu werden, das Symptom einer neuen Periode in der Civilisation, ist das oberste Gebot, kraft dessen wir arbeiten müssen an der Verbannung der Noth: so spricht die Akademie.

Was wird aber dabei von dem Gebot der Buße und Enthaltsamkeit, der Sittenlehre, der Aufopferung, des Verzichtens und der glücklichen Mittelmäßigkeit? Welches Mißtrauen gegen die verheißenen Entschädigungen des künftigen Lebens, welche Lügenbezüchtigung gegen das Evangelium! Besonders aber, welche Rechtfertigung für eine Regierung, die den goldenen Schlüssel zu ihrem System erhoben hat? Wie haben religiöse Männer, Christen, Senekas mit einem Male so viele unsittliche Grundsätze aussprechen können?

Die Akademie vervollständigt ihren Gedanken und antwortet uns:

„Man zeige, wie die Fortschritte der Kriminaljustiz in der Verfolgung und Bestrafung der Verbre-

chen gegen Person und Eigenthum bezeichnend Schritt halten mit den Altersstufen der Civilisation vom wilden Zustande an bis zu dem Zustande der zur höchsten Gesittung gediehenen Völker.

Soll man glauben, daß die Kriminalisten der Akademie der Moralwissenschaften den Schluß vorhergesehen haben, der aus ihren Prämissen folgt? Die Thatsache, die auf jedem Stufenpunkte ihrer Entwickelung studirt werden soll, und welche die Akademie mit den Worten: „Fortschritte der Kriminaljustiz" bezeichnet, ist keine andere, als die fortschreitende Milderung, die theils in den Formen des Kriminalverhörs, theils in der Bestrafung hervortritt, nach Maßgabe des Wachsthums der Civilisation an Freiheit, Aufklärung und an Reichthum. Da nun das Prinzip der Einrichtungen zur Unterdrückung der Verbrechen das umgekehrte von allen denen ist, die zum Wohlsein der Gesellschaften zusammenwirken, so findet ein beständiges (verminderndes) Ausscheiden aus allen Theilen des Strafsystems wie aus dem ganzen gerichtlichen Rüstzeug Statt, und der letzte Schluß dieser ganzen Bewegung lautet: Die Sicherung der Ordnung ist weder Schrecken noch Strafpein, folglich weder die Hölle noch die Religion.

Welch' ein Umsturz der überkommenen Ideen! Welche Verneinung alles Dessen, das zu vertheidigen die Aufgabe der Akademie der Moralwissenschaften ist! Wenn aber die Sicherung der Ordnung nicht mehr auf der Furcht vor einer, sei es nun in diesem oder im anderen Leben zu erleidenden Strafe beruht: wo sind dann die schützenden Bürgschaften für Person und Eigenthum zu finden? oder vielmehr: was wird ohne Einrichtungen zur Unterdrückung des Verbrechens aus dem Eigenthum? und was wird ohne Eigenthum aus der Familie?

Die Akademie, die von allen diesen Dingen gar Nichts weiß, antwortet, ohne außer Fassung zu kommen:

Man schildere die verschiedenen Phasen der Organisation der Familie auf dem Grund und Boden Frankreichs von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage.

Das will sagen: man bestimme durch die bisherigen Fortschritte der Familienorganisation die Daseinsverhältnisse der Familie in einem

Zustande der Vermögensgleichheit, der freiwilligen und freien Association, der allgemeinen Sammtverbindlichkeit, des materiellen Wohlseins und des Luxus, der öffentlichen Ordnung ohne Gefängnisse, Gerichtshöfe, Polizei und Henker.

Man wird sich vielleicht wundern, daß die Akademie, nachdem sie in der Weise der verwegensten Neuerer alle Grundsätze der gesellschaftlichen Ordnung, Religion, Familie, Eigenthum, Gerechtigkeitspflege in Frage gestellt, nicht auch die Aufgabe vorgeschlagen hat: Welches ist die beste Regierungsform? Denn die Regierung ist für die Gesellschaft die Quelle, von der jeder Thätigkeitsanstoß, jede Bürgschaft, jede Reform ausgeht. Es war also wichtig zu wissen, ob die Regierung, wie sie in der Charte geordnet ist, zur praktischen Lösung der Fragen der Akademie genüge.

Man würde sich aber schlecht auf Orakel verstehen, wenn man sich einbilden wollte, sie verführen nach den Regeln der Induktion und Analyse; und eben weil dies politische Problem eine Bedingung oder ein nothwendiges Ergebniß der verlangten Darlegungen war, konnte die Akademie es nicht zur Preisbewerbung ausschreiben. Ein solcher Schluß würde ihr die Augen geöffnet haben, und ohne auf die Arbeiten der Bewerber zu warten, würde sie sich beeilt haben, ihr Programm ganz zurückzunehmen. Die Akademie hat mit ihrer Frage weiter ausgeholt. Sie hat sich gesagt:

Die Werke Gottes sind schön vermöge ihres eignen Wesens, justificata in semetipsis; mit einem Wort, sie sind wahr, weil sie von ihm herrühren. Die Gedanken des Menschen gleichen dichten Nebeln, durchzuckt von langen, aber schwachen Blitzen. Was ist also die Wahrheit in Bezug auf uns, und was ist der Charakter der Knechtschaft?

Es ist, als ob die Akademie sagte: Untersuche die Hypothese deines Daseins, die Hypothese der Akademie, die die Fragen vorlegt, die Hypothese der Zeit, des Raumes, der Bewegung, des Denkens und der Gesetze des Denkens. Dann untersuche die Hypothese des Pauperismus, der Ungleichheit der Lebensstellungen, der allgemeinen Association, des Glückes, die Hypothese der Monarchie und der Republik, die Hypothese einer Vorsehung! ...

Es ist eine vollständige Kritik Gottes und des Menschengeschlechts.

Ich berufe mich auf das Programm der ehrenwerthen Gesellschaft; nicht ich habe die Bedingungen meiner Arbeit gestellt, sondern die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften.

Wie aber kann ich diesen Bedingungen ein Genüge leisten, wenn ich nicht selbst mit Unfehlbarkeit begabt, kurz, wenn ich nicht selbst Gott oder Seher bin? Die Akademie giebt also zu, daß die Gottheit und die Menschheit identisch sind oder wenigstens in Wechselbeziehung stehen; es fragt sich aber, worin besteht diese Wechselbeziehung: und das ist der Inhalt des Problems von der Gewißheit, das der Zweck der Philosophie der Gesellschaft.

Also im Namen der Gesellschaft, die unter der Eingebung Gottes steht, stellt eine Akademie Fragen.

Im Namen derselben Gesellschaft bin ich einer der Sehenden, die zu antworten versuchen. Die Aufgabe ist unermeßlich, und ich mache mich nicht verbindlich sie zu lösen: ich werde so weit gehen, als Gott es mir gewährt. Was aber auch meine Rede sei, sie kommt nicht von mir: der Gedanke, welcher meine Feder bewegt, ist kein mir persönlicher, und Nichts von dem, was ich schreibe, darf mir zur Last gelegt werden. Ich werde die Thatsachen so wiedergeben, wie ich sie gesehen habe; ich werde sie nach dem beurtheilen, was ich über sie sage; ich werde jedes Ding bei seinem stärksten Namen nennen, und Niemand darf darin eine Beleidigung finden. Ich werde frei und nach den Regeln der Seherkunst, die ich erlernt, erforschen, was der göttliche Rath zu bedeuten hat, der sich in diesem Augenblick ausspricht durch den beredten Mund der Weisen und in dem unartikulirten Stammeln des Volkes: wenn ich aber alle von unserer Verfassung geheiligten Vorrechte leugne, so werde ich darum doch kein Aufwiegler sein. Ich werde mit dem Finger zeigen, wohin uns der unsichtbare Sporn drängt, aber weder meine That noch mein Wort werden aufreizend sein. Ich werde die Wolke herausfordern, aber wenn der Wetterstrahl aus ihr herabzuckt, bin ich unschuldig. Bei dieser feierlichen Untersuchung, zu der die Akademie mich auffordert, habe ich mehr als das Recht die Wahrheit zu sagen, ich habe auch

das Recht zu sagen, was ich denke. O möchten mein Gedanke, mein Ausdruck und die Wahrheit stets ein und dasselbe sein!

Und du Leser — denn ohne Leser kein Schriftsteller — du mußt mein Werk mit mir durcharbeiten. Ohne dich bin ich Nichts, denn ein tönendes Erz; mit der Gunst deiner Aufmerksamkeit werde ich Wunderdinge sagen. Siehst du den Wirbel an dir vorbeiziehen, den man die Gesellschaft nennt, und aus dem unter furchtbarem Krachen Blitze zucken, Donnerlaute und Stimmen ertönen? Ich will dich die geheimen Federn mit dem Finger berühren lassen, welche sie in Bewegung setzen; aber zu diesem Zwecke mußt du dich unter meiner Anführung zur Stufe reiner Geistigkeit erheben. Die Augen der Liebe und des Vergnügens sind nicht im Stande, die Schönheit zu erkennen an einem Gerippe, die Harmonie in bloßgelegten Eingeweiden, das Leben im schwarzen geronnenen Blute. Gerade so sind die Geheimnisse des gesellschaftlichen Organismus ein verschlossen Buch für Denjenigen, welchem Leidenschaften und Vorurtheile das Hirn verdunkeln. Solche Feinheiten lassen sich nur in schweigsamer und kalter Betrachtung erfassen. Ergieb dich also darein, daß ich erst dann die Blätter vom Buche des Lebens vor deinen Augen aufschlage, nachdem ich deine Seele vorbereitet habe durch jene skeptische Reinigung, welche die großen Volkslehrer aller Zeiten, Sokrates, Christus, Paulus, Baco, Descartes, Galiläi, Kant u. s. f. von ihren Schülern verlangten.

Wer du auch seist, ob mit den Lumpen des Elends bedeckt oder geschmückt mit den köstlichen Kleidern des Luxus, ich führe dich zu der lichtvollen Nacktheit, die weder die Duftwolken des Reichthums noch das Gift der neidischen Armuth trüben. Wie soll man die Reichen überreden, daß die Verschiedenheit der Lebenslagen weiter Nichts sei als ein Rechnungsfehler, und wie soll sich der Arme mit dem Bettelsack vorstellen, der Eigenthümer besitze das Seinige mit gutem Rechte? Sich über die Leiden des Arbeiters zu unterrichten ist für den Müßigen die unerträglichste Zerstreuung, und dem Glücklichen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen ist in gleicher Weise für den Nothleidenden der bitterste Trank.

Du stehst in hohen Würden: ich setze dich ab, und du bist frei. Es steckt zu viel Optimismus unter dieser vorgeschriebenen Tracht,

zu viel Subordination, zu viel geistige Trägheit. Die Wissenschaft erheischt die Empörung des Gedankens, und der Gedanke eines Angestellten ist sein Gehalt.

Deine schöne, begeisterte, kunstsinnige Geliebte gehört, ich will es glauben, nur dir; d. h. deine Seele, dein Geist, dein Bewußtsein sind übergegangen in den reizendsten Luxusgegenstand, den Natur und Kunst erzeugt haben zur ewigen Qual der beherten Menschen. Ich scheide dich von dieser göttlichen Hälfte deines Ichs: heutzutage ist es zu viel auf einmal, die Gerechtigkeit zu wollen und eine Frau zu lieben. Um großer und scharfer Gedanken fähig zu sein, muß der Mann seine Natur entdoppeln und nur in seiner männlichen Persönlichkeit bleiben. Auch würde dich in dem Zustande, in welchen ich dich versetzt, deine Frau nicht mehr kennen: denke nur an die Frau Hiobs.

Zu welcher Religion gehörst du? ... Vergiß deinen Glauben und werde aus Weisheit Atheist. —

Wie? sagst du, Atheist trotz unserer Hypothese?

Nein, sondern eben wegen unserer Hypothese. Man muß seit langer Zeit seinen Gedanken erhoben haben über die göttlichen Dinge, um das Recht zu haben, eine Persönlichkeit über dem Menschen, ein Leben hinter diesem Leben anzunehmen. Uebrigens aber sei ganz unbesorgt um dein Heil. Gott ist nicht böse auf den, welcher ihn aus Vernunft verkennt, eben so wenig, als er sich aus Dem Etwas macht, der ihn aufs Wort hin anbetet; auf der Stufe deines Bewußtseins aber ist es das Sicherste für dich, gar Nichts über ihn zu denken. Siehst du nicht, daß es sich mit der Religion verhält, wie mit den Regierungen, unter denen die beste die sein würde, die eine Verneinung aller wäre? Keine politische oder religiöse Phantasie möge also deine Seele gefangen halten; das ist heutzutage das einzige Mittel, weder ein Gefoppter noch ein Renegat zu sein. Ach, sagte ich in den Tagen meiner Jugendbegeisterung, werde ich nicht die zweite Vesperglocke der Republik ertönen und unsere Priester, von weißen Gewändern umwallt, in dorischer Weise den Hymnus der Rückkehr anstimmen hören: „O Gott, verwandle unsere Knechtschaft, wie du verwandelst den Wind aus der Wüste in einen erquickenden Hauch!...?"

Doch ich habe sie aufgegeben, die Hoffnung auf die Republikaner, und kenne jetzt weder Religion noch Priester mehr.

Noch möchte ich, um dein Urtheil, lieber Leser, völlig sicher zu stellen, deine Seele gefühllos machen für das Mitleid, erhaben über die Tugend, gleichgültig gegen das Glück. Allein das hieße von einem eben eingeweihten Neuling zu viel verlangen. Erinnere dich daher nur, und vergiß es nie, daß Mitleid, Glück und Tugend, daß selbst Vaterland, Religion und Liebe Masken sind. ...

Erstes Kapitel.

Die ökonomische Wissenschaft[1]).

§. 1.

Der Gegensatz der Thatsache und des Rechts in der Oekonomie der Gesellschaften.

Ich behaupte die **Wirklichkeit** einer Wissenschaft der Oekonomie.

Es ist dies ein Satz, an dem zu zweifeln gegenwärtig gewiß wenig Oekonomen beikommen wird, und dennoch vielleicht die keckste Behauptung, die ein Philosoph jemals aufgestellt hat. Der Verlauf dieser Untersuchungen wird es, wie ich hoffe, darthun, daß es einst die gröste Leistung des menschlichen Geistes sein wird, diesen Satz bewiesen zu haben.

Ich behaupte andererseits die unbedingte Gewißheit und zugleich den fortschreitenden Charakter der Oekonomie, die meiner Meinung nach die umfassendste, die reinste, am Meisten zur Thatsächlichkeit gediehene aller Wissenschaften ist: ein neuer Satz, der diese Wissenschaft zu einer Logik oder Metaphysik in concreto erhebt und die Grundlagen der hergebrachten Philosophie radikal verändert. Mit anderen Worten: die Oekonomie ist mir die gegen-

---

1) Der Uebersetzer bemerkt ein für alle Mal, daß er, wo nicht im Original ausdrücklich das Beiwort politique hinzugefügt ist, fortan der Kürze wegen immer nur Oekonomen, ökonomisch u. s. w.: statt Staatsök., staatsök. u. s. w., schreiben wird, unserem gewöhnlichen Sprachgebrauch entgegen, der einen Unterschied macht zwischen Oekonomie und Staatsökonomie.

ständliche Form und die Verwirklichung der Metaphysik; die Metaphysik in ihrer wirkenden Thätigkeit, die Metaphysik, hingezeichnet auf die ewig wechselnde Fläche des Daseins (l. m. projetée sur le plan fuyant de la durée); und wer sich mit den Gesetzen der Arbeit und des Tausches beschäftigt ist in Wahrheit und ganz eigentlich ein Metaphysiker.

Nach dem was ich in der Einleitung gesagt habe wird man darin nichts Ueberraschendes finden. Die Arbeit des Menschen setzt das Werk Gottes fort, der in der Erschaffung aller Wesen nur die ewigen Gesetze der Vernunft äußerlich verwirklicht. Die Wissenschaft der Oekonomie ist daher nothwendig eben so sehr eine Theorie der Ideen als eine natürliche Theologie und eine Psychologie. Diese allgemeine Bemerkung hätte allein schon genügend dargethan, wie ich, im Begriff stehend, ökonomische Materien zu behandeln, erst das Dasein Gottes voraussetzen mußte, und mit welchem Rechte ich, ein einfacher Oekonom, danach trachte das Problem der Gewißheit zu lösen.

Allein ich muß es nur gleich sagen daß ich keineswegs jene zusammenhangslose Sammlung von Theorien, der man seit nahe hundert Jahren den officiellen Namen Staatsökonomie beigelegt hat, für eine Wissenschaft halte, da sie trotz der Bedeutung ihres Namens nichts Anderes ist als das Gesetzbuch oder der einmal hergebrachte Erfahrungskatechismus der Eigenthumsverhältnisse. Diese Theorien bieten uns nur die Keime oder den ersten Abschnitt der ökonomischen Wissenschaft; und eben darum stehn sie, ganz wie das Eigenthum, sämmtlich im Widerspruch gegen einander und sind in der Hälfte der Fälle nicht anzuwenden. Der Beweis dieser Behauptung, die in gewissem Sinne die Negation der Staatsökonomie ist, wie sie uns A. Smith, Ricardo, Malthus, J. B. Say überliefert haben und wie wir sie seit einem halben Jahrhundert stillstehn sehn, — dieser Beweis ist es insbesondere, was meine gegenwärtige Arbeit zu leisten hat.

Die Unzulänglichkeit der Staatsökonomie hat sich beschaulichen Geistern von jeher aufgedrungen; diese waren zu verliebt in ihre Träumereien um die Praxis zu ergründen, beschränkten sich daher darauf, sie nach ihren offenbaren Ergebnissen zu beurtheilen, und bildeten von Anbeginn eine Oppositionspartei, die sich auf eine beharrliche und

systematische Satyre auf die Civilisation und ihre Gebräuche legte. Hinwiederum aber hat es auch dem Eigenthum, als der Grundlage aller gesellschaftlichen Einrichtungen, niemals an eifrigen Kämpen gefehlt, die unter dem pomphaften Titel Praktiker den Tadlern der Staatsökonomie den Krieg mit Krieg vergalten und mit muthiger und oft geschickter Hand daran arbeiteten, das Gebäude zu befestigen, welches die allgemeinen Vorurtheile und die individuelle Freiheit im Einverständniß mit einander errichtet hatten.

Der noch schwebende Streit zwischen den Konservativen und Reformisten findet sein Analogon in der Geschichte der Philosophie in dem Kampf der Realisten und Nominalisten. Es ist beinahe überflüssig es erst zu sagen, daß Recht und Irrthum auf beiden Seiten gleich sind und nur die Nebenbuhlerei, die Engherzigkeit und Unduldsamkeit der Ansichten die einzige Ursache des Mißverständnisses waren.

So machen sich also zwei Gewalten die Weltherrschaft streitig und schleudern die Bannstrahlen gegen einander mit der Brunst feindlicher Religionsbekenntnisse: die Staatsökonomie oder die überkommene Satzung, und der Socialismus oder das Ideal von Nirgendheim.

Was ist nun, näher betrachtet, die Staatsökonomie? Was ist der Socialismus?

Die Staatsökonomie ist die Sammlung der Beobachtungen, welche man bisher in Bezug auf die Erscheinungen der Produktion in der Vertheilung des Reichthums, d. h. also über die allgemeinsten und selbstständigsten, mithin unverdächtigsten Formen der Arbeit und des Tausches angestellt hat.

Die Oekonomen haben diese Beobachtungen klassificirt so gut sie konnten; sie haben die Erscheinungen beschrieben, ihre besonderen Umstände und Beziehungen ermittelt; sie haben an ihnen in mehrfachen Fällen einen Charakter der Nothwendigkeit entdeckt, der sie bewog, dieselben Gesetze zu nennen: dieser Inbegriff von Kenntnissen, die man den so zu sagen unbefangensten Bethätigungen der Gesellschaft abgelauscht hat, ist der Gegenstand und Inhalt der Staatsökonomie.

Die Staatsökonomie ist also die Naturgeschichte der zunächst in die Augen springenden und am allgemeinsten anerkannten Bräuche, Satzungen, Handgriffe und Herkömmlichkeiten des Menschengeschlechts

in Bezug auf die Produktion und die Vertheilung des Reichthums. Hierauf gestützt, erachtet sich die Staatsökonomie für thatsächlich und rechtlich legitim: thatsächlich, weil die Erscheinungen, welche sie studirt, bleibende, selbstständige und allgemeine sind; rechtlich, weil dieselben die gewichtigste Autorität für sich haben, die es gibt: die Autorität der Menschheit. Daher bezeichnet sich denn auch dir Staatsökonomie als Wissenschaft, d. h. als ein vernunftgemäßes und systematisches Lehrgebäude regelmäßiger und nothwendiger Thatsachen. —

Der Socialismus, welcher dem Gotte Wischnu ähnlich, fortwährend sterbend und wieder auferstehend seit zwanzig Jahren zum zehntausendsten Male Fleisch geworden ist in der Person von fünf oder sechs Offenbarern, der Socialialismus behauptet die Regellosigkeit der gegenwärtigen Verfassung der Gesellschaft und somit auch aller ihrer früheren Gestaltungen. Er behauptet und beweist daß die Ordnung der Civilisation eine oberflächliche, widerspruchsvolle und unwirksame ist; daß sie aus ihr selbst Unterdrückung, Noth und Verbrechen gebiert; er beschuldigt — um nicht zu sagen verläumdet — die ganze Vergangenheit des gesellschaftlichen Lebens und arbeitet mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften hin auf eine völlige Umschmelzung der Sitten und Einrichtungen.

Der Socialismus schließt damit, daß er die Staatsökonomie für eine falsche Hypothese erklärt, für eine Sophistik, erfunden behufs der Ausbeutung der Mehrzahl durch die Minderzahl, und unter Berufung auf den Spruch „aus ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" vollendet er seinen Beweis der Ohnmacht und Nichtigkeit der Staatsökonomie durch das Gemälde des menschlichen Elends, für welches er sie verantwortlich macht.

Wenn aber die Staatsökonomie falsch ist, so ist die Jurisprudenz, die in jedem Lande die Wissenschaft des Rechts und Brauchs ist, ebenfalls falsch; denn sie beruht auf der Unterscheidung des Mein und Dein und macht zu ihrer Voraussetzung die Rechtmäßigkeit der Thatsachen, welche die Staatsökonomie beschreibt und klassifizirt. Die Theorieen des Staats- und Völkerrechts mit allen Abstufungen der Repräsentativregierung sind nicht minder falsch, denn sie beruhen

auf dem Princip des persönlichen Besitzes und der unbedingten Souveränität des Willens.

Der Socialismus läßt alle diese Folgerungen gelten. Ihm ist die Staatsökonomie, von Vielen angesehn als die Physiologie des Reichthums, nichts als die organisirte Praxis des Diebstahls und des Elends, wie die Jurisprudenz, welche die Männer des Gesetzes mit dem Namen der niedergeschriebenen Vernunft ausschmücken, in seinen Augen weiter nichts ist als eine Zusammenstoppelung der verschiedenen Rubriken der gesetzlichen und anerkannten Räuberei, mit einem Worte, des Eigenthums. In ihren Beziehungen betrachtet sind diese beiden angeblichen Wissenschaften, die Staatsökonomie und das Recht, die vollständige Theorie der Ungerechtigkeit und Zwietracht. Indem er dann von der Verneinung zur Bejahung übergeht stellt der Socialismus dem Princip des Eigenthums das Princip der Association entgegen und macht sich anheischig die Oekonomie der Gesellschaft von Grund aus neu zu schaffen, d. h. eine neues Recht, eine neue Politik und Einrichtungen und Sitten in's Leben zu rufen, welche zu den bisherigen Formen, den schnurgeraden Gegensatz bilden.

Die Scheidelinie zwischen Socialismus und Staatsökonomie ist also gezogen, die Feindseligkeit eine offen ausgebrochene.

Die Staatsökonomie neigt hin zur Heiligung der Selbstsucht; der Socialismus hat einen Hang zur Schwärmerei für die Gemeinschaft.

Die Oekonomen sind, abgesehen von einigen Verstößen gegen ihre Principien, deren sie die Regierungen glauben anklagen zu müssen, Optimisten in Bezug auf die vollbrachten, die Socialisten, Optimisten in Bezug auf die zu vollbringenden Thatsachen.

Jene behaupten: was sein *soll*, das *ist*; diese: was sein *soll*, das ist *nicht*. —

Ganz folgerichtig treten daher Jene als Vertheidiger der Religion, der Autorität und der übrigen Principien auf, die mit dem Eigenthum gleichzeitig entstanden sind und es beschirmen, obschon ihre Kritik, sofern sie nur von der Vernunft ausgeht, ihre Vorurtheile häufig angreift; und eben so folgerichtig verwerfen Diese Autorität und Glauben und berufen sich ausschließlich auf die Wissenschaft, obschon eine gewisse ziemlich unduldsame Religiosität und ein, wenig

wissenschaftliches, verächtliches Herabsehen auf das Thatsächliche stets den hervortretendsten Charakter ihrer Lehren bilden.

Im Uebrigen hören sie beide nicht auf einander Unwissenheit und Unfruchtbarkeit vorzuwerfen.

Die Socialisten verlangen von ihren Gegnern Rechenschaft über die Ungleichheit der Lebenszustände, die Ausschweifungen des Handels, wo Monopol und Konkurrenz in unnatürlichem Bunde ewig den Luxus und das Elend erzeugen; sie machen den ökonomischen Theorien, die stets nach der Vergangenheit gemodelt sind, den Vorwurf, sie ließen die Zukunft ohne Hoffnung; kurz, sie bezeichnen die ganze Eigenthumswirthschaft als ein grauenhaftes Blendniß, gegen das die Menschheit seit vier Jahrtausenden protestire und ankämpfe.

Die Oekonomen dagegen erklären die Socialisten für unfähig ein System zu Wege zu bringen, in welchem man ohne Eigenthum, Konkurrenz und polizeiliche Ordnung auskommen könne; die Acten in der Hand, beweisen sie, daß alle Reformpläne weiter nichts gewesen sind, als fragmentarische Zusammenstoppelungen, entlehnt derselben Wirthschaft, welche der Socialismus verläumde, kurz, Plagiate aus der Staatsökonomie, außerhalb deren der Socialismus unfähig sei, eine Idee zu fassen und zu formeln.

Mit jedem Tage häufen sich die Acten dieses bedeutungsschweren Prozesses, mit jedem Tage wird die Frage verwickelter.

Während die Gesellschaft fortschreitet und strauchelt, duldet und sich bereichert auf dem hergebrachten ökonomischen Wege, arbeiten die Socialisten seit Pythagoras, Orpheus und dem unerforschlichen Hermes daran, ihr Dogma im Gegensatz zur Staatsökonomie zur Geltung zu bringen. Es sind sogar hier und da einige Associationsversuche nach ihren Ansichten unternommen; bisher aber sind diese spärlichen Anläufe, die in dem Eigenthumsocean völlig verschwinden, erfolglos geblieben, und als habe das Schicksal beschlossen erst die ökonomische Hypothese zu erschöpfen bevor das socialistische Nirgendheim in Angriff genommen werde, ist die Reformpartei genöthigt, die Spöttereien ihrer Gegner hinzunehmen und zu warten, daß die Reihe an sie komme.

So stehen die Sachen: der Socialismus erhebt rastlos Klage gegen die Missethaten der Civilisation, beweist Tag für Tag die Ohn-

macht der Staatsökonomie, die harmonischen Triebe des Menschen zu befriedigen, und reicht ein Gesuch ums andere ein; die Staatsökonomie dagegen füllt ihren Aktenstoß mit socialistischen Systemen, welche Eins nach dem Andern kommen, verschwinden und hinsterben, weil der gesunde Menschenverstand sie verwirft. Das Fortdauern des Uebels nährt die Klagen der Einen, während die beständig scheiternden Versuche der Reformisten der schadenfrohen Ironie der Andern Nahrung giebt.

Wann wird das Urtheil erfolgen? Der Gerichtshof steht einsam verlassen; indeß benutzt die Staatsökonomie ihren Vortheil und fährt, ohne eine Sicherheit zu stellen, fort, die Welt zu schulmeistern mit ihrem Satze: possideo quia possideo.

Steigen wir aus der Sphäre der Ideen hinab zu den Wirklichkeiten der Welt, so wird uns der Widerstreit noch ernster und drohender entgegentreten.

Als in diesen letzten Jahren der Socialismus, durch lange Stürme heraufbeschworen, bei uns in seine phantastische Erscheinung trat, da warfen sich die Männer, die bis dahin jeder Meinungskampf gleichgültig und lau gelassen, mit Angst wieder den monarchischen und religiösen Ideen in die Arme; die Demokratie, welche man beschuldigte, sie ziehe ihre letzten Konsequenzen, wurde verwünscht und zurückgedrängt. Aber diese von Seiten der Konservativen gegen die Demokraten erhobene Beschuldigung war eine Verläumdung. Die Demokratie ist ihrer Natur nach gleichsehr feindlich gestimmt gegen den socialistischen Gedanken, als sie unfähig ist, das Königthum zu ersetzen: es ist ihr Schicksal sich gegen dieses immerdar zu verschwören, ohne jemals zum Ziele zu gelangen. Das stellte sich denn auch bald heraus und wir werden noch täglich davon überzeugt durch die Bekenntnisse zum Christen- und Eigenthum, welche die demokratischen Tagesschriftsteller ablegen, die übrigens auch von jenem Augenblick ab anfingen, sich vom Volke verlassen zu sehen.

Andererseits trat auch die Philosophie nicht minder fremd, nicht minder feindselig auf gegen den Socialismus als Politik und Religion.

Denn eben so wie in der Politik die Demokratie die Souveränetät der Zahl, die Monarchie die Souveränetät des Fürsten zum

Princip hat; eben so ferner, wie in Sachen des Gewissens die Religion nichts Anderes ist, als die Unterwerfung unter ein mystisches Wesen, genannt Gott, und unter den Priester, der sein Stellvertreter ist; eben so endlich, wie in der Staatswirthschaft das Eigenthum, das heißt die ausschließliche Herrschaft des Individuums über die Erfordernisse der Arbeit, der Ausgangspunkt aller Theorien ist: — ganz eben so gelangt die Philosophie, indem sie die angeblichen aprioriſchen Bestimmungen der Vernunft zur Grundlage nimmt, mit unausweichlicher Nothwendigkeit dahin, dem Ich allein die Erzeugung und die Eigenherrschaft (autocratie) der Ideen beizulegen, und die metaphysische Geltung der Erfahrung zu leugnen, d. h. überall Willkür und Despotismus an die Stelle des objektiven Gesetzes treten zu lassen.

Eine Lehre nun, welche urplötzlich geboren wurde aus dem Herzen der Gesellschaft, ohne Vorgängerinnen und Ahnen; die aus allen Regionen des Bewußtseins und der Gesellschaft das Princip der Willkür verbannte, um als einzige Wahrheit das Verhältniß des Thatsächlichen an seine Stellen zu setzen; eine Lehre, die mit dem Ueberlieferten brach und sich der Vergangenheit durchaus nicht anders, denn als eines Punktes bedienen wollte, von dem sie ihren Auslauf in die Zukunft nähme: eine solche Lehre mußte nothwendig die bestehenden **Autoritäten** gegen sich in Harnisch bringen, und gegenwärtig ist es ersichtlich wie selbige Autoritäten, die im Grunde nur eine sind, trotz ihrer Zwietracht unter einander darin mit sich einig sind, daß sie gemeinschaftlich das Ungethüm bekämpfen, welches sie zu verschlingen droht.

Den Arbeitern, welche sich beklagen über die Unzulänglichkeit des Lohns und die Ungewißheit der Arbeit, hält die Staatsökonomie die Freiheit des Handels entgegen; den Bürgern, die da trachten nach den Zuständen der Freiheit und Ordnung, antworten die Ideologen mit einem Hinweis auf die Repräsentativsysteme; den zarten Seelen, die, des alten Glaubens baar geworden, Grund und Zweck ihres Daseins zu wissen begehren, bietet die Religion die unergründlichen Geheimnisse der Vorsehung, und die Philosophie hält den Zweifel im Hintertreffen. Immer nur Ausflüchte; niemals lebensvolle Ideen, die für Herz und Geist Beruhigung spenden! Der

Socialismus ruft, es sei Zeit nach dem Festlande zu steuern und in den Hafen einzulaufen: aber es giebt ja gar keinen Hafen! sagen die Antisocialen; die Menschheit wandelt ihre Bahn unter der Obhut Gottes, angeführt von den Priestern, Philosophen, Rednern und Oekonomen, und unser Umherschiffen ist ein ewiges.

So sieht sich die Gesellschaft von Anbeginn in zwei große Parteien gespalten: die eine hält an der hergebrachten Satzung, ist wesentlich hierarchisch, und nennt sich, je nach dem Gegenstande, den sie in Betracht nimmt, Königthum oder Demokratie, Philosophie oder Religion, mit einem Wort Eigenthum; die andere erhebt sich neu bei jedem entscheidenden Knotenpunkt der Civilisation, giebt sich vorzüglich als anarchisch und atheistisch zu erkennen, d. h. als abtrünnig von jeder menschlichen und göttlichen Autorität, und ist eben der Socialismus.

Nun aber hat die moderne Kritik dargethan, daß in einem Conflikt von dieser Art die Wahrheit enthalten ist: nicht in der Ausschließung eines der Widerparten, sondern vielmehr und allein in der Vermittlung beider. Es ist, sage ich, eine Errungenschaft der Wissenschaft, daß jedes Widerspiel (antagonisme), sowol im Gebiete der Natur als in dem der Ideen, seine Lösung findet in einem Allgemeineren, in einer zusammenfassenden Formel, welche die Gegensätze in Einklang bringt, indem sie dieselben so zu sagen in einander aufhebt [1]) (absorbant). Könnten wir daher nicht als Männer von gesundem Menschenverstande, in Erwartung der Lösung, welche die Zukunft ohne Zweifel bringen wird, uns vorbereiten auf diesen großen Uebergang durch die Analyse der mit einander ringenden Gewalten und ihrer positiven und negativen Eigenschaften? Eine derartige Arbeit, wenn sie mit Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit in Angriff genommen wird, würde, wenn sie uns auch nicht gleich beim ersten Anlauf zur Lösung führt, doch den unschätzbaren Vortheil gewähren, uns die Bedingungen des Problems zu offenbaren und uns dadurch in den Stand setzen, auf unserer Huth zu sein vor allen Chimären.

---

1) Da hier unverkennbar die Hegelsche Theorie des Gegensatzes zu Grunde liegt, ist es wol angemessen ihre Ausdrucksweise in der Uebersetzung zu benutzen.

Was also liegt Nothwendiges und Wahres in der Staatsökonomie? wohin führt sie? was vermag sie? was will sie uns geben?

Das sind eben die Fragen, die ich mir in diesem Werke zu beantworten vorgesetzt habe.

Und welche Geltung hat der Socialismus? Dieselbe Untersuchung wird es uns lehren.

Da nämlich das Ziel, welches Socialismus und Staatsökonomie verfolgen, letztlich ein und dasselbe ist: Freiheit, Ordnung und Wohlsein des Menschengeschlechts, so leuchtet ein, daß die zu erfüllenden Bedingungen, oder die zur Erreichung dieses Ziels zu überwindenden Schwierigkeiten ebenfalls für Beide die nämlichen sind, und daß weiter Nichts zu thun bleibt, als die Mittel zu erwägen, die auf der einen wie auf der anderen Seite versucht oder vorgeschlagen sind.

Da es jedoch bisher nur der Staatsökonomie vergönnt gewesen, ihre Ideen in Thatsachen zu übersetzen, während der Socialismus sich fast nur auf immerwährende Satyren gelegt hat, so ist es nicht minder klar, daß wir, wenn wir die ökonomischen Arbeiten nach ihrem Verdienst gewürdigt, dadurch zugleich schon die socialistischen Predigten auf ihre richtige Geltung beschränkt haben, so daß demnach unsere Kritik, obschon dem Anschein nach nur einem besonderen Fache geltend, dennoch allgemeingültige und abschließende Urtheile fällen kann.

§. 2.

Unzulänglichkeit der Theorien und Kritiken.

Halten wir zunächst eine wichtige Bemerkung fest: die Streitenden sind darin einig, daß sie sich beide auf eine gemeinsame Autorität berufen, die Jeder auf seiner Seite zu haben meint: Die Wissenschaft.

Plato, der Utopist, organisirte seine ideale Republik im Namen der Wissenschaft, die er bescheiden und euphemistisch Philosophie nannte. Aristoteles, der Praktiker, widerlegte das Platonische Nirgendheim im Namen derselben Philosophie. So reicht der sociale Krieg hinauf bis zu Plato und Aristoteles. Die modernen Socia-

listen berufen sich sämmtlich auf die eine untheilbare Wissenschaft, ohne sich jedoch, weder über den Inhalt, noch über die Grenzen, noch auch über die Methode dieser Wissenschaft einigen zu können. Die Oekonomen dagegen behaupten, die sociale Wissenschaft sei eben nichts Anderes als ihre Staatsökonomie.

Es fragt sich also zunächst was denn eine Wissenschaft der Gesellschaft sein kann?

Wissenschaft im Allgemeinen ist vernünftige und systematische Kenntniß dessen, was ist.

Wenden wir diesen Grundbegriff an auf die Gesellschaft, so werden wir sagen: Die Gesellschaftswissenschaft ist die vernünftige und systematische Kenntniß, nicht dessen, was die Gesellschaft gewesen ist, noch auch dessen, was sie sein werde, sondern dessen, was sie ist in ihrem ganzen Leben, d. h. in der Gesammtheit ihrer aufeinanderfolgenden Bethätigungen: denn hierin allein kann Vernunft und System liegen. Die Gesellschaftswissenschaft muß die menschheitliche Ordnung umfassen, nicht blos in dieser oder jener Periode ihres Daseins, nicht in einigen ihrer Elemente, sondern in allen ihren Principien und in der unverkürzten Gesammtheit ihrer Existenz, etwa so, als wäre der sociale Entwickelungsproceß, der sich in Raum und Zeit ausbreitet, plötzlich zusammengepreßt und festgebannt auf ein Gemälde, das, indem es die Reihe der Zeitalter und die Aufeinanderfolge der Erscheinungen darstellte, ihre Verkettung und Einheit darlegte. So muß die Wissenschaft jeder lebenden und fortschreitenden Wirklichkeit beschaffen sein, und so beschaffen ist unstreitig die Gesellschaftswissenschaft.

Es wäre also wol möglich, daß die Staatsökonomie trotz ihres Sonderstrebens und ihrer ausschließenden Behauptungen ein wesentlicher Theil der Gesellschaftswissenschaft wäre, in welcher die Erscheinungen, die sie beschreibt, gleichsam die ersten Standlinien einer großartigen Vermessung, die Elemente eines organischen und zusammengesetzten Ganzen sein würden. Von diesem Standpunkte angesehen wäre der Fortschritt der Menschheit in seinem Gange vom Einfachen zum Zusammengesetzten durchaus dem Gange der Wissenschaften gemäß, und die widerstreitenden und so oft zerstörenden Thatsachen, welche gegenwärtig die wesentliche Grundlage und den

Gegenstand der Staatsökonomie ausmachen, müßten dann von uns angesehen werden, als eben so viele besondere Hypothesen, welche die Menschheit nach einander verwirklicht, in Absicht (Ab=sehen) einer höheren Hypothese, deren Verwirklichung alle Schwierigkeiten lösen und, ohne darum die Staatsökonomie abzuschaffen, den Socialismus befriedigen würde. — Denn, wie ich in der Einleitung gesagt, wie die Sache auch stehen möge, nie können wir zugeben, daß die Menschheit, sie möge sich ausdrücken wie sie wolle, sich irre.

Verdeutlichen wir dies nunmehr durch Thatsachen.

Die bedeutendste Streitfrage ist gegenwärtig unleugbar die Organisation der Arbeit.

Wie Johannes der Täufer in der Wüste predigte: Thut Buße, so gehen die Socialisten überall herum und rufen die Neuigkeit aus, die so alt ist als die Welt: Organisirt die Arbeit; ohne daß sie jemals im Stande wären, zu sagen, wie denn diese Organisation beschaffen sein solle.

Wie dem auch sei, die Oekonomen haben in diesem Feldgeschrei der Socialisten eine Beleidigung ihrer Theorien gefunden. Es war in der That, als hätte man ihnen vorgeworfen, sie wären in Ungewißheit über das Oberste von Allem, was sie doch kennen müßten, über die Arbeit. Sie haben daher auf die Herausforderung ihrer Gegner zunächst geantwortet, die Arbeit sei organisirt, es gebe keine andere Organisation der Arbeit als die Freiheit der Produktion und des Austausches, theils für eigene Rechnung, theils in Gesellschaft mit Anderen, in welchem Falle das zu befolgende Verfahren durch die Landes= und Handelsgesetze im Voraus bestimmt sei. Als nun diese Berufung bei ihren Gegnern nur Gelächter erregte, gingen sie zum Angriff über, zeigten, daß die Socialisten selbst Nichts verständen von dieser Organisation, die sie zu ihrem Popanz gemacht, und meinten zuletzt, es sei weiter Nichts, als ein neues Hirngespinnst des Socialismus, ein bedeutungsloses Wort, ein Unsinn. Die neuesten Schriften der Oekonomen wimmeln von solchen mitleidslosen Urtheilen.

Dennoch ist es gewiß, daß die Worte: „Organisation der Arbeit", einen eben so klaren und eben so vernünftigen Sinn haben, als die: Organisation der Werkstatt, des Heeres, der Polizei,

der Mildthätigkeit, des Krieges. In dieser Beziehung trägt die Polemik der Oekonomen das Gepräge kläglicher Unvernunft.

Nicht minder sicher ist es, daß die Organisation der Arbeit kein Nirgendheim, kein Hirngespinnst sein kann: denn sobald die Arbeit, die oberste Bedingung der Civilisation, existirt, muß sie nothwendig auch schon irgend einer Organisation unterworfen sein, sie sei, wie sie wolle, einer Organisation, welche die Oekonomen für gut halten können, die aber die Socialisten für abscheulich erklären.

Es bliebe somit in Bezug auf den Vorschlag, den der Socialismus geformelt hat, die Arbeit zu organisiren, nur noch übrig, ihn ganz abzulehnen, mit der Behauptung, die Arbeit sei organisirt. Das aber ist durchaus unhaltbar, denn es ist notorisch, daß in der Arbeit Nichts, weder Angebot noch Begehr, weder Theilung noch Menge und Verhältniß, weder Preis noch Gewährleistung, kurz, durchaus gar Nichts geregelt, vielmehr Alles den Launen der freien Willkür, d. h. dem Zufall überlassen ist.

Wir hingegen folgen der Idee, die wir uns von der Gesellschaftswissenschaft gemacht, und behaupten im Gegensatz zu den Socialisten sowol als zu den Oekonomen, daß die Arbeit weder *erst zu organisiren*, noch *schon organisirt*, sondern im *Sich-Organisiren begriffen* sei.

Die Arbeit, sage ich, organisirt sich: Das heißt, seit Anbeginn der Welt ist sie in der Organisation begriffen und wird sich organisiren, so lange die Welt steht. Die Staatsökonomie lehrt uns die ersten rohen Anfänge dieser Organisation; aber der Socialismus hat Recht, zu behaupten, daß die Organisation in ihrer gegenwärtigen Gestalt ungenügend und nur eine Uebergangsform sei, und die ganze Aufgabe der Wissenschaft besteht darin, fortwährend zu untersuchen, im Hinblick auf die erlangten Erfolge und die im Laufe ihrer Vollendung begriffenen Erscheinungen, welches die Neuerungen sind, die sich unmittelbar verwirklichen lassen.

Obgleich also Socialismus und Staatsökonomie einen absonderlichen Krieg mit einander führen, verfolgen sie doch im Grunde eine und dieselbe Idee, die Organisation der Arbeit.

Allein sie machen sich beide der Untreue gegen die Wissenschaft und gegenseitiger Verleumdung schuldig, wenn einerseits die Staats-

ökonomie ihr theoretisches Flickwerk für Wissenschaft ausgiebt und sich gegen jeden weiteren Fortschritt sträubt, andererseits der Socialismus sich vom Hergebrachten völlig lossagt und die Gesellschaft ganz neu bauen will auf Grundlagen, die nirgend zu finden sind.

So ist der Socialismus Nichts ohne eine tiefeingehende Kritik und stätige Fortentwickelung der Staatsökonomie, und — um hier den berühmten Satz der Schule anzuwenden: Nihil est in intellectu, quod prius non fuerit in sensu, — es ist Nichts enthalten in den socialistischen Hypothesen, was sich nicht in den praktischen Arbeiten der Oekonomen vorfände. Dagegen ist die Staatsökonomie Nichts als eine aufgeblasene Magisterei, sobald sie die von Adam Smith und J. B. Say gesammelten Thatsachen für unbedingt gültig ausgiebt.

Eine andere, nicht minder durchgestrittene Frage ist die über den Wucher, oder das Darlehn gegen Zinsen.

Wucher ist der Nutzen, gleich viel welcher Art, den der Eigenthümer für die Darleihung seiner Sache bezieht. Quidquid sorti accrescit usura est, sagen die Theologen. Der Wucher, die Grundlage des Kredits, nimmt eine der ersten Stellen ein unter den Triebfedern, welche die freie Thätigkeit der Gesellschaft in ihrem Organisationswerke spielen läßt, und deren Analyse die tiefen Gesetze der Civilisation offenbart. Die alten Philosophen und die Kirchenväter, die hier als die Vertreter des Socialismus in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung anzusehen sind, machten sich darin einer eigenthümlichen, jedoch aus der Armuth an ökonomischen Begriffen hervorgehenden Inkonsequenz schuldig, daß sie die Verpachtung erlaubten, dagegen aber das Zinsennehmen vom Gelde verboten, weil ihrer Meinung nach das Geld unproduktiv war. Sie unterschieden somit das Darlehen von Sachen, die sich bei der Benutzung verbrauchen, und zu denen sie das Geld rechneten, vom Darlehen anderer Sachen, die, ohne sich aufzubrauchen, dem Benutzer durch ihren Ertrag Gewinn bringen.

Es wurde den Oekonomen nicht schwer den Begriff des Miethzinses zu verallgemeinern und zu zeigen, daß in der Oekonomie der Gesellschaft die Wirksamkeit oder Produktivität des Kapitals dieselbe sei, ob es nun als Lohn verbraucht werde oder die Rolle eines Werkzeugs bewahre; daß man mithin entweder die Verpachtung des

Ackers verbieten oder die Verzinsung des Geldes erlauben müsse, weil so Eins wie das Andere mit demselben Rechte die Belohnung des Privilegiums, die Entschädigung für das Darlehen sei. Mehr denn eines und eines halben Jahrtausends hat es bedurft diesem Gedanken Eingang zu verschaffen und die Gewissen zu beruhigen, die sich ängstigten vor dem Anathema, welches der Katholicismus gegen den Wucher schleuderte. Endlich aber stand der überzeugende Augenschein und der allgemeine Wunsch auf Seiten der Wucherer: sie gewannen die Schlacht gegen den Socialismus und unermeßliche, unbestreitbare Vortheile für die Gesellschaft entsprangen aus dieser Anerkennung des Wuchers. Bei dieser Gelegenheit wurde der Socialismus, welcher versucht hatte, das nur für die Israeliten gegebene Mosaische Gesetz: Non foeneraberis proximo tuo, sed alieno, zu einem Allgemeinen zu erheben, geschlagen durch eine Idee, die er vom ökonomischen Herkommen angenommen, nämlich durch die Idee von der Verpachtung, welche bis zu der Theorie der Produktivität des Kapitals ausgedehnt wurde.

Die Oekonomen aber waren minder glücklich als man später in sie drang, sie möchten die Verpachtung selbst rechtfertigen und die Theorie von der Ertragsfähigkeit der Kapitalien begründen. Man kann sagen, daß sie auf diesem Punkt den ganzen Vortheil wieder verloren haben, den sie anfangs gegen den Socialismus errungen.

Gewiß — und ich bin der Erste es anzuerkennen, gewiß ist der Pachtzins für den Acker eben so wie der Zins für das Geld und jeden beweglichen und unbeweglichen Werth, eine unwillkürliche allgemeine Thatsache, die ihren Urquell in der innersten Tiefe unserer Natur hat, und bald durch ihre normale Entwickelung eine der mächtigsten Triebfedern der Organisation wird. Ich werde sogar beweisen, daß der Zins für das Kapital weiter Nichts ist als die Materialisirung des Satzes: Jede Arbeit muß einen Ueberschuß lassen.

Allein gegenüber dieser Theorie, oder besser gesagt, dieser Fiktion von der Produktivität des Kapitals, erhebt sich ein anderer nicht minder gewisser Satz, der in der jüngsten Zeit die gewandtesten Oekonomen betroffen gemacht hat: der Satz, daß jeder Werth aus der Arbeit entspringt und wesentlich aus Löhnen zusammengesetzt ist;

mit anderen Worten: daß kein Reichthum ursprünglich aus dem Privilegium hervorgeht, daß derselbe immer nur durch die Gestaltung Werth erlangt, und mithin die Arbeit allein unter den Menschen die Quelle des Einkommens ist. Wie also eine Versöhnung bewerkstelligen zwischen der Theorie von der Verpachtung oder der Produktivität des Kapitals, einer Theorie, die ihre Bestätigung erhalten hat durch den allgemeinen Gebrauch, und der sich die Staatsökonomie als ein Erfahrungsfach anzunehmen gezwungen ist, ohne sie doch rechtfertigen zu können, und jener anderen Theorie, welche uns beweist, daß der Werth sich normal aus Löhnen zusammensetzt, und die, wie wir zeigen werden, nothwendig dahin führt, daß in der Gesellschaft Rein- und Bruttoertrag gleich sind?

Die Socialisten haben die Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen. Sie bemächtigten sich des Princips, daß die Arbeit die Quelle alles Einkommens ist, und begannen von den Inhabern der Kapitalien Rechenschaft zu verlangen über ihren Pachtzins und Reinertrag; und wie die Oekonomen ihren ersten Sieg erfochten, indem sie Pachtzins und Wucher unter einer gemeinsamen Benennung verallgemeinerten, eben so vergalten es jetzt die Socialisten, indem sie unter dem noch allgemeineren Princip der Arbeit die herrschaftlichen Rechte des Kapitals verschwinden ließen. Das Eigenthum wurde von Grund aus abgetragen: die Oekonomen wußten nur zu schweigen. Doch der Socialismus war unvermögend, still zu stehen auf diesem neuen Abhange, und glitt weiter hinunter bis zu den äußersten Grenzmarken des kommunistischen Nirgendheims. So ist in Ermangelung einer praktischen Lösung die Gesellschaft dahin gekommen, daß sie weder ihre hergebrachte Satzung rechtfertigen, noch sich Versuchen hingeben kann, deren mindester Fehler der wäre, sie um einige Jahrtausende zurückschreiten zu lassen.

Was schreibt uns in einer solchen Lage die Wissenschaft vor?

Gewiß nicht etwa stehen zu bleiben bei einem willkürlichen, ungreiflichen, unmöglichen Mittelding; vielmehr gebietet sie uns wieder höher zum Allgemeinen aufzusteigen und ein drittes Princip, eine Thatsache, ein höheres Gesetz zu entdecken, welches die Fiktion des Kapitals und die Mythe vom Eigenthum erklärt und versöhnt

mit der Theorie, welche der Arbeit den Ursprung allen Reichthums zuschreibt.

Das ist es, was der Socialismus unternehmen mußte, wenn er logisch verfahren wollte. Die Theorie der wirklichen Produktivität der Arbeit und der nur eingebildeten des Kapitals sind nämlich beide wesentlich ökonomisch; der Socialismus hatte weiter Nichts zu thun, als ihren Widerspruch aufzuzeigen und brauchte dabei Nichts, weder aus seiner Erfahrung noch aus seiner Dialektik herzunehmen; denn es scheint ihm an beiden gleich sehr zu gebrechen. Nun muß aber bei richtigem Proceßverfahren der Anwalt, welcher die Beweiskraft eines Rechtsgrundes für einen Theil gelten läßt, sie für das Ganze gelten lassen: es ist nicht erlaubt, Documente und Zeugnisse zu zerspalten. Hatte daher der Socialismus das Recht, die Autorität der Staatsökonomie in Bezug auf den Wucher abzulehnen, wenn er sich auf dieselbe Autorität in Bezug auf die Zerlegung des Werths stützte? Nein, gewiß nicht. Alles, was er in diesem Falle verlangen konnte, war, daß entweder die Staatsökonomie beschieden würde, ihre Theorien mit einander zu versöhnen, oder daß dieses heikle Geschäft ihm selbst übertragen würde.

Je tiefer man eindringt in diese ernsten Streitigkeiten, desto mehr hat es den Anschein, daß der ganze Proceß nur aus dem Umstande entspringt, daß die eine Partei nicht sehen will, während die andere sich weigert, vorzuschreiten.

Es ist ein Grundsatz unseres Staatsrechts, daß Niemand seines Eigenthums beraubt werden kann, außer wo es das allgemeine Beste verlangt, und auch da nur gegen vorgängige, angemessene Entschädigung.

Dieser Grundsatz ist ganz vorzüglich ein ökonomischer; denn einerseits nimmt er das klare Herrenrecht des Bürgers an, den man expropriirt und dessen Zustimmung nach dem demokratischen Geiste des Gesellschaftsvertrages nothwendig vorausgesetzt wird. Andererseits regelt sich die Entschädigung oder der Preis für das unbewegliche Gut, das von der Expropriation betroffen wird, nicht nach dem inneren Werth des Gegenstandes, sondern nach dem allgemeinen Gesetze des Handels, welches das Gebot und die Forderung, mit einem Wort, die Meinung ist. Die im Namen der Gesellschaft

Statt findende Expropriation kann verglichen werden mit einem Herkommens-Vertrage, den ein Jeder gegen Alle eingegangen ist: also nicht blos der Preis der Sache muß bezahlt werden, sondern auch das Herkömmliche; und so wird in der That die Entschädigung abgeschätzt. Hätten die römischen Rechtsgelehrten diese Analogie erfaßt, so würden sie gewiß weniger gezaudert haben in Bezug auf die Expropriation zum allgemeinen Besten.

Das also ist die Sanktion des gesellschaftlichen Rechtes der Expropriation: die Entschädigung.

Allein in der Praxis kommt das Princip der Entschädigung keineswegs in allen Fällen, wo es geschehen sollte, wirklich zur Anwendung; ja, dies wäre sogar unmöglich. So hat das Eisenbahngesetz die Entschädigung für den Grund und Boden für die Schienenwege festgesetzt; dagegen hat es Nichts gethan für die Menge von Gewerbszweigen, die das Fuhrmannswesen in Nahrung setzte, obgleich die Verluste derselben den Werth der Ländereien, welchen man den Besitzern vergütet, bei Weitem übersteigen werden. Eben so fiel es, als davon die Rede war, die Runkelrübenzuckerfabrikanten zu entschädigen, Niemand ein, daß der Staat auch die Menge von Arbeitern und Angestellten entschädigen solle, die von der Rübensiederei lebten und vielleicht der Armuth anheimfallen mußten. Dennoch ist es nach dem Begriff vom Kapital und der Theorie der Produktion gewiß, daß eben so wie der Grundbesitzer, dem die Eisenbahn sein Arbeitsinstrument nimmt, das Recht hat, entschädigt zu werden, auch der Industrielle, dem dieselbe Eisenbahn sein Kapital unfruchtbar macht, berechtigt ist, eine Entschädigung zu verlangen. Woran liegt es also, daß man ihn nicht entschädigt? Ach, daran, daß es unmöglich ist, zu entschädigen. Bei diesem System der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit würde die Gesellschaft sich in den meisten Fällen außer Stande sehen, zu handeln, und so zurückfallen in die starre Unbeweglichkeit des römischen Rechts. Es muß Opfer geben . . . Das Princip der Entschädigung wird folglich aufgegeben; es kommt gegen eine oder mehrere Klassen von Bürgern unvermeidlich zum Staatsbankerott.

Nun kommen die Socialisten und werfen der Staatsökonomie vor, sie wisse immer nur das Interesse der Massen zu opfern und

Privilegien zu schaffen; — dann zeigen sie in dem Expropriationsgesetz den ersten Ansatz eines agrarischen Gesetzes auf, und schließen stracks weiter bis zur allgemeinen Expropriation, d. h. zur gemeinschaftlichen Produktion und zum gemeinschaftlichen Verbrauch.

Hier aber verfällt der Socialismus aus der Kritik wieder in sein Nirgendheim und seine Ohnmacht kommt auf's Neue in seinen Widersprüchen an den Tag. Wenn das Princip der Expropriation zum allgemeinen Besten, in allen seinen Consequenzen entwickelt, zu einer völligen Umgestaltung der Gesellschaft führt, so muß man, bevor man Hand ans Werk legt, diese neue Organisation bestimmen: der Socialismus aber, ich wiederhole es, hat weiter keine Wissenschaft, als sein Flickwerk von Physiologie und Staatsökonomie. —

Ferner muß man, dem Grundsatz der Entschädigung gemäß, den Bürgern die Werthe, die sie liefern, wenn nicht vergüten, so doch gewährleisten: mit einem Wort, man muß sie sichern gegen die Wechselfälle einer Veränderung. Und wo will nun der Socialismus außerhalb des öffentlichen Vermögens, dessen Verwaltung er beansprucht, die Kaution für eben dies Vermögen hernehmen?

Bei guter und aufrichtiger Logik ist es unmöglich, diesem Zirkel zu entgehen. Daher haben denn auch die Kommunisten, die in ihrem Verfahren offener sind, als gewisse andere Sektirer mit ihren auf und abwogenden und friedlichen Ideen, den schwierigen Knoten durchhauen und sich vorgenommen, wenn sie einmal die Gewalt in Händen haben, Alle sammt und sonders zu expropriiren, und Niemand weder eine Entschädigung, noch eine Gewährleistung zu bewilligen. Im Grunde könnte das weder ungerecht noch unredlich sein. Unglücklicherweise heißt „verbrennen noch nicht antworten," wie der interessante Desmoulins zu Robespierrre sagte, und bei einer derartigen Verhandlung kommt man stets vom Feuer und von der Guillotine zurück. Es stehen sich hier wie überall zwei gleich heilige Rechte gegenüber, das Recht des Bürgers und das Recht des Staates. Damit ist schon zur Genüge angedeutet, daß es eine Versöhnungsformel giebt, höher als die socialistischen Chimären und die trümmerhaften Theorien der Staatsökonomie, und daß es darauf ankommt, dieselbe zu entdecken.

Was thun unter so bewandten Umständen die streitenden Parteien? Nichts. Man ist fast versucht zu glauben, sie erhöben die Fragen nur um eine Gelegenheit zu gegenseitigen Schmähungen zu bekommen. Was sage ich: die Fragen werden von ihnen nicht einmal verstanden und während das Publikum sich unterhält über die erhabenen Probleme der Gesellschaft und der menschlichen Bestimmung, sind diejenigen, welche die Gesellschaftswissenschaft gleichsam gepachtet haben, Orthodoxe und Schismatiker, über die Grundsätze nicht einig. Ein Zeugniß dafür giebt die Frage, welche diese Untersuchungen veranlaßt hat und die ihre Urheber gewiß um Nichts besser verstehen, als ihre Bekrittler, die Frage über das Verhältniß des Gewinns und des Lohnes.

Wie? Oekonomen, eine Akademie sollte eine Frage gestellt haben, deren Bedeutung sie selbst nicht verstände? Wie hätte ihr dann eine solche Idee nur in den Sinn kommen können? . . .

Gut, ich gebe es zu, es ist unglaublich was ich behaupte, es ist unerhört, aber es ist so. Wie die Theologen, die auf die Probleme der Metaphysik nur mit Mythen und Allegorien antworten, die immer wieder nur die Probleme wiederholen, ohne sie jemals zu lösen, gerade so antworten auch die Oekonomen auf die Fragen, die sie stellen, nur damit, daß sie erzählen, auf welche Weise sie dazu gekommen sind, dieselben zu stellen: wenn sie begriffen, daß man darüber hinausgehen könne, würden sie aufhören, Oekonomen zu sein.

Was ist zum Beispiel der Gewinn? Das, was dem Unternehmer nach Abzug aller Kosten übrig bleibt. Nun setzen sich die Kosten zusammen aus einer Anzahl von Tagesarbeiten und verbrauchten Werthen, oder letztlich, aus Löhnen. Wie groß ist nun der Lohn eines Arbeiters? so klein, als man ihn irgend zahlen kann, das heißt, man weiß es nicht. Wie hoch soll der Preis der Waare sein, den der Unternehmer zu Markte bringt? So hoch als er ihn irgend erhalten kann, d. h. man weiß es wieder nicht. Es ist in der Staatsökonomie sogar verboten, anzunehmen, daß die Waare und der Tagelohn festgestellt (taxées) werden können, obgleich man zugiebt, daß sie veranschlagt (evaluées) werden können; und das deshalb, sagen die Oekonomen, weil die Veranschlagung eine

wesentliche willkürliche Operation sei, die niemals zu einem sicheren und gewissen Abschluß führen könne. Wie soll man nun das Verhältniß zweier Unbekannten finden, die sich nach der Staatsökonomie in keinem Falle von einander absondern lassen? So stellt also die Staatsökonomie unlösbare Probleme; aber gleichwol werden wir bald sehen, wie es unvermeidlich nothwendig ist, daß sie dieselben stellt, und daß unser Jahrhundert sie löst. Darum sagte ich eben, die Akademie der Moralwissenschaften habe, indem sie das Verhältniß des Gewinns und Lohnes zur Preisaufgabe gemacht, ohne Bewußtsein, prophetisch gesprochen.

Aber, wird man sagen, ist es denn nicht wahr, daß, wenn die Arbeit sehr begehrt, die Arbeiter selten sind, der Lohn steigen kann, während dennoch der Gewinn ein geringerer wird? daß umgekehrt, wenn die Konkurrenz die Produktion im Uebermaß steigert, den Markt überschwemmt und mit Verlust verkauft wird, dem Unternehmer gar kein Gewinn bleibt und der Arbeiter sich von Arbeitslosigkeit bedroht sieht? daß dann dieser seine Arbeit für geringeren Lohn anbietet? daß wenn eine Maschine erfunden ist, sie anfangs ihre Nebenbuhler todt macht und dann, wenn das Monopol erreicht ist und der Arbeiter sich abhängig sieht vom Unternehmer, der Gewinn und der Lohn sich in umgekehrtem Verhältniß ändern werden? Lassen sich alle diese Ursachen und noch andere nicht studiren, abschätzen, ausgleichen u. s. w.?

O, mit Monographien, Geschichten sind wir gesättigt seit Ad. Smith und J. B. Say, und man bringt uns weiter Nichts als Variationen ihrer Themata. Allein nicht so ist die Frage zu verstehen, obschon die Akademie ihr keinen anderen Sinn gegeben hat. Das Verhältniß des Gewinns und Lohnes soll in ganz allgemeinem Sinne aufgefaßt werden und nicht von dem zu keinem Abschluß führenden Standpunkt der Handelszufälle und der Theilung der Interessen, zweier Angelegenheiten, welche späterhin ihre Erklärung finden. Ich will mich deutlicher aussprechen.

Betrachten wir den Producenten und den Konsumenten als ein Individuum, dessen Antheil natürlich seinem Produkt gleich ist, und unterscheiden wir dann in diesem Produkt zwei Theile, einen, der dem Producenten seine Vorschüsse vergütet und einen andern, der

seinen Gewinn vorstellt, nach dem Grundsatze, daß jede Arbeit einen Ueberschuß lassen muß: so haben wir das Verhältniß eines dieser Theile zu dem andern zu bestimmen. Ist dies einmal geschehen, so wird es leicht sein daraus die Verhältnisse des Vermögens dieser beiden Klassen von Menschen, der Unternehmer und der Lohnbezieher, abzuleiten, so wie auch Rechenschaft zu geben von allen Handelsschwankungen. Es wird eine Reihe von Folgesätzen sein, die wir zum Beweise zuzufügen haben.

Damit nun ein solches Verhältniß bestehe und erforschbar werde, ist es unumgänglich nothwendig, daß ein Gesetz, ein inneres oder äußeres, sich geltend mache bei der Feststellung des Arbeitslohnes und des Verkaufspreises, und da beim gegenwärtigen Stande der Dinge der Arbeitslohn und der Preis sich unaufhörlich ändern und schwanken, so fragt man: welches sind die allgemeinen Thatsachen, die Ursachen, welche die Aenderung und das Schwanken des Werthes bewirken? und: innerhalb welcher Grenzen bewegt sich diese Schwankung auf und nieder?

Allein diese Frage selbst ist den Principien entgegen: denn wer von einem Schwanken spricht, der nimmt nothwendig eine mittlere Linie an, zu welcher der Schwerpunkt des Werthes unaufhörlich zurückzukehren im Begriff ist: und wenn die Akademie verlangt, man solle die Schwankungen des Gewinns und des Lohnes bestimmen, so verlangt sie eben damit eine Bestimmung des Werthes. Aber das gerade ist es, was die Herren von der Akademie zurückweisen: sie wollen nicht einsehen, daß, wenn der Werth veränderlich ist, er eben dadurch bestimmbar ist, daß die Veränderlichkeit das Anzeichen und die Bedingung der Bestimmbarkeit ist. Sie behaupten, der sich stets ändernde Werth könne nie bestimmt werden. Es ist gerade, als wenn man behaupten wollte: wenn die Zahl der Schwingungen eines Pendels in der Sekunde, der Schwingungsbogen, die Breite und Höhe des Orts, an dem er schwingt, gegeben seien, könne doch die Länge des Pendels nicht bestimmt werden, weil derselbe in Bewegung sei. Das ist der erste Glaubensartikel der Staatsökonomie.

Was nun den Socialismus betrifft, so scheint er die Frage eben so wenig verstanden zu haben, noch sich darum zu kümmern.

Unter der Menge seiner Organe schieben die Einen das Problem ohne Weiteres auf die Seite, indem sie an Stelle der verhältnißmäßigen Berechnung der Antheile die (gegen alle besondern Verhältnisse gleichgültige *1) gleiche Vertheilung setzen (en substituant à la repartition le rationnement), d. h. indem sie aus dem gesellschaftlichen Organismus Zahl und Maß verbannen; die Andern ziehen sich dadurch aus der Verlegenheit, daß sie auf den Lohn die allgemeine Abstimmung angewendet wissen wollen. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß diese Armseligkeiten Narren zu Tausenden und Hunderttausenden finden, die daran glauben.

Das Verdammungsurtheil der Staatsökonomie hat Malthus in der folgenden berühmten Stelle ausgesprochen:

„Ein Mensch, der geboren wird in einer Welt, die bereits besetzt ist, hat, wenn seine Familie nicht die Mittel besitzt ihn zu ernähren, oder wenn die Gesellschaft nicht seiner Arbeit bedarf, nicht das mindeste Recht irgend einen Antheil an Nahrungsmitteln zu beanspruchen. Er ist überzählig und überflüssig auf Erden. Für ihn ist kein Platz gedeckt am großen Tisch der Natur. Die Natur gebietet ihm, sich fortzuscheeren und wird nicht säumen diesen Befehl selbst in Ausführung zu bringen."

Das ist der nothwendige Schluß, dem die Staatsökonomie nicht ausweichen kann und ich werde denselben beweisen, mit einer Evidenz wie man sie bisher in dieser Art von Untersuchungen noch nicht gekannt hat: Tod dem Nichtbesitzenden.

Um den Gedanken Malthus' besser zu erfassen wollen wir ihn seines rednerischen Schmuckes entkleiden und ihn in philosophische Sätze übersetzen.

„Die Freiheit des Individuums und das Eigenthum, der Ausdruck derselben, sind in der Staatsökonomie gegeben; die Gleichheit und Sammtverbindlichkeit sind es nicht.

„Unter dieser Wirthschaft lebt jeder bei sich, jeder für sich: die Arbeit ist wie jede andre Waare dem Steigen und Fallen des Preises unterworfen: Daher die Gefahr des Proletariats.

„Wer weder Einkünfte noch Lohn bezieht, hat kein Recht irgend

---

1) * bezeichnet umschreibende und erklärende Zusätze des Uebersetzers.

Etwas von den Andern zu verlangen: sein Unglück fällt auf ihn allein zurück; das Spiel des Glückes ist zu seinen Ungunsten ausgefallen."

Vom Gesichtspunkt der Staatsökonomie sind diese Sätze unwiderleglich, und Malthus, der sie mit einer so erschreckenden Schärfe geformelt, kann kein Vorwurf treffen. Vom Gesichtspunkt der Bedingungen der Gesellschaftswissenschaft sind dieselben Sätze grundfalsch und sogar widersprechend.

Der Irrthum Malthus' oder richtiger der Staatsökonomie besteht nicht darin, daß es heißt: ein Mensch, der nichts zu essen hat, muß umkommen; auch nicht in der Behauptung, daß unter der Wirthschaft der persönlichen Aneignung demjenigen, der weder Arbeit noch Einkommen hat, weiter Nichts übrig bleibt, als durch Selbstmord aus dem Leben zu scheiden, wofern er es nicht vorzieht, sich vom Hunger hinausjagen zu lassen: das ist einestheils das Gesetz unseres Daseins, andern Theiles die Folge des Eigenthums, und Hr. Rossi hat sich viel zu viel Mühe gegeben den gesunden Menschenverstand des Malthus in Bezug auf diesen Punkt zu rechtfertigen, wenn gleich es mir allerdings vorkommen will, als sei Hrn. Rossis Absicht bei seiner so langen und liebevollen Vertheidigung die gewesen, die Staatsökonomie in gleicher Weise zu empfehlen, wie sein Landsmann Machiavell in seinem Buche vom Fürsten den Despotismus der Bewunderung der Welt empfahl. Indem uns Hr. Rossi zeigt, wie die Noth die Bedingung sine qua non der Willkür in der Industrie und Handel sei, scheint er uns zuzurufen: da seht, das ist euer Recht, eure Gerechtigkeit, eure Staatsökonomie, euer Eigenthum.

Allein die gallische Unbefangenheit versteht Nichts von diesen Feinheiten und besser wäre es gewesen, Frankreich in seiner unbefleckten Sprache zu sagen: Malthus Irrthum, der Grundfehler der Staatsökonomie besteht, allgemein gefaßt, darin, einen Uebergangszustand, nämlich die Unterscheidung der Gesellschaft in Patriciat und Proletariat, für einen Endzustand auszugeben; oder bestimmter gesagt, zu sagen, daß in einer organisirten, mithin sammtverbindlichen Gesellschaft es möglich sei, daß die Einen besitzen, arbeiten und verbrauchen, während die Andern weder Besitz, noch Arbeit, noch Brod hätten. Endlich irrt sich Malthus, oder die Staatsökonomie — in

seinen Schlüssen, wenn er in der unbeschränkten Fortpflanzungsfähigkeit, deren das Menschengeschlecht nicht mehr und nicht minder als alle Gattungen der Thier- und Pflanzenwelt theilhaftig ist, ein beständiges Hereindrohen der Hungersnoth sieht, während nur die Nothwendigkeit derselben und in Folge dessen ein Gesetz des Gleichgewichts zwischen Bevölkerung und Produktion herzuleiten wäre.

Kurz, die Malthussche Theorie — und das ist das große Verdienst dieses Schriftstellers, ein Verdienst, welches ihm anzurechnen keinem seiner Genossen eingefallen ist — leistet das, daß sie die ganze Staatsökonomie ad absurdum führt.

Was nun den Socialismus betrifft, so ist derselbe schon längst von Plato und Thomas Morus mit dem einen Wort: Utopien, d. i. Nirgendheim, Chimäre, gerichtet.

Dennoch, zur Ehre des Menschengeistes und damit Allen Gerechtigkeit widerfahre sei es gesagt, dennoch war es eben so unmöglich, daß die ökonomische und Gesetzgebungswissenschaft in ihren Anfängen etwas Anderes waren, denn das, als was wir sie gesehen haben, als es unmöglich ist, daß die Gesellschaft stehen bleibe bei dieser ersten Stellung.

Jede Wissenschaft muß zunächst ihr Gebiet umgränzen, ihre Materialien schaffen und sammeln: erst die Thatsachen, dann das System, erst das Jahrhundert des Lernens, dann das Jahrhundert der Kunst. Wie jede andere dem Gesetze der Zeit und den Bedingungen der Erfahrung unterworfen, mußte auch die ökonomische Wissenschaft, bevor sie untersuchen konnte, wie es in der Gesellschaft hergehen müsse, uns erst sagen, wie es in ihr wirklich hergeht, und alle diese Herkömmlichkeiten, welche die Schriftsteller in ihren Büchern so pomphaft Gesetze, Principien, Theorien betitteln, trotz ihrer Zusammenhangslosigkeit und ihrer Widersprüche, mußten mit gewissenhaftem Fleiße gesammelt und mit strenger Unparteilichkeit beschrieben werden. Diese Aufgabe zu leisten heischte vielleicht mehr Genie, besonders mehr Hingebung als der weitere Verlauf der Wissenschaft verlangen wird.

Wenn daher die Socialökonomie noch heutigen Tages mehr ein Anstreben zur Zukunft ist als eine Kenntniß der Wirklichkeit, so muß man doch auch anerkennen, daß die Elemente dieses Studiums alle

in der Staatsökonomie enthalten liegen und ich glaube die allgemeine Ansicht auszusprechen, wenn ich sage, daß diese Meinung die der großen Mehrzahl der Geister geworden ist. Die Gegenwart findet allerdings wenige Vertheidiger, allein der Ueberdruß am Nirgendheim ist darum nicht minder allgemein und Jeder sieht ein, daß die Wahrheit in einer Formel liegt, welche die beiden Worte: **Erhaltung** und **Bewegung** versöhnen würde.

So sind denn — danken wir dafür Männern wie A. Smith, J. B. Say, Ricardo, Malthus, so wie ihren verwegenen Gegnern — so sind denn die Geheimnisse des Vermögens, atria Ditis, enthüllt; das Uebergewicht des Kapitals, die Bedrückung des Arbeiters, die Umtriebe des Monopols sind in allen Punkten aufgehellt und weichen scheu zurück vor den Blicken der öffentlichen Meinung. Ueber die von den Oekonomen beobachteten und aufgezeichneten Thatsachen ergeht man sich in Erwägungen und Konjekturen: mißbräuchliche Rechte, unbillige Herkommen, geachtet so lange die Finsterniß dauerte, die ihr Leben fristete, sterben dahin unter den Streichen des allgemeinen verwerfenden Urtheils, sobald sie ans Tageslicht gezogen sind; man ahnt, daß die Regierung der Gesellschaft gelernt werden muß, nicht mehr aus einer hohlen Ideologie nach Art des Contrat social, sondern, wie es Montesquieu erkannt, aus dem Verhältniß der Dinge; und schon erhebt sich eine Linke mit entschieden socialen Tendenzen, bestehend aus Gelehrten, Beamten, Rechtsgelehrten, Professoren, ja selbst Kapitalisten und Häuptern der Industrie, die sämmtlich als Vertreter und Vertheidiger des Privilegiums geboren wurden, so wie aus einer Million von Eingeweihten, — schon erhebt sich eine solche Linke in der Nation über und außerhalb der parlamentarischen Ansichten und sucht in der Analyse der ökonomischen Thatsachen die Lebensgeheimnisse der Gesellschaft zu belauschen.

Stellen wir uns die Staatsökonomie vor unter dem Bilde einer weiten Ebene, die bedeckt liegt mit den zugerichteten Stoffen zu einem Bau. Die Arbeiter erwarten das Zeichen, beseelt von Eifer und brennend vor Begierde, das Werk zu beginnen. Allein der Baumeister ist verschwunden und hat keinen Grundriß zurückgelassen. Die Oekonomen haben eine Menge von Dingen im Gedächtniß behalten,

aber leider auch nicht den Schatten eines Anschlages. Sie wissen Ursprung und Geschichte von jedem Stück anzugeben, sie wissen was die Bearbeitung gekostet hat, welches Holz die besten Balken, welcher Thon die besten Ziegel giebt; sie wissen was man für Werkzeug und Anfuhr ausgegeben, wie viel die Zimmerleute verdienten und wie viel die Steinmetzen: aber von keinem Stück kennen sie die Bestimmung und die Stelle, wo es hingehört. Sie können sichs nicht verhehlen, daß sie die durch einander geworfenen Bruchstücke eines Meisterwerks, disjecti membra poetae, vor sich haben, aber es ist ihnen bis auf diesen Tag unmöglich gewesen, den Hauptplan wiederzufinden, und so oft sie noch irgend eine Zusammenfügung versuchten, wollte es immer nicht passen. Zuletzt verzweifelten sie an diesen erfolglosen Kombinationen und erhoben den Mangel architektonischer Uebereinstimmung der Wissenschaft, oder, wie sie sagten, die Unvereinbarkeiten ihrer Principien zum Dogma[1]).

So ist die Theilung der Arbeit, ohne welche die Produktion fast Null sein würde, tausend Uebelständen unterworfen, unter denen der schlimmste die Demoralisation des Arbeiters ist. Die Maschinen erzeugen mit der Billigkeit die Ueberschwemmung des Marktes und das Feiern der Arbeiter; die Konkurrenz führt zur Bedrückung; die Auflagen, das materielle Band der Gesellschaft, sind meistens eine Landplage, die man eben so scheut wie Feuersbrunst und Hagelschlag; neben dem Credit läuft als unzertrennlicher Zwilling der Bankerott her; das Eigenthum ist ein wahrer Ameisenhaufen von Mißbräuchen; der Handel artet aus in ein Hazardspiel, in dem es zuweilen sogar erlaubt ist zu betrügen; kurz, die Unordnung ist überall in gleichem Maße vorhanden wie die Ordnung, ohne daß man wüßte, wie jene von dieser ausgetrieben werden soll — *ταξις ἀταξιαν*

---

1) „Das Princip, welches das Leben der Nationen leitet, ist nicht die reine Wissenschaft: vielmehr sind es zusammengesetzte gegebene Größen, die aus der Bildungsstufe, den Bedürfnissen und Interessen hervorgehen.“ So drückte sich im December 1844 einer der klarsten Köpfe aus, die Frankreich besitzt, Leon Faucher. Man erkläre es, wenn man kann, wie ein Mann von diesem Schlage durch seine ökonomischen Ueberzeugungen dahin gebracht werden konnte, zu behaupten, daß die „zusammengesetzten gegebenen Größen“ der Gesellschaft der reinen Wissenschaft entgegengesetzt seien.

διωκειν — und so haben sich denn die Oekonomen aus dieser Klemme dadurch herausgeholfen, daß sie schließen, es sei Alles so am Besten und jeden Vorschlag der Aenderung als eine Feindseligkeit gegen die Staatsökonomie ansehen.

Das Gebäude der Gesellschaft wurde daher aufgegeben; die Menge brach in den Bauplatz ein: Säulen, Kapitäler und Sockels, Holz, Stein und Metall wurden vertheilt und verloost, und aus dem ganzen Material, das gesammelt dalag zu einem prachtvollen Tempel, hat das unwissende und barbarische Eigenthum Hütten gebaut. Es gilt also jetzt, nicht nur den Plan wieder zu finden, sondern auch die Besitznehmer aus ihren Wohnungen zu bringen, da sie behaupten, ihre Stadt sei eine ganz herrliche, und bei dem bloßen Worte Herstellung sich sogleich kampfgerüstet vor ihren Thüren aufstellen. Eine so große Verwirrung hat man selbst weiland in Babel nicht erlebt; zum Glück sprechen wir Französisch und sind kühner als die Gefährten Nimrods.

Doch lassen wir jetzt die Allegorie. Die erzählende und beschreibende Methode, die mit Erfolg angewandt wurde, so lange weiter Nichts nöthig war, als eine Durchforschung des Gebiets, ist fortan unbrauchbar. Nach Tausenden von Monographien und Tabellen sind wir noch um keinen Schritt weiter, als zur Zeit Xenophons und Hesiods. Die Phönizier, Griechen, Italiener arbeiteten dazumal ganz wie wir arbeiten: sie legten ihr Geld an, bezahlten ihre Arbeiter, dehnten ihre Besitzungen aus, machten ihre Versendungen und Eintreibungen, hielten ihre Bücher, spekulirten, agiotirten und richteten einander zu Grunde nach allen Regeln der ökonomischen Kunst, denn sie verstanden es eben so gut wie wir, sich Monopole anzueignen und Verbraucher und Arbeiter auszubeuten. Berichte darüber sind in Unzahl vorhanden; und wenn wir ewig nur unsere Statistiken und Zahlen durchkneten wollten, würden wir immer weiter Nichts vor Augen haben als das Chaos, das regungslose und einförmige Chaos.

Allerdings glaubt man, daß von den mythologischen Zeiten an bis auf das gegenwärtige Jahr 57 unserer großen Revolution das allgemeine Wohlsein zugenommen habe. Das Christenthum hat lange Zeit für die Hauptursache dieser Verbesserung gegolten, deren

ganze Ehre gegenwärtig die Oekonomen für ihre Principien in Anspruch nehmen. Welchen Einfluß, sagen sie, hat denn am Ende das Christenthum auf die Religion ausgeübt? In seinen Uranfängen im höchsten Grade utopistisch, hat es sich nur dadurch halten und ausbreiten können, daß es allmälig alle ökonomischen Kategorien annahm, Arbeit, Kapital, Verpachtung, Handel, Eigenthum, mit einem Wort dadurch, daß es dem römischen Gesetz, dem höchsten Ausdruck der Staatsökonomie, die bestätigende Weihe gab.

Das Christenthum hat in seinem theologischen Theil mit den Theorien der Produktion und des Verbrauchs Nichts zu schaffen, doch ist es für die europäische Civilisation das gewesen, was in neuerer Zeit für die herumziehenden Handwerker die Gesellenschaften und die Freimaurerei waren, eine Art Vertrag zu gegenseitiger Versicherung und Unterstützung. In dieser Beziehung verdankt es der Staatsökonomie gar Nichts und das Gute was es gethan, kann von ihr nicht als Zeuge ihrer Richtigkeit angerufen werden. Die Leistungen der Mildthätigkeit und Hingebung liegen außerhalb des Gebiets der Oekonomie, welche das Glück der Gesellschaften durch Organisation der Arbeit und Gerechtigkeit zu erzielen hat. Im Uebrigen bin ich gern bereit die glücklichen Wirkungen des Eigenthums-Mechanismus anzuerkennen; nur bemerke ich, daß diese Wirkungen völlig aufgewogen werden durch das Elend, das dieser Mechanismus seiner Natur nach erzeugen muß, so daß, wie es noch unlängst ein berühmter Minister vor dem englischen Parlament eingestand, und wie wir es bald beweisen werden, in der gegenwärtigen Gesellschaft der Fortschritt des Elends genau neben dem des Reichthums herläuft und ihm die Wage hält, wodurch die Verdienste der Staatsökonomie völlig auf Null heruntersinken.

So rechtfertigt sich die Staatsökonomie weder durch ihre Principien, noch durch ihre Leistungen, und des Socialismus ganzer Werth besteht darin, daß er dies dargethan hat. Daher müssen wir die Untersuchung der Staatsökonomie wieder aufnehmen, weil sie allein, zum Theil wenigstens, die Materialien der Gesellschaftswissenschaft enthält, und ermitteln, ob ihre Theorien nicht irgend einen versteckten Irrthum enthalten, dessen Beseitigung Thatsache und Recht versöhnen, das organische Gesetz der Menschheit offenbaren und den positiven Grundriß der Ordnung ergeben würde.

Zweites Kapitel.

Der Werth.

§. 1.

Der Gegensatz des Nutz- und des Tauschwerthes.

Der Werth ist der Eckstein des ökonomischen Gebäudes. Der göttliche Meister, welcher uns betraut mit der Fortsetzung seines Werkes, hat sich darüber gegen Niemand ausgelassen, allein man vermuthet es auf Grund gewisser Anzeichen. Der Werth erscheint nämlich unter zwei Gestalten: die eine nennen die Oekonomen Nutzwerth oder Werth an sich, die andere Tauschwerth oder eingebildeten Werth. Die Wirkungen, welche der Werth in dieser doppelten Gestalt hervorbringt und die sehr unregelmäßig sind, so lange er nicht fest begründet oder, um uns philosophischer auszudrücken, so lange er nicht festgestellt (constituée) ist, ändern sich völlig durch diese Feststellung.

Worin besteht nun die Wechselbeziehung zwischen Nutz- und Tauschwerth? was ist zu verstehen unter festgestelltem Werthe und durch welche plötzliche Entwickelung bewerkstelligt sich diese Feststellung? Das ist der Gegenstand und das Ziel der Staatsökonomie. Ich bitte den Leser dem nun Folgenden seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken, denn dies Kapitel ist das einzige des ganzen Werkes, welches etwas guten Willen von seiner Seite erheischt. Ich dagegen will mich bemühen immer einfacher und klarer zu werden.

Alles, was mir zu irgend Etwas dienen kann, hat für mich Werth und ich bin um so reicher, als die nützliche Sache reichlicher vorhanden ist. Das hat keine Schwierigkeit. Milch, Fleisch, Früchte, Getreide, Wolle, Zucker, Baumwolle, Wein, Metall, Marmor, Erde, Wasser, Luft, Feuer, Sonne, das sind in Bezug auf mich lauter Nutzwerthe durch Natur und Bestimmung. Wenn alle Dinge, die zu meinem Dasein dienen, eben so reichlich vorhanden wären, wie manche derselben, z. B. Licht und Luft; mit andern Worten, wenn die Menge jeglicher Art von Werthen eine unerschöpfliche wäre, so wäre mein Wohlsein für immer gesichert; das Arbeiten wäre überflüssig, ich würde nicht einmal mehr denken. Bei einem solchen Zustande läge noch immer Nutzbarkeit in den Dingen, doch dürfte man nicht mehr in Wahrheit sagen sie hätten Werth; denn der Werth bezeichnet, wie wir es bald sehen werden, eine wesentlich gesellschaftliche Beziehung; ja, selbst den Begriff der Nützlichkeit haben wir einzig durch den Tausch, durch eine Art von Zurückwirkung der Gesellschaft auf die Natur erworben. Die ganze Entwickelung der Civilisation ist also abhängig von der Nothwendigkeit, in der sich das Menschengeschlecht befindet unaufhörlich die Erzeugung neuer Werthe zu veranlassen, eben so wie die Uebel der Gesellschaft ihre Grundursache haben an dem fortwährenden Kampfe, den wir zu bestehen haben, gegen unsere eigene Trägheit. Nimm dem Menschen dies Bedürfniß, welches seinen Gedanken herausfordert und ihn zum betrachtenden Leben bildet, und der Gegenherr (contremaitre; wie Gegenadmiral*) der Schöpfung ist nur noch der Erste[1]) der Vierfüßler.

Wie aber wird der Nutzwerth zum Tauschwerth? Denn es muß bemerkt werden, daß die beiden Arten von Werthen, wenn auch im

---

1) Auch das nicht einmal, denn sinnlich wären dem Menschen, den keine Kultur ausgerüstet hätte, viele Thiere bei Weitem überlegen. Was die Größe der Menschheit bedingt, ist nicht die Vollkommenheit des menschlichen Körpers, welcher erst für die Kultur, die er sich geschaffen, zweckmäßig ist, sondern gerade umgekehrt die verhältnißmäßige Schwäche und Unbehülflichkeit desselben. Eben dadurch, daß er von den angeborenen Fertigkeiten und Kräften der Thiere Nichts besitzt, wird er gezwungen, sie erst zu erwerben.

Anmerk. d. Uebers.

Gedanken gleichzeitig (weil der erste nur bei Gelegenheit des zweiten bemerkt wird), nichtsdestoweniger in einem Verhältniß der Aufeinanderfolge stehen: der vertauschbare Werth ist gegeben durch eine Art Abspiegelung des Nutzwerthes, wie die Theologen lehren, daß Gott in der Dreieinigkeit, indem er von Ewigkeit her sich selbst anschaut, den Sohn erzeugt. Diese Erzeugung der Idee des Werthes ist von den Oekonomen nicht sorgfältig genug aufgefaßt. Wir müssen uns daher Etwas dabei aufhalten.

Da sich von den Gegenständen, deren ich bedarf, ziemlich viele nur in mäßiger Menge oder auch gar nicht in der Natur vorfinden, bin ich genöthigt, die Produktion dessen, was mir fehlt, zu befördern, und da ich nicht so vielerlei vornehmen kann, werde ich andern Menschen, meinen Mitarbeitern in verschiedenen Verrichtungen, den Vorschlag machen, mir einen Theil ihrer Erzeugnisse im Tausch gegen einen Theil der meinigen abzutreten. Ich für meine Person werde also von meinem besonderen Erzeugniß immer mehr haben als ich verbrauche, desgleichen werden die Andern mehr von ihren betreffenden Erzeugnissen haben, als sie benutzen. Dieser stillschweigende Vertrag vollzieht sich durch den Handel. Wir machen bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, daß die logische Aufeinanderfolge der beiden Arten des Werthes in der Geschichte noch besser hervortritt, als in der Theorie, denn die Menschen haben sich um die Güter der Natur Jahrtausende lang gestritten (was man die Urgemeinschaft, communauté primitive, nennt), bevor ihre Industrie zu irgend welchem Handel Anlaß gegeben.

Die Fähigkeit nun, welche alle, theils von der Natur, theils von der Industrie hergestellten Erzeugnisse besitzen, zum Lebensunterhalt des Menschen zu dienen, heißt ins Besondere Nutzwerth, die Fähigkeit dagegen, sich Eins für das Andere hingeben zu lassen, Tauschwerth. Im Grunde kommen beide auf dasselbe hinaus, weil der zweite Fall zum ersten nur den Gedanken einer Stellvertretung hinzufügt, und Alles dies kann uns leicht vorkommen wie eine überflüssige Spitzfindigkeit; in der Praxis aber sind die Folgen überraschend, und abwechselnd bald Glück bald Unheil bringend.

Der Unterschied im Werth ist also thatsächlich gegeben und hat nichts Willkürliches. Sache des Menschen ist es, indem er sich die-

sem Gesetz unterzieht, es zu Gunsten seines Wohlseins und seiner Freiheit zu wenden. Die Arbeit, sagt Walras so schön, ist ein der Sparsamkeit der Natur erklärter Krieg; aus ihr entspringt sowol der Reichthum als die Gesellschaft. Die Arbeit erzeugt nicht nur unvergleichlich viel mehr Güter als die Natur uns giebt — so hat man angeführt, daß allein die Schuhmacher Frankreichs schon zehnmal so viel produciren, als alle Minen Perus, Brasiliens und Mexikos zusammen — sondern bringt es auch, indem sie durch die Umwandlungen, denen sie die natürlichen Werthe unterwirft, und so ihre Rechte ausdehnt und bis ins Unendliche vervielfacht, allmälig dahin, daß aller Reichthum, weil er erst über das Spinnrad der Industrie laufen muß, zuletzt ganz in die Hände dessen gelangt, der ihn schafft, und daß Nichts oder doch so gut wie Nichts übrig bleibt für den Inhaber des Rohstoffes.

Das ist also der Gang der ökonomischen Entwickelung: zuerst Aneignung des Landes und der natürlichen Werthe; dann Association und Vertheilung durch die Arbeit bis zur vollständigen Gleichheit. Zahllose Abgründe gähnen auf unserer Bahn, das Schwert hängt über unsern Häuptern, aber zur Beschwörung aller Gefahren haben wir die Vernunft und die Vernunft ist die Allmacht.

Das Verhältniß des Nutzwerths zum Tauschwerth hat die Folge, daß wenn durch Zufall oder Böswilligkeit einem der Producenten der Austausch abgeschnitten wäre oder die Nutzbarkeit seines Produkts plötzlich aufhörte, derselbe trotz seiner gefüllten Magazine Nichts besitzen würde. Je mehr Opfer er gebracht, je mehr Kraft er aufgeboten hätte, um zu produciren, desto größer wäre seine Noth.

Wenn die Nutzbarkeit des Produkts statt ganz aufzuhören nur eine geringere würde, was auf hundertlei Weise geschehen kann, so würde der Arbeiter, statt durch eine plötzliche Katastrophe gestürzt und völlig zu Grunde gerichtet zu sein, nur ärmer werden; er müßte ein großes Quantum seines Werthes hingeben für ein geringes Quantum fremder Werthe, sein Lebensunterhalt wäre um eben so viel vermindert als der Ausfall seiner Verkaufsbeträge und dies würde ihn stufenweise vom Wohlstande bis zum Verhungern herunterbringen. Wächst endlich die Nutzbarkeit des Produkts oder wird die Produktion minder kostspielig, so neigt sich die Wagschaale

des Austausches zu Gunsten des Producenten, dessen Wohlstand sich so aus dem Zustande fleißiger Mittelmäßigkeit bis zum müßigen Wohlleben des Reichthums steigern kann. Diese Erscheinung der Entwerthung und Bereicherung erscheint in tausend verschiedenen Formen und durch tausenderlei Kombinationen. Auf ihr beruht das leidenschaftliche und hinterlistige Spiel des Handels und der Industrie; sie ist die Lotterie voller Fallstricke, von der die Oekonomen glauben, sie müsse ewig dauern, und deren Aufhebung die Akademie der Staats- und moralischen Wissenschaften verlangt ohne es zu wissen, wenn sie unter der Bezeichnung „Gewinn und Lohn" auffordert, man solle Nutzwerth und Tauschwerth mit einander versöhnen, d. h. man solle das Mittel ausfindig machen, alle Nutzwerthe gleich vertäuschlich und umgekehrt alle Tauschwerthe gleich nützlich zu machen.

Die Oekonomen haben den zwiefachen Charakter des Werthes sehr gut hervorgehoben: was sie aber nicht mit gleicher Schärfe dargestellt haben, das ist seine widersprechende Natur. Hier beginnt unsere Kritik.

Die Nützlichkeit ist die nothwendige Bedingung des Tausches; nimm aber den Tausch fort, und die Nützlichkeit schwindet zu Nichts zusammen: diese beiden Begriffe sind unauflöslich mit einander verbunden. Wo tritt denn nun der Widerspruch hervor?

Weil wir Alle so lange wir sind nur durch Arbeit und Austausch bestehen und um so reicher sind, je mehr wir produciren und umsetzen, so wird Jeder so viel Nutzwerth als möglich produciren, um seinen Umsatz und mit ihm seinen Genuß um eben so viel zu vermehren. Nun ist aber die erste und unvermeidliche Folge der Vervielfältigung der Werthe die, daß dieselben heruntergedrückt werden: je reichlicher eine Waare vorhanden ist, desto mehr verliert sie beim Umsatz, desto mehr entwerthet sie sich im Handel. Ist es also nicht richtig, daß ein Widerspruch obwaltet zwischen der Nothwendigkeit der Arbeit und ihren Erfolgen?

Ich bitte den Leser dringend, bevor er der Erklärung entgegeneilt, seine Aufmerksamkeit der Thatsache selbst zu schenken.

Ein Bauer, der zwanzig Sack Getreide geerntet hat, die er sich mit seiner Familie zu verbrauchen vornimmt, hält sich für doppelt so

reich als wenn er nur zehn Sack geerntet hätte; eben so glaubt eine Hausfrau, die zu fünfzig Ellen Leinwand gesponnen, doppelt so reich zu sein, als wenn sie nur zu fünfundzwanzig gesponnen hätte. In Bezug auf ihre Wirthschaft haben sie Beide recht; allein in Bezug auf ihre Verhältnisse nach außen hin können sie sich um den ganzen Betrag verrechnet haben. Ist die Kornernte im ganzen Lande doppelt reichlich gegen sonst ausgefallen, so werden zwanzig Sack weniger abwerfen als zehn Sack abgeworfen hätten, wenn sie nur halb so groß gewesen wäre, wie in gleichem Falle fünfzig Ellen Leinwand weniger gelten werden als fünfundzwanzig. Somit nimmt der Werth ab wie die Produktion des Nutzbaren zunimmt und ein Producent kann dadurch, daß er immer reicher wird, zum armen Mann werden. Und dagegen scheint es kein Mittel zu geben, denn das einzige Mittel zum Heil wäre, wenn alle Industrieerzeugnisse in unendlicher Menge zum Vorschein kämen, wie Luft und Licht, was aber ein Unsinn ist. Gott meiner Vernunft! würde Jean Jacques Rousseau zu sich gesagt haben: nicht die Oekonomen reden unvernünftig, sondern die Staatsökonomie selbst straft ihre Definitionen Lügen! Mentita est iniquitas sibi.

In den vorstehenden Beispielen übersteigt der Nutzwerth den Tauschwerth; in andern Fällen bleibt er hinter ihm zurück. Dann tritt dieselbe Erscheinung hervor, nur in umgekehrter Weise: die Schaale neigt sich zu Gunsten des Producenten und es trifft den Konsumenten. Das geschieht besonders in Zeiten der Hungersnoth, wo die hohen Preise der Lebensmittel stets etwas Künstliches haben. Auch giebt es Gewerbe, deren ganze Kunst darin besteht, einem Gegenstande von untergeordneter Nützlichkeit, ohne den man sich ganz gut behelfen könnte, einen übertriebenen Meinungswerth zu geben: in diese Kategorie gehören im Allgemeinen die Künste des Luxus. Vermöge seines ästhetischen Sinnes ist der Mensch begierig auf Nichtigkeiten, deren Besitz seine Eitelkeit, seinen angeborenen Hang zum Luxus und seine edlere und mehr achtungswerthe Liebe zum Schönen befriedigt. Darauf spekuliren nun die Lieferanten derartiger Gegenstände. Die Phantasie und Eleganz zu besteuern ist durchaus um Nichts gehässiger oder abgeschmackter als den Handelsverkehr mit Abgaben zu belasten: allein diese Steuer wird erhoben von einigen

Unternehmern, die gerade in der Mode sind und deren Verdienst sehr oft darin besteht, den Geschmack zu verfälschen und die Unbeständigkeit zu befördern. Aber darüber beklagt sich Niemand und aller Fluch der öffentlichen Meinung wird aufgespart für die Monopolisten, denen es durch ihr Genie gelingt, den Preis der Leinwand und des Brotes um einige Pfennige zu steigern. ...

Es will noch wenig bedeuten im Nutz- und Tauschwerth diesen seltsamen Kontrast angedeutet zu haben, in dem die Oekonomen gewohnt sind Nichts als etwas höchst Einfaches zu sehen: es ist auch zu zeigen, daß in dieser angeblichen Einfachheit ein tiefes Geheimniß verborgen liegt, welches zu durchdringen unsere Pflicht ist.

Ich fordere jeden Oekonomen, der es ernst meint, auf, mir zu sagen, aber nicht etwa blos die Frage in andere Worte zu übersetzen oder zu wiederholen, was die Ursache ist, daß der Werth in dem Maaße abnimmt als die Produktion zunimmt; und umgekehrt, daß dieser Werth wächst in dem Maaße als die Produktion geringer wird? Nutzwerth und Tauschwerth stehen, um den technischen Ausdruck zu benutzen, in umgekehrtem Verhältniß zu einander; meine Frage geht also dahin: warum nicht die Nützlichkeit, sondern die Seltenheit mit der Theurung auf eins hinauskommt? Denn wohlgemerkt, das Steigen und Fallen der Waaren ist unabhängig von der auf ihre Erzeugung aufgewendeten Summe von Arbeitskraft und der höhere oder geringere Belauf der Herstellungskosten hilft uns gar Nichts bei der Erklärung der Schwankungen der Marktpreise. Der Werth ist launenhaft wie die Freiheit: weder auf Nützlichkeit noch auf Arbeit nimmt er Rücksicht; im Gegentheil, es scheint sogar als ob im gewöhnlichen Lauf der Dinge und abgesehen von gewissen Störungen, welche zu den Ausnahmen gehören, gerade die nützlichsten Gegenstände immer am Billigsten zu haben sein müssen; mit andern Worten, es scheint als müsse es so sein, daß Diejenigen, die mit dem meisten Behagen arbeiten, am Besten, Diejenigen dagegen, welche Schweiß und Blut dabei hingeben, am Schlechtesten bezahlt werden. Wollte man daher diesen Grundsatz bis in seine letzten Konsequenzen verfolgen, so würde man mit der strengsten Logik von der Welt zu dem Schluß gelangen, daß solche Dinge, deren Gebrauch nothwendig und deren Menge unbegrenzt ist,

für Nichts zu haben sein, Solche dagegen, die gar keine Nützlichkeit besäßen, aber äußerst selten wären, einen unschätzbaren Preis haben müssen. Allein um der Verwirrung die Krone aufzusetzen läßt die Praxis auch diese Extreme nicht zu: denn einerseits kann kein menschliches Erzeugniß in Bezug auf seine Masse wirklich die Unendlichkeit erreichen und andererseits müssen selbst die allerseltensten Dinge irgend einen Grad von Nützlichkeit besitzen und wären ohne denselben keiner Werthung fähig. Nutzwerth und Tauschwerth bleiben daher untrennbar aneinander gekettet, obgleich sie vermöge ihrer Natur unabläßig streben, einander auszuschließen.

Ich will den Leser nicht ermüden mit einer Widerlegung der Wortgefechte, die man anstellen könnte, um diesen Gegenstand aufzuklären: es giebt für den dem Werthbegriff inhaftenden Widerspruch keine darlegbare Ursache noch eine mögliche Erklärung. Die Thatsache, von der ich rede, ist eine von denen, welche man ursprüngliche Thatsachen nennt, d. h. die wol dazu dienen können, andere zu erklären, die aber an sich selbst wie die sogenannten einfachen Körper nicht weiter aufzulösen sind [1]). Das ist eben der Dualismus des

---

1) Es giebt dennoch vielleicht eine Erklärung dieses innern Gegensatzes und läßt sich die angeblich ursprüngliche Thatsache auf eine einfachere zurückführen. Die Entwerthung des Nützlichen durch Ueberfluß und Vertheuerung durch Seltenheit hört auf ein unlösbares Problem, ein blos Gegebenes zu sein, das man hinzunehmen habe, weil es in der Erfahrung liegt, aber nicht aus etwas Anderm ableiten könne, und der Werth verliert den Schein der Launenhaftigkeit, sobald man sich von den relativen Werthen zum absoluten Werthe erhebt. Es giebt aber in der That einen absoluten Werth, weil es ein bestimmt begrenztes Maaß giebt, das alle Werthe der Welt zusammengenommen nicht übersteigen können. Dies Maaß ist das Bedürfniß der Menschheit, welches kein unbegrenztes sein kann, weil die Menschheit eine begrenzte Größe ist. Der Mensch ist ein Leib von bestimmter Größe und verbraucht, um diesen in einem fortwährenden Verflüchtigungs- und Verbrennungsproceß begriffenen Leib in gleichem Maaße mit dem Betrage dieses Processes zu ergänzen, ein bestimmtes Quantum der in der Natur vorhandenen Stoffe, aus denen er besteht. Eine Gesellschaft von gewisser Größe, ein Staat meinetwegen, kann in Jahresfrist durchaus nur ein begrenztes Gewicht an Brot, an Früchten, nur eine begrenzte Zahl von Ochsen, Schafen u. s. w. aufessen, und nicht nach Belieben etwa das doppelte Quantum; denn äße sie auch eine Zeit lang ein Uebermaaß, so würden Krankheiten und Todesfälle die Folge sein und den Mehrverbrauch durch einen entsprechenden Minderverbrauch ausgleichen. Schein-

Geistes und der Materie. Geist und Materie sind zwei Begriffe, die, für sich genommen, jeder eine besondere Ansicht des Geistes anzeigen ohne aber irgend einer Wirklichkeit zu entsprechen. Eben

---

bar nicht ganz so nothwendig begrenzt ist der Verbrauch zur Befriedigung anderer Bedürfnisse, z. B. der Bekleidung, der Wohnung, des Luxusbedürfnisses, in der That aber hat auch er sein Maaß, wie die Erfahrung zeigt, und Zufälle, Launen, Tollheiten vermögen immer nur einzelne im Verhältniß zum Ganzen unbeträchtliche Störungen herbeizuführen. Ein Nero kann den verrückten Einfall haben zu seinem Vergnügen eine Stadt anzustecken und so einen abnormen Verbrauch von Baumaterial bewirken. Man kann zeitweilig einmal so geschmacklos sein, Pluderhosen von 500 Ellen Stoff, Chikoärmel von Tonnengröße, Reifröcke, die selbst im Stadtthore anstoßen, zu tragen; ein Fürst kann plötzlich die Uniform seines ganzen Heeres umzuändern befehlen; allein sogar die unbegreifbar flatternde Mode, der Geschmack und Trieb im Luxus haben ihre Gesetzlichkeit und bewegen sich in einem ihre Extreme ausgleichenden Pendelschwunge, und selbst die kolossalsten Anomalien, die von persönlichen Nicken veranlaßt werden, sind, weil sie immer eine Gegenwirkung erzeugen, eben so wenig im Stande den Gesammtverbrauch bedeutend über seine normale Größe zu steigern, als die Transportirung selbst der gewaltigsten Massen den Schwerpunkt des Erdballs merkbar zu verschieben vermag. Immerhin mag es äußerst mißlich, ja zur Zeit sogar unmöglich sein, das absolute Gesammtbedürfniß eines Volks binnen gegebener Zeit wirklich zu bestimmen; daß es aber eine begrenzte Größe ist, ist darum nicht minder gewiß. Deshalb giebt es für dasselbe einen absoluten Werth. Der bestimmte Mensch selbst ist das bestimmte Werthmaaß, das Leben und seine Erhaltung die absolute Münze, auf die Alles zurückbezogen wird. Nicht der Sack Getreide an und für sich ist schon ein Werth für mich, sondern nur in sofern und in soweit ich ihn zur Ergänzung meines Leibes gebrauchen kann und muß. Nur das ist erst Werth für mich, was irgendwie Ich werden kann; dies mein Ich ist das Urwerthmaaß und die Gesammtheit der Ichs das absolute unübersteigliche Werthmaaß für eine Gesellschaft, für ein Volk, endlich für die Menschheit. Weil nun dies einzelne oder Gesammt-Ich, wie gesagt, nicht eine unendliche, sondern eine bestimmte Größe ist, so ist auch der Gesammtwerth, den es überhaupt giebt, ein zu jeder Zeit bestimmter, wenn auch mit der Zeit sich allmälig ändernder. Die Masse der brauchbaren Dinge aber ist besonders vermöge der Beschaffenheit der Erdnatur, dann auch vermöge der unbeholfenen Blindheit, mit der die Menschen gegenwärtig noch arbeiten, indem sie vielfach aufs Gerathewohl produciren, weil ihnen noch der Ueberblick der gesammten Bedürfnisse fehlt, äußerst beträchtlichen Schwankungen unterworfen. Ist in einem Jahre — denn das Jahr ist von Natur in dieser Beziehung das absolute Zeitmaaß — diese Masse größer als der Gesammtbedarf, so kann sie deshalb unmöglich mehr werth sein, wie man zu verlangen scheint, wenn man die Entwerthung durch Mehrproduktion für einen Widerspruch erklärt, denn der Magen wird nicht größer

so geht, wenn einmal für den Menschen das Bedürfniß einer großen Mannigfaltigkeit von Produkten mit der Nöthigung, dasselbe durch seine Arbeit zu befriedigen, gegeben ist, daraus der Gegensatz zwischen Nutz- und Tauschwerth nothwendig hervor und aus diesem Gegensatz ein Widerspruch schon auf der Schwelle der Staaatsökonomie. Keine Geisteskraft, kein menschlicher oder göttlicher Wille wäre im Stande, dies zu verhindern.

Anstatt daher eine chimärische Erklärung zu suchen, wollen wir uns begnügen, die Nothwendigkeit des Widerspruchs gehörig fest zu stellen.

Wie groß auch die Fülle der geschaffenen Werthe und das Verhältiß sein mag, in dem sie sich umsetzen: wenn wir unsere Produkte umtauschen sollen, muß dir, wenn du der Begehrende bist, mein Produkt anstehen, wenn du der Anbietende bist, mir das deinige genehm sein. Denn Niemand hat das Recht einem Andern seine eigene Waare aufzudringen: der einzige Richter über die Nützlichkeit oder was auf dasselbe hinauskommt, über das Bedürfniß, ist der Käufer. Im ersten Fall also bist du der Schiedsrichter über die Tauglichkeit, im zweiten bin ich's. Hebe die wechselseitige Freiheit auf, und der Austausch ist nicht mehr die Ausübung der industriellen Sammtverbindlichkeit, sondern eine Beraubung. Der Kommunismus wird, beiläufig bemerkt, über diese Schwierigkeit niemals hinwegkommen.

Allein mit der Freiheit bleibt die Produktion nothwendig unbestimmt, sowol was Quantität als was Qualität betrifft, so daß sowol vom Gesichtspunkt des ökonomischen Fortschritts als in Bezug auf die Angemessenheit für die Konsumenten die Schätzung ewig eine willkürliche bleibt und der Preis der Waaren stets schwanken muß. Nehmen wir einen Augenblick an, alle Producenten verkauften zu festen Preisen, so werden Einige, welche billiger oder besser produci-

---

und man kann sich auch dann eben nur satt essen, vielmehr vertheilt sich der absolute Gesammtwerth auf eine größere Menge und auf jeden Theil derselben muß daher weniger kommen. Die Umkehrung und weitere Anwendung ist leicht, kann aber hier natürlich nicht ausgeführt werden.

Anmerk. d. Uebers.

ren, viel gewinnen, Andere gar Nichts. In jeder Weise aber ist das Gleichgewicht gebrochen. —

Will man endlich, um der Stockung des Handels vorzubeugen, die Produktion genau auf das Nothwendige beschränken? Das hieße der Freiheit Gewalt anthun; denn indem du mir die Möglichkeit benimmst, zu wählen, verurtheilst du mich, ein Maximum zu bezahlen; du zerstörst die Konkurrenz, die einzige Bürgschaft der Billigkeit, und verführst zum Schleichhandel. So müßte man sich, um die Willkür im Handel zu verhindern, der Willkür der Verwaltung in die Arme werfen, um die Gleichheit zu schaffen, die Freiheit vernichten, was gerade wieder die Verneinung der Gleichheit wäre.

Willst du die Producenten gruppiren zu einer einzigen Werkstatt? Ich will annehmen, du besäßest dies Geheimniß. Auch das genügt noch nicht, du wirst auch die Konsumenten zu einer gemeinschaftlichen Wirthschaft gruppiren müssen; damit aber gäbest du die Frage auf. Nicht darum, die Idee des Werthes abzuschaffen, was eben so unmöglich ist, als die Arbeit abzuschaffen, sondern darum, sie zu bestimmen, handelt es sich. Nicht getödtet, sondern vergesellschaftet werden soll die persönliche Freiheit. Nun ist aber bewiesen, daß es die freie Willkür des Menschen ist, was den Gegensatz zwischen Nutz- und Tauschwerth möglich macht: wie ist daher dieser Gegensatz zu lösen, so lange die freie Willkür besteht? Und wie soll man diese aufopfern, wenn man nicht den Menschen selbst aufopfern will? . . .

Schon dadurch allein also, daß ich in meiner Eigenschaft als freier Käufer selbst zu urtheilen habe über mein Bedürfniß, über die Tauglichkeit des Gegenstandes, über den Preis, den ich dafür zahlen will, und daß du andererseits in deiner Eigenschaft als freier Producent zu gebieten hast über die Mittel der Ausführung, mithin die Macht hast, deine Kosten zu verringern, schon dadurch dringt mit Gewalt die Willkür ein in den Werth und bewirkt, daß er hin und herschwankt zwischen der Nutzbarkeit und der Meinung.

Allein dies Schwanken, das von den Oekonomen vollkommen angegeben wird, ist Nichts als die Wirkung eines Widerspruchs, der indem er sich auf eine große Stufenleiter verpflanzt, die unerwartetsten Erscheinungen erzeugt. Drei fruchtbare Jahre hinter einander

sind in einigen Provinzen Rußlands eine Landplage wie in unsern Weingegenden drei ergiebige Jahre ein Mißgeschick für den Winzer sind. Wol weiß ich, daß die Oekonomen diesen Uebelstand einem Mangel an Absatzwegen zuschreiben, weshalb denn auch die Absatzwege eine wichtige Frage bei ihnen bilden. Unglücklicherweise steht es mit der Theorie der Absatzwege wie mit der Auswanderung, welche man Malthus entgegengehalten hat: sie ist eine petitio principii. Die Staaten, denen die reichlichsten Absatzwege offen stehen, sind der Ueberproduktion eben so gut unterworfen wie die isolirtesten Länder. Wo wären Baisse und Hausse besser bekannt als an den Börsen von Paris und London?

Aus dem Schwanken des Werthes und den unregelmäßigen Wirkungen, die daraus hervorgehen, haben Socialisten und Oekonomen entgegengesetzte aber gleichfalsche Folgerungen abgeleitet: die Ersteren haben daraus Anlaß genommen, die Staatsökonomie zu verläumden und sie von der Gesellschaftswissenschaft auszuschließen; die Letzteren stützten sich darauf, um jede Möglichkeit einer Versöhnung zwischen den Begriffen zu verwerfen und die Unmeßbarkeit der Werthe durch einander (incommensurabilité) als hervorgehend aus der Vermögensungleichheit als ein undedingtes Gesetz des Handels aufzustellen. —

Ich sage, der Irrthum sei auf beiden Seiten gleich.

1. Die in sich widersprechende (kontradiktorische) Idee des Werthes, die so klar ins Licht gestellt wird durch die unvermeidliche Unterscheidung in Nutz- und Tauschwerth, entspringt nicht aus einer falschen Wahrnehmung des Geistes, noch aus einer fehlerhaften Bezeichnungsweise (Terminologie) noch auch aus irgend einer Verirrung von der Praxis: vielmehr ist sie innig verbunden mit der Natur der Dinge und nöthigt sich der Vernunft auf als eine allgemeine Form des Gedankens, d. h. als eine Kategorie. Da nun der Begriff des Werthes der Ausgangspunkt der Staatsökonomie ist, so folgt daraus, daß alle Elemente der Wissenschaft — ich gebrauche das Wort Wissenschaft mit vorwegnehmender Rücksicht auf die Zukunft — in sich selbst widerspruchbehaftet und einander entgegengesetzt sind, so daß sich der Oekonom bei jeder Frage sofort zwischen eine Bejahung und eine Verneinung gestellt sieht, die beide gleich unwiderleglich sind.

Kurz, die **Antinomie**, um mich des Ausdruckes zu bedienen, den die moderne Philosophie dafür eingeführt hat, ist der wesentliche Charakter der Staatsökonomie, d. h. gleichzeitig ihr Todesurtheil und ihre Rechtfertigung.

Antinomie, wörtlich Wider-gesetz, bezeichnet den Gegensatz im Princip, oder den Widerstreit im Verhältniß, wie der Widerspruch oder die Antilogie den Gegensatz oder die Gegentheiligkeit in der Rede bezeichnet. Die Antinomie — ich bitte es zu entschuldigen, daß ich mich auf diese scholastischen Einzelnheiten einlasse, mit denen aber die meisten Oekonomen noch wenig vertraut sind — die Antinomie ist der Begriff eines doppelseitigen Gesetzes, von dem die eine Seite positiv, die andere negativ ist. Ein solches ist z. B. das sogenannte Attraktionsgesetz, nach dem die Planeten um die Sonne schwingen und das die Mathematiker zerlegen in eine Centripetal- und eine Centrifugalkraft; ferner das Problem der unendlichen Theilbarkeit der Materie, von welcher Kant bewiesen hat, daß sie kraft gleich einleuchtender und gleich unwiderleglicher Gründe eben sowol geleugnet als behauptet werden könne.

Die Antinomie drückt nur eine Thatsache aus und nöthigt sich dem Geiste gebieterisch auf: der Widerspruch im eigentlichen Sinne des Worts ist ein Unsinn. Diese Unterscheidung zwischen Antinomie (contra-lex) und Widerspruch (contra-dictio) zeigt, in welchem Sinne man sagen konnte, daß in einer gewissen Reihe von Ideen und Thatsachen die Beweiskraft des Widerspruchs nicht mehr dasselbe Gewicht habe wie in der Mathematik.

In der Mathematik gilt es als Regel, daß ein Satz, dessen Gegentheil als falsch erwiesen ist, richtig ist, und umgekehrt. Es ist dies sogar das Hauptmittel des mathematischen Beweises. In der Socialökonomie kann dies Verfahren nicht mehr gelten. So werden wir z. B. sehen, daß wenn das Eigenthum durch seine Folgen als falsch erwiesen ist, darum die entgegengesetzte Formel, die Gemeinschaft, noch durchaus nicht wahr ist, daß sie vielmehr eben so und mit demselben Recht zu verneinen ist.

Folgt daraus etwa, wie man mit ziemlich lächerlichem Pathos gesagt hat, daß jede Wahrheit, jede Idee aus einem Widerspruch hervorgeht, d. h. aus einem Etwas, das sich in einem und demselben

Augenblick und von demselben Gesichtspunkt behauptet und leugnet, und daß man daher die alte Logik weit von sich werfen müsse, die den Widerspruch zum recht eigentlichen Zeichen des Irrthumes macht? Dies Geschwätz ist der Sophisten würdig, die ohne Glauben und Redlichkeit dahin arbeiten, den Skepticismus zu verewigen, um ihre unverschämte Nutzlosigkeit aufrecht zu erhalten. Da die Antinomie, sobald sie verkannt wird, unfehlbar zum Widerspruch führt, hat man sie mit einander verwechselt, besonders im Französischen, wo man gern jedes Ding nach seinen Wirkungen bezeichnet. Aber weder der Widerspruch noch die Antinomie, welche die Analyse in der Tiefe jeder einfachen Idee entdeckt, ist das Princip des Wahren. Der Widerspruch ist stets gleichbedeutend mit Nichtigkeit; die Antinomie aber, die man zuweilen mit demselben Namen bezeichnet, ist in der That die Vorläuferin der Wahrheit, der sie so zu sagen den Stoff liefert; aber sie ist nicht die Wahrheit und an sich betrachtet ist sie die wirkende Ursache der Unordnung, die eigenthümliche Form der Lüge und des Bösen.

Die Antinomie besteht aus zwei Begriffen, die einander nothwendig aber stets entgegengesetzt sind und sich wechselseitig aufzuheben (detruire) trachten. Ich wag' es kaum hinzuzusetzen, allein der Schritt muß auch gethan sein, daß der erste die Bezeichnung Thesis, Setzung, der zweite die Bezeichnung Antithesis, Gegensetzung, erhalten hat. Dieser Mechanismus ist gegenwärtig so bekannt, daß man ihn, wie ich hoffe, nächstens im Programm der Elementarschulen wird figuriren sehen. Wir werden nunmehr sogleich sehen wie aus der Verbindung dieser beiden Nullen die Einheit oder die Idee hervorspringt, durch welche die Antinomie verschwindet.

So ist in Bezug auf den Werth Nichts nützlich, das nicht vertäuschlich, Nichts vertäuschlich, was nicht nützlich wäre: der Nutz- und Tauschwerth sind unzertrennlich. Während aber durch die Fortschritte der Industrie das Begehren sich bis Unendliche vermannichfaltigt und vervielfacht; während mithin die Fabrikation dahin strebt die natürliche Nutzbarkeit der Dinge zu erhöhen und letztlich jeden Nutzwerth in einen Tauschwerth zu verwandeln, — strebt auf der andern Seite die Produktion, indem sie rastlos die Macht ihrer Mittel vermehrt und ihre Kosten verringert, dahin, die Verkäuflichkeit

der Sachen auf ihre ursprüngliche Nutzbarkeit zurückzuführen, so daß also Nutzwerth und Tauschwerth in einem beständigen Kampfe liegen.

Die Wirkungen dieses Kampfes sind bekannt: Die Handels- und Ausfuhr-Kriege, die Ueberschwemmungen, Stockungen, Verbote, die Morde der Konkurrenz, das Monopol, die Herabsetzung der Löhne, die Maximum-Gesetze, die erdrückende Vermögensungleichheit, das Elend, sie entspringen aus der Antinomie des Werthes. Man wird es mir erlassen hier den Beweis dafür zu führen, zumal er aus den folgenden Kapiteln von selbst hervorspringen wird.

Die Socialisten verlangen mit vollem Recht das Ende dieses Antagonismus, begehen aber dabei das Unrecht, die Quelle desselben zu verkennen und in ihm weiter Nichts zu sehen als einen Mißgriff, der den gesunden Menschenverstand verfehlt und den man durch einen Staatsbefehl gut machen könne. Daher jener Ausbruch jammersüchtiger Empfindelei, durch welche der Socialismus für positive Köpfe so widerlich schaal geworden ist, die aber mit den abgeschmackten Faseleien, die sie in die Welt setzt, doch noch täglich so viele gläubige Narren findet. Nicht das, daß er ohne Begründung aufgetreten, mache ich dem Socialismus zum Vorwurf, sondern daß er so lange und mit solcher Verstocktheit wie vernagelt bleibt (de rester — si obstinément bête).

2. Die Oekonomen aber haben den nicht minder großen Fehler begangen jede Idee, jede Hoffnung der Reform von vorne herein zurückzuweisen, und das gerade kraft des kontradiktorischen oder richtiger antinomischen Satzes vom Werthe, ohne jemals begreifen zu wollen, daß eben deswegen, weil die Gesellschaft die höchste Periode des Widerstreits erreicht hat, die Versöhnung und Harmonie nahe bevorstehe. Gleichwohl hätte eine aufmerksame Prüfung der Staatsökonomie dies den Jüngern derselben bis zur Handgreiflichkeit nahe legen müssen, wenn sie sich nur Etwas mehr hätten bekümmern wollen um die von der modernen Metaphysik errungene Einsicht. Es ist in der That mit den positivsten Gründen, welche der menschlichen Vernunft zu Gebote stehen, bewiesen, daß da, wo sich eine Antinomie offenbart, sich die Verheißung einer Lösung mithin eine Umgestaltung ankündigt. Hierher gehört nun ganz vorzüglich der Begriff des Werthes, wie ihn unter Andern J. B. Say dargelegt hat. Allein

ein unbegreifliches Verhängniß ließ die Oekonomen der philosophischen Bewegung meistens fremd bleiben, und so fiel ihnen die Vermuthung nicht ein, daß der seinem Wesen nach widersprechende oder, wie sie sich ausdrücken, wandelbare Begriff des Werthes, zugleich das untrügliche Zeichen seiner Feststellbarkeit (constitutionnalité), ich meine seiner vorzugsweise harmonischen und bestimmbaren Natur sei. Zu welcher Unehre dies auch den verschiedenen ökonomischen Schulen gereicht, so ist es doch gewiß, daß ihre Opposition gegen den Socialismus einzig aus dieser falschen Auffassung ihrer eignen Principien hervorgegangen ist. Ein Beispiel, das ich aus tausenden herausgreife, wird genügen.

Die Akademie der Wissenschaften (nicht die der Moralwissenschaften, sondern die andere) überschritt eines Tages ihre gewöhnlichen Kreise und ließ eine Denkschrift lesen, in welcher der Vorschlag gemacht war, Werthtafeln für alle Waaren zu berechnen nach dem mittleren Betrage der Produktion eines Mannes und nach dem Arbeitstage in jedem Industriezweige. Das Journal des Économistes nahm (August 1845) aus dieser Mittheilung, die ihm wie ein Eingriff vorkam, sogleich Anlaß gegen das Tarifprojekt, welches die Denkschrift zu ihrem Gegenstande hatte, zu protestiren und seine sogenannten wahren Principien wieder zur Geltung zu bringen.

„Es giebt, hieß es am Schluß des Artikels, es giebt kein Werthmaaß oder Maaßstab; das lehrt die Wissenschaft der Staatsökonomie, gleichwie die Mathematik lehrt, daß es kein perpetuum mobile und keine Quadratur des Zirkels giebt und daß diese ewige Bewegung, diese Quadratur niemals werde gefunden werden. Wenn es aber keinen Maaßstab für den Werth giebt, wenn das Werthmaaß nicht einmal eine metaphysische Illusion ist, was ist denn zuletzt die Regel, die beim Umsatz obwaltet? ... Es ist, wie gesagt, das Anbieten und das Begehren, auf eine allgemeine Weise, das ist das letzte Wort, was die Wissenschaft zu sagen weiß."

Aber wie bewies das Journal, daß es kein Werthmaaß gebe? Ich bediene mich des herkömmlichen Ausdrucks, aber ich werde alsbald zeigen, daß diese Benennung Werthmaaß etwas Schielendes hat und nicht genau wiedergiebt, was man damit sagen will und soll.

Das Journal wiederholte unter Anführung von Beispielen die oben gegebene Auseinandersetzung der Wandelbarkeit des Werthes, ohne jedoch wie wir bis zum Widerspruch durchzudringen. Wäre der ehrenwerthe Redakteur, einer der ausgezeichnetsten Oekonomen der Sayschen Schule, eine etwas strengere Dialektik gewöhnt; hätte er sich bei Zeiten geübt nicht allein die Thatsachen zu beobachten, sondern auch die Erklärung derselben in den Ideen aufzusuchen, welche dieselben erzeugen, so würde er sich, wie ich ganz und gar nicht zweifle, etwas zurückhaltender ausgedrückt und anstatt in der Wandelbarkeit des Werthes das letzte Wort der Wissenschaft zu sehen, selbst erkannt haben, daß sie vielmehr ihr erstes Wort sei. Hätte er überlegt, daß die Veränderlichkeit des Werthes nicht aus den Dingen, sondern aus dem Geiste hervorgeht, so würde er sich gesagt haben, daß eben so wie menschliche Freiheit ihr Gesetz hat, auch der Werth eins haben müsse; daß mithin die Hypothese eines Werthmaaßes, weil man sich einmal so ausdrückt, nichts Unvernünftiges hat, daß vielmehr gerade die Leugnung dieses Maaßes unlogisch und unhaltbar ist.

Und in der That, worin sollte der Gedanke, den Werth zu messen, mithin zu firiren, der Wissenschaft widerstreiten? Alle Menschen glauben an diese Fixirung, alle wollen, suchen sie und setzen sie voraus: jeder Kaufs- oder Verkaufsantrag ist zuletzt weiter Nichts als eine Vergleichung zweier Werthe, d. h. eine wenn man will mehr oder minder richtige aber thatsächliche Bestimmung. Die Meinung des Menschengeschlechts über den Unterschied zwischen dem wirklichen Werthe und dem Kaufpreis ist eine, man kann sagen einmüthige. Daher kommt es, daß so viele Waaren einen festen Preis haben; ja, es giebt sogar solche, die selbst in ihren Schwankungen immer festgestellt sind, wie das Brot. Man wird nicht leugnen, daß wenn zwei Industrielle sich gegenseitig auf laufende Rechnung und gegen selbstbestimmten Preis Quantitäten ihrer betreffenden Erzeugnisse liefern können, zehn, hundert und tausend Industrielle es eben so gut im Stande sein werden. Damit aber wäre geradezu das Problem des Werthmaaßes gelöst. Der Preis jeder Sache würde erst verhandelt werden, das gebe ich zu, weil die Verhandlung (débat) für uns noch die einzige Art ist den Preis festzustellen; wie

aber zuletzt jedes Licht der Einsicht aus Stoß und Gegenstoß hervorspringt, so hat auch die Verhandlung, obgleich sie ein Beweis der Ungewißheit ist, abgesehen von der mehr oder minder großen Redlichkeit, mit der sie betrieben wird, den Zweck, das Verhältniß der Werthe untereinander, d. h. ihr Maaß, ihr Gesetz zu entdecken.

Ricardo hat in seiner Theorie der Rente ein vortreffliches Beispiel gegeben für den Satz, daß die Werthe ein gemeinschaftliches Maaß haben. Er hat gezeigt, daß urbare Ländereien sich zu einander verhalten wie, bei gleichen Kosten, ihre Erträge, und die allgemeine Praxis ist darin mit der Theorie einverstanden. Wer will nun behaupten, daß diese positive und sichere Art Ländereien und im Allgemeinen alle angelegten Kapitalien zu schätzen, nicht auch auf die Produkte auszudehnen sei? . . .

Man sagt: Die Staatsökonomie richte sich nicht nach apriorischen Grundsätzen, sondern spreche ihr Urtheil immer nur auf Grund vorliegender Thatsachen aus. Nun lehrten aber die Thatsachen, die Erfahrung, daß es kein Werthmaaß gebe und geben könne, und bewiesen so, daß wenn gleich das Entstehen einer solchen Idee natürlich sei, doch die Verwirklichung derselben durchaus chimärisch sei. Gebot und Forderung seien die einzige Regel beim Handel.

Ich will nicht wiederholen, daß die Erfahrung gerade das Gegentheil beweist, daß in der ökonomischen Fortbewegung der Gesellschaften Alles ein Trachten nach Feststellung und Fixirung des Werthes anzeigt; daß hierin der Gipfelpunkt der Staatsökonomie liegt, welche durch diese Feststellung verwandelt ist, und das oberste Zeichen der Ordnung in der Gesellschaft: Denn diese allgemeine Bemerkung ohne Beweis zu wiederholen wäre abgeschmackt. Ich beschränke mich einstweilen auf die für diese Streitfrage hergebrachten Ausdrücke und sage: Gebot und Forderung, die man für das ausgiebt, was allein den Werth regle, sind nichts Anderes als ceremonielle Formen, welche dazu dienen den Nutzwerth und den Tauschwerth einander gegenüber zu stellen und ihre Vermittelung zu veranlassen. Es sind die beiden elektrischen Pole, deren Verbindung die Erscheinung der ökonomischen Wahlverwandtschaft erzeugt, die der Austausch oder Umsatz genannt wird. Wie die Pole der galvanischen Säule, so sind Gebot und Forderung einander schnurgerade

entgegengesetzt und streben unaufhörlich einander zu vernichten; und eben ihr Widerstreit übertreibt den Preis der Sachen bald nach der einen, bald nach der andern Seite. Man will also wissen, ob es nicht möglich ist, diese beiden Mächte in der Art mit einander ins Gleichgewicht zu setzen oder zum Vergleich zu bewegen, daß der Preis der Sachen stets der Ausdruck des wahren Werthes, der Ausdruck der Gerechtigkeit wäre. Hienach sagen, Gebot und Forderung seien das Regelnde beim Handel, hieße nichts Anderes als: Gebot und Forderung regelten Gebot und Forderung; es hieße nicht die Praxis darlegen, sondern sie für unsinnig erklären und ich leugne die Unsinnigkeit der Praxis.

Eben führte ich eine positive Regel für die Vergleichung der Werthe an, welche Ricardo für einen besondern Fall gegeben hat. Die Oekonomen thun noch mehr: sie berechnen jedes Jahr nach den Tabellen der Statistik den mittleren Preis aller Waaren. Was ist nun die Bedeutung eines mittleren Preises? Jeder begreift, daß bei irgend einer besondern Handelsoperation, die man auf gut Glück aus einer Million herausgegriffen hat, Nichts uns darüber Aufschluß geben kann, ob das Gebot, der Nutzwerth, oder der Tauschwerth, d. h. die Forderung bei ihr überwogen hat. Da aber jeder Uebertreibung der Preise früher oder später ein verhältnißmäßiges Sinken folgt, oder, in andern Worten ausgedrückt, in der Gesellschaft der Gewinn an Agio dem Verluste gleichkommt, so kann man den mittleren Preis während einer vollen Periode ganz mit Recht ansehen als den Ausdruck des wirklichen und rechtmäßigen Werthes der Produkte. Freilich stellt sich dieser mittlere Preis zu spät heraus; allein wer weiß, ob es nicht vielleicht möglich wäre ihn im Voraus zu berechnen? Welcher Oekonom will es wagen, darauf mit nein zu antworten?

Wir müssen also, ob wir nun wollen oder nicht, dennoch das Werthmaaß suchen: die Logik gebietet es und ihre Schlüsse lauten gleich gegen die Oekonomen und Socialisten. Die Meinung, welche das Dasein dieses Maaßes leugnet ist eine irrationale, unvernünftige. Ihr mögt so lange es Euch beliebt auf der einen Seite sagen, die Staatsökonomie sei eine Wissenschaft der Thatsachen und die Thatsachen sprächen gegen die Hypothese einer Bestimmung des Werthes,

und auf der andern Seite: diese mißliche Frage komme ganz in Fortfall in einer allgemeinen Association, die jeden Widerstreit aufheben würde: ich werde stets nach rechts wie nach links hin antworten:

1) Wie keine Thatsache entsteht, die nicht ihre Ursache hätte, eben so giebt es auch keine, die nicht ihr Gesetz hätte. Wenn das Gesetz des Handels noch nicht gefunden ist, so liegt die Schuld daran nicht an den Thatsachen, sondern an den Gelehrten.

2) So lange der Mensch arbeiten wird, um sich zu erhalten, und frei arbeiten, wird Gerechtigkeit die Bedingung der Brüderlichkeit und die Grundlage der Association sein: ohne Bestimmung des Werthes aber ist die Gerechtigkeit lahm, ja unmöglich.

§. 2.

Feststellung des Werthes: Definition des Reichthums.

Wir kennen den Werth in seinen beiden entgegengesetzten Gestalten aber wir kennen ihn nicht in seiner Gesammtheit. Könnten wir diese neue Idee erlangen, so hätten wir den absoluten Werth und eine Tarifaufstellung der Werthe wie sie die in der Akademie der Wissenschaften gelesene Denkschrift verlangte, würde möglich sein.

Stellen wir uns daher den Reichthum vor als eine Masse, die durch eine chemische Kraft fortdauernd in zusammengesetztem Zustande erhalten wird, und zu welcher stets neue Elemente hinzukommen, und sich in verschiedenen Verhältnissen, aber nach einem bestimmten Gesetze verbinden: der Werth ist das Größenverhältniß (Maaß), nach dem jedes der Elemente beiträgt, das Ganze zu bilden.

Es folgt hieraus zweierlei. Erstens, daß sich die Oekonomen durchaus getäuscht haben, sowol als sie das allgemeine Werthmaaß im Getreide, im Gelde, in der Rente u. s. w. suchten, als auch indem sie aus dem Beweise, daß ein solcher Maaßstab weder in dem noch in jenem liege, den Schluß zogen, für den Werth gebe es weder einen Grund noch ein Maaß. Zweitens, daß sich das Verhältniß der Werthe ändern kann, ohne daß es deshalb aufzuhören braucht, einem Gesetz unterworfen zu sein, dessen Bestimmung (determ.) eben die verlangte Lösung ist.

Der Begriff des Werthes genügt, wie wir sehen werden, allen Bedingungen, denn er umfaßt sowol den Nutzwerth in demjenigen, was er Positives und Festes hat, als den Tauschwerth in dem, was er Veränderliches hat; ferner hebt er die Gegentheiligkeit auf, die ein unüberwindliches Hinderniß jedes Bestimmens zu sein schien. Außerdem werden wir beweisen, daß der Werth in dieser Ausdehnung gänzlich verschieden ist von Dem, was eine bloße Nebeneinanderstellung der beiden Ideen des Nutz- und Tauschwerthes sein würde, und daß er so völlig neue Eigenschaften besitzt.

Die Verhältnißmäßigkeit der Produkte wollen wir der Welt keinesweges für eine Art von Offenbarung ausgeben noch für eine Neuigkeit, welche wir der Wissenschaft zubrächten, eben so wenig als die Theilung der Arbeit etwas Unerhörtes war, als Adam Smith ihre Wunder darlegte. Die Verhältnißmäßigkeit der Produkte ist, wie wir leicht durch unzählige Anführungen nachweisen könnten, eine sehr gewöhnliche Idee, welche sich überall durch die staatsökonomischen Schriften hindurchzieht; allein bis jetzt ist noch Niemand auf den Gedanken gekommen ihr die Stelle anzuweisen, die sie verdient, und dies ist es eben, was wir gegenwärtig unternehmen. Diese Erklärung soll einestheils den Leser beruhigen hinsichtlich unserer Ansprüche auf Originalität, und uns anderntheils die Gemüther versöhnen, welche ihre Schüchternheit den neuen Ideen wenig geneigt macht.

Die Oekonomen scheinen unter Werthmaaß stets nur einen Maaßstab, eine Art ursprünglicher Einheit verstanden zu haben, die an sich selbst vorhanden sei und auf alle Waaren ihre Anwendung finde, wie unser Metre auf alle Raumgrößen. Deshalb haben denn auch Viele geglaubt, eine solche Rolle spiele das Geld. Allein die Theorie des Münzwesens hat bewiesen, daß das Geld keinesweges das Werthmaaß ist, sondern nur die Arithmetik der Werthe und zwar eine solche, die auf Uebereinkunft beruhe. Das Geld ist für den Werth das, was der Thermometer für die Wärme ist: Der Thermometer mit seiner willkürlichen Gradeintheilung zeigt zwar an, wenn eine Zunahme oder Abnahme des Wärmestoffes stattfindet; welches aber die Gesetze des Gleichgewichts der Wärme, welches ihr Verhältniß in den verschiedenen Körpern ist, welche Menge dazu gehört,

um ein Steigen von 10, von 15 oder 20 Thermometergraden zu veranlassen, das sagt der Thermometer nicht; ja es steht nicht einmal zuverlässig fest, daß die unter sich gleichen Grade der Skala wirklich einer vollkommen gleichen Zunahme des Wärmestoffes entsprechen.

Die Vorstellung, welche man sich bisher vom Werthmaaße gemacht, ist also unrichtig: was wir suchen, ist nicht der Maaßstab des Werthes, wie man so oft gesagt hat, denn dies hat keinen Sinn, sondern das Gesetz, nach welchem sich die Verhältnisse der Produkte im Reichthum der Gesellschaft richten; denn von der Kenntniß dieses Gesetzes hängen Steigen und Sinken der Waaren ab, in sofern und in soweit sie normal und rechtmäßig sind. Mit einem Worte, wie man unter dem Maaß der Himmelskörper das Verhältniß versteht, welches sich aus der Vergleichung dieser Körper mit einander ergiebt, eben so hat man unter dem Werthmaaß das Verhältniß zu verstehen, welches sich aus ihrer Vergleichung herausstellt. Meine Behauptung ist also: daß dies Verhältniß sein Gesetz, diese Vergleichung ihr Princip hat.

Ich nehme also eine Kraft an, welche in bestimmten Verhältnissen die Elemente des Reichthums kombinire und aus ihnen ein gleichmäßiges Ganzes herstelle. Sind diese elementarischen Bestandtheile nicht in dem gewollten Verhältniß vorhanden, so wird die Kombination nichts destoweniger stattfinden; allein anstatt den ganzen Stoff zu verbrauchen, wird sie einen Theil als überflüssig verwerfen. Die innere Bewegung, vermöge welcher die Kombination sich zu Stande bringt und die bestimmt wird durch die Wahlverwandtschaft der verschiedenen Substanzen, diese Bewegung in der Gesellschaft ist der Handel, nicht mehr bloß in seiner elementaren Form als Handel aus einer Hand in die andere angesehen, sondern der Handel als eine Verschmelzung sämmtlicher von der Privatindustrie erzeugten Werthe zu einem und demselben gesellschaftlichen Reichthum. Das Verhältniß endlich, in welchem jedes Element in die Mischung hineinkommt, dies Verhältniß ist das, was wir Werth nennen; der Ueberschuß, welcher übrig bleibt nach der Kombination, ist, so lange er sich nicht durch das Hinzutreten einer gewissen Quantität anderer Elemente kombinirt und umsetzt, Unwerth.

Weiter unten soll auch die Rolle des Geldes erklärt werden.

Unter diesen Voraussetzungen begreift man, daß in einem gegebenen Zeitpunkte das Verhältniß der Werthe, welche den Reichthum eines Landes ausmachen, sich statistisch ermitteln oder wenigstens annähernd auf empirischem Wege berechnen läßt: ungefähr wie die Chemiker auf dem Wege der Erfahrung und Analyse das Verhältniß des Sauerstoffs und Wasserstoffs entdeckt haben, welches zur Bildung des Wassers nothwendig ist. Die Anwendung dieser Methode auf die Bestimmung der Werthe hat nichts Abschreckendes, denn sie wäre zuletzt weiter Nichts als eine Rechnungsaufgabe. Allein wie interessant auch eine solche Arbeit wäre, wir würden doch sehr wenig aus ihr lernen. Einerseits nämlich wissen wir, daß das Verhältniß sich fortwährend ändert, andererseits ist es klar, daß, da eine Uebersicht des öffentlichen Reichthums das Verhältniß der Werthe nur für den Ort und für die Stunde giebt, in welcher die Tabelle entworfen wurde, wir daraus das Gesetz der Verhältnißmäßigkeit des Reichthums nicht würden ableiten können. Nicht nur einzelne Arbeiten dieser Art wären hiezu erforderlich, sondern tausend und hunderttausend ähnliche unter der Voraussetzung, daß dabei in einer Vertrauen verdienenden Weise verfahren würde.

Es verhält sich aber hier mit der ökonomischen Wissenschaft ganz anders als mit der Chemie. Die Chemiker, denen die Erfahrung zur Entdeckung so schöner Verhältnisse verholfen hat, wissen Nichts vom Wie und Warum dieser Verhältnisse, und eben so wenig von der Kraft, welche sie bestimmt. Die Socialökonomie dagegen, welche keine aposteriorische Forschung unmittelbar mit dem Gesetz der Verhältnißmäßigkeit der Werthe bekannt machen könnte, kann dieses Gesetz erfassen in der Kraft selbst, die es erzeugt. Es ist Zeit, mit dieser Kraft bekannt zu machen.

Diese Kraft, welche A. Smith mit so großer Beredtsamkeit gefeiert und die seine Nachfolger verkannt haben, so daß sie ihr das Privilegium als ihres Gleichen an die Seite stellten, diese Kraft ist die **Arbeit.** Die Arbeit verschiedener Producenten ist quantitativ und qualitativ verschieden: es verhält sich mit ihr in dieser Hinsicht wie mit allen großen Principien der Natur und den allgemeinsten Gesetzen, die einfach sind in ihrer Wirkung und in ihrer Formel,

aber unendliche Modifikationen erleiden durch die Menge der besondern Ursachen und sich deshalb in einer unzählbaren Mannigfaltigkeit von Formen darlegen. Es ist die Arbeit, die Arbeit allein, welche alle Elemente des Reichthums erzeugt und sie bis in ihre letzten Molekule nach einem veränderlichen aber sichern Gesetz der Proportionalität kombinirt. Die Arbeit endlich ist es, die als Lebensprincip die Materie — mens agitat molem — des Reichthums in Bewegung setzt und ihr Proportionen giebt.

Die Gesellschaft oder der Gesammtmensch erzeugt eine Menge von Gegenständen, deren Genuß sein Wohlsein ausmacht. Dies Wohlsein entwickelt sich nicht allein nach Maaßgabe der Quantität der Erzeugnisse, sondern auch nach Maaßgabe ihrer Mannigfaltigkeit (Qualität) und Proportion. Aus diesem Fundamentalsatz folgt, daß die Gesellschaft stets, in jedem Augenblicke ihres Lebens nach einer solchen Proportion ihrer Erzeugnisse streben muß, welche die größtmöglichste Summe von Wohlsein mit sich bringt, mit Rücksicht auf die Macht und die Mittel der Produktion. Fülle, Mannigfaltigkeit und Proportion in den Produkten sind die drei Begriffe, welche den Reichthum ausmachen. Der Reichthum, der Gegenstand der Socialökonomie, ist denselben Daseinsbedingungen unterworfen wie das Schöne als Gegenstand der Kunst, die Tugend als Gegenstand der Moral, die Wahrheit als Gegenstand der Metaphysik.

Wie aber kommt dies wunderbare Verhältniß zu Stande, das so nothwendig ist, daß ohne dasselbe ein Theil der menschlichen Anstrengungen verloren, überflüssig, unharmonisch, unwahr, mithin gleichbedeutend ist mit Mangel, mit Nichts?

Prometheus, wie ihn die Mythe darstellt, ist das Bild der menschlichen Thätigkeit. Prometheus entwendet das himmlische Feuer und erfindet die ersten Künste; Prometheus sieht die Zukunft vorher und will sich Jupiter gleich machen; Prometheus ist Gott. Wir wollen daher die Gesellschaft den Prometheus nennen.

Prometheus widmet der Arbeit täglich zehn Stunden im Durchschnitt, sieben der Ruhe, eben so viel dem Vergnügen. Um aus seiner Kraftanstrengung die nützlichsten Früchte zu ziehen, führt er Rechnung über die auf jeden Gegenstand seines Verbrauchs ver-

wendete Mühe und Zeit. Nur die Erfahrung kann ihn darüber belehren und diese Erfahrung wird sein ganzes Leben hindurch währen. Während er daher arbeitet und producirt, wird sich Prometheus unendlich oft irren. Letztlich aber ergiebt es sich doch, daß, je mehr er arbeitet, desto verfeinerter sein Wohlsein, desto idealer sein Luxus wird. Je weiter er seine Eroberungen über die Natur ausdehnt, desto mehr befestigt er in sich selbst das Princip des Lebens und der Einsicht, deren Ausbildung allein ihn glücklich macht. Es kommt so weit, daß wenn die erste Erziehung des Arbeiters einmal stattgefunden hat, arbeiten für ihn nicht mehr sich mühen, sondern leben und genießen heißt. Allein der Reiz der Arbeit zerstört nicht ihre Regel, weil er vielmehr die Frucht derselben ist. Diejenigen, die unter dem Vorwande, daß die Arbeit ihren Reiz haben müsse, zu dem Schluß gelangen, daß die Gerechtigkeit negirt, die Gemeinschaft eingeführt werden müsse, gleichen den Kindern, die sich erst Blumen im Garten pflücken und nachher ihr Beet auf der Treppe anlegen.

In der Gesellschaft ist die Gerechtigkeit nichts Anderes als die Verhältnißmäßigkeit der Werthe: sie hat zur Bürgschaft und Bestätigung die Verantwortlichkeit des Producenten.

Prometheus weiß, daß dies Produkt eine Stunde, das einen Tag, jenes eine Woche, ein Jahr Arbeit kostet; er weiß zugleich, daß alle diese Produkte durch das Anwachsen ihrer Kosten, das Fortschreiten seines Reichthums ausmachen. Er wird also zunächst seine Existenz sichern, indem er sich mit den mindest kostspieligen und folglich nothwendigsten Dingen versieht; je nachdem er sich dann gesichert hat, wird er sein Augenmerk auf Gegenstände des Luxus richten, dabei aber, wenn er verständig ist, nach der natürlichen Abstufung des Preises verfahren, den ihm jede Sache kostet. Zuweilen wird sich Prometheus in seiner Rechnung irren oder auch, von der Leidenschaft hingerissen, ein unmittelbares Gut für einen vorzeitigen Genuß aufopfern und hungern müssen, nachdem er sich schwitzig und blutig gearbeitet. So trägt das Gesetz seine Sanktion in sich selbst: es kann nicht verletzt werden, ohne daß den Uebertreter sogleich die Strafe trifft.

Say hat also Recht gehabt zu sagen: „Das Glück dieser Klasse (der Konsumenten), die aus allen andern zusammengesetzt ist, macht

das allgemeine Wohlsein aus und bedingt die Stufe des Gedeihens in einem Lande." Nur hätte er hinzufügen müssen, daß das Glück der Klasse der Producenten, die ebenfalls aus allen andern zusammengesetzt ist, gleichermaßen das allgemeine Wohlsein ausmacht und die Stufe des Gedeihens in einem Lande bedingt. — Dasselbe gilt, wenn er sagt: „Das Vermögen jedes Konsumenten steht beständig in Nebenbuhlerschaft gegen Alles das, was er kauft," wo er wieder hätte hinzusetzen müssen: Das Vermögen jedes Producenten wird unaufhörlich von dem angegriffen, was er verkauft. Ohne diese klar ausgedrückte Wechselseitigkeit wird die Mehrzahl der ökonomischen Erscheinungen unverständlich, und ich werde seiner Zeit zeigen, wie in Folge dieser wichtigen Auslassung die meisten Oekonomen in ihren Büchern sich unverständig ausgesprochen haben über das Gleichgewicht des Handels.

Ich habe eben gesagt, daß die Gesellschaft zunächst die mindest kostspieligen, mithin nothwendigsten Dinge producirt. ... Ist es aber auch wahr, daß der Nothwendigkeit die Billigkeit entspricht und umgekehrt? so daß die beiden Worte Nothwendigkeit und Billigkeit eben so wie die beiden andern Theuerheit und Ueberflüssigkeit synonym wären?

Wenn jedes Produkt der Arbeit für sich allein genommen für die Existenz des Menschen ausreichen könnte, so würde die in Frage stehende Synonymie nicht zweifelhaft sein: denn wenn alle Produkte dieselben Eigenschaften besäßen, so würden für uns diejenigen am Vortheilhaftesten zu produciren, mithin die nothwendigsten sein, welche am Wenigsten kosteten. Allein der Parallelismus zwischen der Nützlichkeit und dem Preise der Produkte formelt sich nicht mit dieser theoretischen Schärfe: sei es nun eine Fürsorge der Natur, sei es irgend ein anderer Grund, das Gleichgewicht zwischen Bedürfniß und Produktionsfähigkeit ist mehr als eine Theorie: es ist eine Thatsache, für welche eben sowol die tägliche Praxis, als der Fortschritt der Gesellschaft Zeugniß ablegt.

Versetzen wir uns in die ersten Lebenstage des Menschen, an den ersten Ausgangspunkt der Civilisation: werden da nicht die ursprünglich einfachsten Industrien, welche die geringste Vorbereitung und Aufwand erforderten, Einsammeln der Früchte, Hütung, Jagd

und Fischfang gewesen sein, in Folge deren dann lange Zeit nachher der Ackerbau aufkam? Seitdem sind diese vier ursprünglichen Industriezweige vervollkommnet und die eigenthümliche Beschäftigung Einzelner geworden: ein zwiefacher Umstand, welcher das Wesen der Thatsachen nicht ändert, ihm vielmehr ein schärferes Gepräge giebt. Das Eigenthum hat sich in der That vorzugsweise an die Gegenstände von unmittelbarster Nutzbarkeit geheftet, an die fertigen Werthe, wenn ich so sagen darf, so daß man die Stufenleiter der Werthe nach dem Fortschritt der Aneignung abmarken könnte.

Hr. Dunoyer hat sich in seinem Werk über die Freiheit der Arbeit positiv an dieses Princip gehalten und unterscheidet vier große Kategorien der Industrie, die er nach der Reihenfolge ihrer Entwickelung, d. h. je nachdem bei ihnen die mindeste und die meiste Arbeit aufgewendet wird, ordnet. Es sind: die Extraktivindustrie, welche alle die oben angeführten halbbarbarischen Beschäftigungen umfaßt; die Handels-, die Manufakturindustrie und die Industrie des Ackerbaues. Und aus gewichtigen Gründen hat der gelehrte Schriftsteller ihr die oberste Stelle angewiesen. Denn ungeachtet ihres hohen Alterthums steht es doch fest, daß diese Industrie nicht in demselben Schritt vorwärts gegangen ist wie die übrigen: und die Reihenfolge der Dinge in der Menschheit muß nicht nach dem Ursprunge, sondern nach der ganzen Entwickelung bestimmt werden. Die Industrie des Ackerbaues kann vor den andern entstanden oder diese können mit ihr gleichzeitig sein; dennoch wird diejenige als die letzte aufzuführen sein, die sich später als die andern vervollkommnet hat.

So gab also die Natur der Dinge selbst eben so sehr als seine eignen Bedürfnisse dem Arbeiter die Reihenfolge an, in welcher er die Erzeugung der Werthe in Angriff nehmen mußte, aus denen sich sein Wohlsein zusammensetzt. Unser Proportionalitätsgesetz ist also sowol ein physisches als logisches, ein objektives als ein subjektives; es besitzt den höchsten Grad von Gewißheit. Schreiten wir zur Anwendung desselben.

Von allen Erzeugnissen der Arbeit hat vielleicht keines längere und mehr Geduld erfordernde Anstrengungen gekostet, als der Kalender. Dennoch giebt es keins, dessen Genuß gegenwärtig billiger zu haben

wäre, das mithin nach unserer eignen Definition nothwendiger geworden wäre. Wie erklären wir uns nun diese Veränderung? Wie ist der Kalender, der einen so geringen Nutzen hatte für die Horden der Urzeit, welchen der Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter genügten, mit der Länge der Zeit so unentbehrlich, so billig und so vollkommen geworden? denn vermöge einer wunderbaren Uebereinstimmung lassen sich in der Socialökonomie alle diese Beiworte eines für das andere setzen. Kurz, wie können wir nach unserm Proportionsgesetz Rechenschaft geben von der Veränderlichkeit des Werthes des Kalenders?

Damit die zur Anfertigung des Kalenders nothwendige Arbeit ausgeführt, damit sie möglich würde, mußte der Mensch erst die Mittel finden, seinen ersten Beschäftigungen und denen, die ihre unmittelbare Folge waren, Zeit abzugewinnen. Mit andern Worten, diese Industrien mußten ergiebiger oder minder kostspielig werden als sie Anfangs gewesen: d. h. er mußte das Problem der Anfertigung des Kalenders erst an den Extraktivindustrien selbst lösen.

Ich nehme also an, eine glückliche Kombination der Kräfte, die Theilung der Arbeit, die Anwendung irgend einer Maschine, die verständigere Leitung der natürlichen Triebkräfte, mit einem Wort, seine Industrie habe dem Prometheus plötzlich die Möglichkeit gegeben von einem gewissen Gegenstande in einem Tage eben so viel zu erzeugen, als er sonst in zehn Tagen erzeugte. Was wird die Folge sein? Das Produkt wird eine andere Stelle einnehmen auf der Tabelle der Elemente des Reichthums; da die Macht seiner Wahlverwandtschaft zu andern Produkten, wenn ich so sagen darf, gewachsen ist, so wird sein relativer Werth um eben so viel vermindert sein, und statt mit 100 nur noch mit 10 beziffert werden. Allein dieser Werth wird darum nicht minder und stets streng bestimmt sein, und wiederum wird nur die Arbeit die Ziffer seiner Geltung festsetzen. So ändert sich der Werth, aber das Gesetz der Werthe ist unwandelbar: ja noch mehr, daß der Werth einer Aenderung fähig ist, rührt nur daher, daß er einem Gesetze unterworfen ist, dessen Princip wesentlich beweglich ist, denn es ist die Arbeit, gemessen durch die Zeit.

Dasselbe findet seine Anwendung auf die Fertigung des Kalenders, wie überhaupt auf die Produktion aller möglichen Werthe. Ich

brauche nicht erst zu sagen, wie dadurch, daß die Civilisation, d. h. die sociale Thatsache der Zunahme des Reichthums, unsere Geschäfte vermehrt, unsere Zeit immer kostbarer macht und uns zwingt, ein beständiges und genaues Register über unser ganzes Leben zu halten, wie dadurch, sage ich, der Kalender für uns zu einem der nothwendigsten Dinge geworden ist. Man weiß übrigens, daß diese bewundernswürdige Entdeckung als eine natürliche Ergänzung einen unserer werthvollsten Industriezweige, die Uhrmacherei, angeregt hat.

Hier findet ganz natürlich ein Einwurf seine Stelle, der einzige, der sich gegen die Theorie von der Proportionalität der Werthe erheben läßt.

Say und die Oekonomen, die ihm folgten, haben bemerkt, da die Arbeit selbst der Schätzung unterworfen und eine Waare wie jede andere sei, liege ein fehlerhafter Kreis darin sie als Princip und bewirkende Ursache des Werthes anzunehmen. Man muß also, lautet die Folgerung daraus, sich wieder an die Seltenheit und an die Meinung halten.

Diese Oekonomen mögen mir zu sagen gestatten, daß sie hierin eine erstaunliche Unaufmerksamkeit bewiesen haben. Von der Arbeit heißt es, sie habe Werth, nicht als wenn sie selbst eine Waare wäre, sondern in Aussicht auf die Werthe, die man als möglich in ihr enthalten annimmt. Der Werth der Arbeit ist ein bildlicher Ausdruck, ein Vorwegnehmen der Ursache für die Wirkung, eine Fiktion mit demselben Recht wie die Produktivität des Kapitals. Die Arbeit producirt, das Kapital hat Werth und wenn man mit einer Art von Auslassung sagt „der Werth der Arbeit", so ist das ein Vorgreifen, dem in den Regeln der Sprache Nichts entgegensteht; allein die Theoretiker müssen sich hüten, es als eine Wirklichkeit zu nehmen. Die Arbeit ist wie die Freiheit, die Liebe, der Ehrgeiz, das Genie, etwas seiner Natur nach Vages, Unbestimmtes, wird aber durch ihren Gegenstand qualitativ definirt. Wenn man also sagt: Die Arbeit dieses Menschen ist täglich fünf Franken werth, so heißt das so viel, als ob man sagte, das Produkt der täglichen Arbeit dieses Mannes ist fünf Franken werth.

Die Wirkung der Arbeit ist nun die, daß sie die Seltenheit und die Meinung als zusammensetzende Elemente des Werthes mehr und

mehr ausscheidet und in nothwendiger Folge das natürliche oder unbestimmte Nutzbare (angeeignet oder nicht) in meßbare oder sociale Nutzbarkeiten verwandelt. Daraus geht hervor, daß die Arbeit ein erklärter Krieg gegen die Sparsamkeit der Natur und zugleich eine fortwährende Verschwörung gegen das Eigenthum ist.

Nach dieser Analyse ist der Werth, in Betracht gezogen innerhalb der Gesellschaft, welche vermöge der Theilung der Arbeit und des Austausches die Producenten unter einander bilden, das Verhältniß der Proportionalität der Produkte, welche den Reichthum ausmachen; und was man ins Besondere den Werth eines Produkts nennt, ist eine Formel, die in Münzzeichen die Proportion dieses Produkts im allgemeinen Reichthum anzeigt. —

Die Nutzbarkeit begründet den Werth; die Arbeit stellt sein Verhältniß fest; der Preis ist der Ausdruck, welcher mit Ausnahme der Abweichungen, die wir zu studiren haben, dies Verhältniß übersetzt.

Das ist also der Mittelpunkt, um welchen der Nutzwerth und der Tauschwerth schwanken, das ist der Punkt, bei welchem angelangt sie in einander zerfließen und verschwinden. Das ist das absolute unabänderliche Gesetz, welches die ökonomischen Störungen, die Launen der Industrie und des Handels beherrscht, und den Fortschritt lenkt. Jede Anstrengung der grübelnden und ringenden Menschheit, jede individuelle oder sociale Spekulation verfällt als ein integrirender Theil des Gesammtreichthums unter dieses Gesetz. Es war die Bestimmung der Staatsökonomie dieses Gesetz dadurch, daß sie nach und nach die entgegengesetztesten Ausdrücke derselben entwickelte, zur Anerkennung zu bringen; die Aufgabe der socialen Oekonomie (ich bitte für einen Augenblick um die Erlaubniß dieselbe von der Staatsökonomie zu unterscheiden, obwohl sie im Grunde nicht von einander verschieden sein dürfen) wird es sein dasselbe überallhin zu verbreiten und zu verwirklichen.

Die Theorie des Maaßes oder der Verhältnißmäßigkeit der Werthe ist, man gebe darauf wohl Acht, geradezu die Theorie der Gleichheit.

Es tritt hier in der That ganz derselbe Fall ein, wie in der Gesellschaft, wo wir gesehen haben, daß die Identität des Produ-

centen und Konsumenten eine vollständige ist. Das Einkommen, das man an einen Müßigen auszahlt, gleicht einem Werthe, den man in den Schlund des Aetna wirft; ebenso gleicht ein Arbeiter, dem man einen übertriebenen Lohn bezahlt, einem Schnitter, dem man ein ganzes Brod geben würde, damit er eine Aehre pflücke: mit einem Wort, Alles, was die Oekonomen als eine unproduktive Konsumtion bezeichnen, ist im Grunde Nichts, als eine Verletzung des Gesetzes der Verhältnißmäßigkeit.

Wir werden in der Folge sehen, wie der sociale Geist aus diesen einfachen Grundlagen nach und nach das noch unklare System der Organisation der Arbeit, der Vertheilung der Löhne, der Abschätzung der Produkte und der allgemeinen Sammtverbindlichkeit herleitet. Denn die gesellschaftliche Ordnung stützt sich auf die Berechnungen einer unerbittlichen Gerechtigkeit und nicht auf jene paradiesischen Gesinnungen der Brüderlichkeit, Aufopferung und Liebe, welche so viele ehrenwerthe Socialisten sich jetzt im Volke zu erwecken bemühen. Es ist vergebens, daß sie nach dem Beispiele Jesu Christi die Nothwendigkeit der Aufopferung predigen, und darin selbst mit gutem Beispiele vorangehen: der Egoismus ist stärker als sie, und nur das strenge Gesetz, die unwandelbare ökonomische Bestimmung, sind im Stande denselben zu bändigen. Die humanistische Begeisterung kann Erschütterungen bewirken, die dem Fortschritt der Civilisation günstig sind, aber solche Krisen der Gesinnung haben ebenso wie das Schwanken des Werthes nur den Erfolg, daß sie die Gerechtigkeit nur desto fester und unbeschränkter begründen. Die Natur oder die Gottheit setzte Mißtrauen in unser Herz; sie glaubte nicht an die Liebe des Menschen zu seinesgleichen; und, ich sage es zur Schande des menschlichen Bewußtseins, aber unsere Heuchelei muß es einmal zu hören bekommen: alle Aufschlüsse, welche uns die Wissenschaft über die Pläne der Vorsehung in Bezug auf das Fortschreiten der Gesellschaft giebt, deuten auf einen tiefen Menschenhaß von Seiten Gottes hin. Gott hilft uns nicht aus Güte, sondern weil die Ordnung sein Wesen ist. Gott verschafft uns die Güter dieser Welt nicht, weil er uns derselben würdig hält, sondern weil ihn die Religion seiner höchsten Vernunft dazu nöthigt, und, während der große Haufe ihm den süßen Namen: Vater beilegt, ist es

dem Geschichtsforscher und dem philosophisch gebildeten Oekonomen unmöglich zu glauben, daß er uns liebe oder auch nur achte.

Wir wollen diese erhabene Gleichgültigkeit, diese stoische Unerschütterlichkeit Gottes nachahmen, und da das Gebot der Mildthätigkeit bei dem Versuch das sociale Wohlsein zu bewirken stets gescheitert ist, so wollen wir in der Vernunft allein die Bedingungen des Einklangs und der Tugend suchen.

Der Werth als Verhältnißmäßigkeit der Produkte aufgefaßt, oder, mit anderen Worten, der festgestellte Werth setzt nothwendig und zwar in einem gleichmäßigen Grade Nützlichkeit und Verkäuflichkeit voraus, welche beiden Eigenschaften untrennbar und harmonisch mit einander verbunden sind. Er setzt Nützlichkeit voraus, denn ohne dieselbe würde das Produkt nicht jene Verwandtschaft besitzen, welche dasselbe vertauschbar und somit zu einer Grundlage des Reichthums macht; er setzt Verkäuflichkeit voraus, weil, wenn das Produkt nicht zu jeder Stunde und gegen einen bestimmten Preis umgetauscht werden könnte, es nichts weiter als ein Unwerth, d. h. Nichts sein würde.

Aber in dem festgestellten Werthe erlangt jede dieser Eigenschaften eine viel ausgedehntere, eine viel regelmäßigere und viel wahrere Bedeutung als früher. Demnach ist also die Nützlichkeit nicht die so zu sagen träge Fähigkeit, welche die Dinge haben, uns zum Genuß und zur Ausbeutung zu dienen. Die Verkäuflichkeit ist nicht mehr jene Uebertreibung einer blinden Phantasie oder einer grundsatzlosen Meinung; die Veränderlichkeit hat aufgehört sich als ein aller Redlichkeit entbehrendes Feilschen zwischen Gebot und Forderung darzustellen. Alles dieses ist verschwunden, um einer positiven, regelmäßigen und unter allen Modifikationen bestimmbaren Idee Platz zu machen. Durch die Feststellung des Werthes gleicht jedes Produkt, wenn es mir erlaubt ist einen solchen Vergleich aufzustellen, der Nahrung, welche durch den Nahrungstrieb aufgefunden, dann durch die Verdauungswerkzeuge zubereitet, in den allgemeinen Kreislauf eintritt, wo sie sich nach gewissen Verhältnissen in Fleisch, Knochen, Säfte u. s. w. verwandelt und dem Körper Leben, Kraft und Schönheit verleiht.

Was geschieht nun mit dem Gedanken des Werthes, wenn wir uns von den entgegengesetzten Begriffen des Nutzwerthes und des Tauschwerthes zu jener des festgestellten oder absoluten Werthes erheben? Es vollzieht sich, wenn ich so sagen darf, eine Einschachtelung, ein gegenseitiges Durchdringen, wodurch die ursprünglichen Begriffe sich gegenseitig erfassen, wie die gekrümmten Atome Epikurs in einander verschmelzen und verschwinden, um statt ihrer eine Zusammensetzung herzustellen, welche in einem höheren Grade mit allen ihren positiven Eigenschaften begabt und aller ihrer negativen Eigenschaften gänzlich entledigt ist. Ein wirklicher Werth, so wie das Geld, Wechselbriefe erster Hand, Rentenverschreibungen auf den Staat, Aktien in soliden Unternehmungen kann weder ohne Grund steigen noch beim Umtausche fallen; er ist nur noch dem natürlichen Gesetze der industriellen Besonderheiten und dem Zunehmen der Produkte unterworfen. Ja, noch mehr, ein solcher Werth ist nicht mehr das Ergebniß einer Vermittelung, das heißt eines Eklekticismus, eines Mittels oder einer Mischung, sondern er ist das Produkt einer vollkommenen Verschmelzung, ein ganz neues und von seinen Bestandtheilen wesentlich verschiedenes Produkt, so wie das Wasser das Produkt der Mischung von Wasserstoff und Sauerstoff, ein eigener, von seinen Bestandtheilen wesentlich verschiedener Körper ist.

Diese Auflösung von zwei entgegengesetzten Gedanken in einer dritten höheren Ordnung ist das, was die Schule Synthese nennt. Sie allein giebt einen positiven und vollständigen Gedanken, der, wie man gesehen hat, durch die successive Bejahung oder Verneinung, — denn das kommt auf eins hinaus — der zwei sich diametral entgegengesetzten Begriffe zu Stande gebracht wird. Man mag diese sowol für die Theorie, als für die Praxis höchst wichtigen Folgerungen herleiten, woher man immer will: so oft die Analyse im Gebiet der Moral, der Geschichte oder der Staatsökonomie die Antinomie eines Gedankens ermittelt hat, kann man a priori behaupten, daß diese Antinomie einen höheren Gedanken verberge, der früher oder später in die Erscheinung treten werde.

Ich bedauere es mich so lange mit Begriffen aufhalten zu müssen, welche allen jungen Leuten, die sich auf ihr Examen vorbereiten, geläufig sind; aber ich war diese Einzelnheiten gewissen Oekonomen

schuldig, welche bei Gelegenheit meiner Kritik des Eigenthums ein Dilemma über das andere häuften, um mir zu beweisen, daß ich, wenn ich nicht Eigenthümer sei, nothwendigerweise Kommunist sein müsse, und Alles das nur, weil sie nicht wußten, was These, Antithese und Synthese ist.

Den synthetischen Begriff des Werthes, als Grundbedingung der Ordnung und des Fortschrittes der Gesellschaft hatte Adam Smith dunkel geahnt, als er, um mich der Worte des Herrn Blanqui zu bedienen, „die Arbeit als den allgemeinen und unveränderlichen Maaßstab des Werthes hinstellte und zeigte, daß jedes Ding seinen natürlichen Preis habe, nach welchem es bei den Schwankungen des laufenden Preises, welche durch zufällige und dem Kaufpreise der Sache fremde Umstände bewirkt werden, fortwährend hingravitire."

Aber diese Idee vom Werth war bei Adam Smith nur eine glückliche Anschauung. Die Gesellschaft ändert ihre Gewohnheiten nicht auf bloße Anschauungen hin; sie läßt sich dazu nur durch die Autorität der Thatsachen bewegen. Die Antinomie mußte sich also auf eine verständlichere und bestimmtere Weise ausdrücken: J. B. Say ward ihr vorzüglichster Ausleger. Allein trotz der Anstrengungen der Einbildungskraft und der fast erschreckenden haarscharfen Feinheit, welche dieser Oekonom aufgeboten hat, beherrscht ihn doch unbewußt die Definition Smiths und tritt in seinen Darstellungen überall hervor.

„Eine Sache abschätzen, sagt Say, heißt erklären, daß sie eben so hoch angeschlagen werden müsse, als eine andere Sache, die man bezeichnet.... Der Werth einer Sache ist unbestimmt und willkürlich, sobald sie nicht anerkannt ist ..." .... Es giebt also eine Art den Werth der Dinge zu erkennen, indem man ihn nämlich feststellt, und da diese Anerkennung oder Festsetzung nur durch die Vergleichung der Dinge mit einander geschieht, so giebt es auch ein gemeinsames Kennzeichen, einen Grundsatz, nach welchem man erklärt, eine Sache sei mehr, weniger oder eben so viel werth als eine andere.

Say hatte Anfangs gesagt: „Das Maaß des Werthes ist der Werth eines anderen Produktes." Später, als er bemerkte, daß

dieser Satz eine Tautologie sei, modificirte er ihn dahin: „Das Maaß des Werthes ist die Quantität eines anderen Produktes," was eben so wenig verständlich ist. An andern Stellen bringt sich dieser Schriftsteller, der gewöhnlich so klar und entschieden ist, durch unnütze Unterscheidungen selbst in Verlegenheit. „Man kann den Werth der Dinge abschätzen, aber man kann ihn nicht messen, das heißt, man kann ihn nicht mit einem unveränderlichen und bekannten Maaßstab vergleichen, weil es einen solchen nicht giebt. Alles was man thun kann, beschränkt sich darauf, die Dinge durch Vergleichung abzuschätzen." Ein anderes Mal unterscheidet er reelle und relative Werthe. Die ersteren sind diejenigen, bei welchen sich der Werth nach den Kosten der Produktion verändert; die zweiten die, bei welchen sich der Werth der Dinge nach dem Verhältniß des Werthes anderer Waaren ändert.

Seltsames Vorurtheil eines genialen Mannes, nicht zu bemerken, daß vergleichen, abschätzen, würdigen, Alles zusammen messen ist; daß, da alles Messen nie etwas Anderes ist als ein Vergleichen, es schon deswegen stets ein wahres Verhältniß anzeigt, wenn die Vergleichung richtig angestellt wurde; daß somit reeller Werth oder reelles Maaß und relativer Werth oder relatives Maaß vollkommen dasselbe sind; und die Schwierigkeit einzig und allein darin besteht, nicht ein Muster des Maaßes zu finden, da alle Quantitäten sich gegenseitig dazu dienen können, sondern den Punkt der Vergleichung zu bestimmen. In der Geometrie ist der Punkt der Vergleichung die Ausdehnung, und die Einheit des Maaßes ist bald die Eintheilung des Zirkels in dreihundert und sechzig Theile, bald der Umkreis der Erdkugel, bald die mittlere Länge des menschlichen Armes, der Hand, des Daumens oder des Fußes. In der ökonomischen Wissenschaft ist, wie wir nach Adam Smith gesagt haben, der Gesichtspunkt, von welchem aus alle Werthe verglichen werden, die Arbeit; was die Maaßeinheit betrifft, so ist dafür in Frankreich der Frank angenommen. Es ist unglaublich, wie viele Männer von Geist sich seit vierzig Jahren gegen einen so einfachen Gedanken sträuben. Aber nein: „Die Vergleichung der Werthe geschieht, ohne daß sie unter einander einen Vergleichungspunkt haben und ohne eine Maaßeinheit;" — das ist

der Satz, den die Oekonomen des 19. Jahrhunderts lieber der ganzen Welt gegenüber und entgegen zu vertreten beschlossen haben, als daß sie sich bekennen zu der revolutionären Theorie der Gleichheit. Was wird die Nachwelt dazu sagen?

Ich will nun durch in die Augen fallende Beispiele darthun, daß der Gedanke des Maaßes oder der Verhältnisse der Werthe, der in der Theorie nothwendig ist, sich in der Praxis bewährt hat und noch täglich bewährt.

§. 3.

Anwendung des Gesetzes von der Verhältnißmäßigkeit der Werthe.

Jedes Produkt ist ein vertretendes Zeichen der Arbeit.

Jedes Produkt kann also gegen ein anderes ausgetauscht werden und die allgemeine Praxis bezeugt es.

Aber man unterdrücke einmal die Arbeit, und es bleibt Nichts übrig, als größere und kleinere Nutzbarkeit, die, kein ökonomisches Kennzeichen, keine Spur menschlicher Einwirkung an sich tragend, durch einander nicht meßbar, d. h. logisch unvertauschbar sind.

Das Geld, wie jede andere Waare, ist ein stellvertretendes Zeichen der Arbeit, und in dieser Eigenschaft konnte es als gemeinschaftlicher Abschätzer und Vermittler beim Umsatz dienen. Aber das eigentliche Amt, welches der Gebrauch den edlen Metallen angewiesen hat, das Amt eines allgemeinen Handelsmittels, beruht lediglich auf der Uebereinkunft und jede andere Waare könnte, vielleicht mit weniger Bequemlichkeit, aber gewiß eben so sicher diese Rolle spielen. Die Oekonomen erkennen dies auch an, und es wird dafür mehr als ein Beispiel angeführt. Welches ist also der Grund dieses den Metallen allgemein zugestandenen Vorzuges als Geld zu gelten, und wie erklärt sich diese eigenthümliche Verrichtung des Geldes, welche in der Staatsökonomie ohne Analogie dasteht? Denn jede einzige und in ihrer Art ohne ihres Gleichen dastehende Sache ist schon dieserhalb sehr schwer zu verstehen und oft sogar ganz unverständlich. Ist es nun möglich die Reihe herzustellen, von welcher das Geld losgelöst worden zu sein scheint, und dasselbe somit auf sein wahres Princip zurückzuführen?

Bei dieser Frage haben die Oekonomen wieder ihrer Gewohnheit gemäß das Gebiet der Wissenschaft überschritten. Sie haben Physik, Mechanik, Geschichte u. s. w. getrieben; sie haben von allem Möglichen gesprochen, nicht aber die Frage beantwortet. Die kostbaren Metalle, sagten sie, gewährten vermöge ihrer Seltenheit, ihrer Dichtigkeit und ihrer Unverwüstlichkeit, Vortheile für die Anwendung zur Münze, welche man bei anderen Waaren bei Weitem nicht in demselben Grade vorfand. Kurz, die Oekonomen haben sich, statt die ökonomische Frage, die ihnen vorgelegt ward, zu beantworten, mit der Lösung der Kunstfrage beschäftigt. Sie haben die mechanische Tauglichkeit des Goldes und Silbers, als Münze zu dienen, trefflich ins Licht gestellt; aber das, was keiner von ihnen weder gesehen noch begriffen hat, ist der ökonomische Grund, der den edeln Metallen das Vorrecht gewährt hat, dessen sie genießen.

Was Niemand bemerkt hat, ist der Umstand, daß Gold und Silber von allen Waaren diejenigen sind, deren Werth zuerst zu seiner Feststellung gelangte. Im patriarchalischen Zeitalter wurde mit Gold und Silber noch gehandelt und sie waren in Barrengestalt Tauschartikel, aber schon mit einer sichtlichen Hinneigung zur Herrschaft und einem deutlich erkennbaren Vorzuge. Nach und nach bemächtigten sich die Herrscher derselben und drückten ihnen ihr Siegel auf und aus dieser Weihe der Herrschaft ging das Geld hervor; d. h. die Waare par excellence, welche ungeachtet aller Schwankungen des Handels einen bestimmten verhältnißmäßigen Werth behält und überall als Zahlung angenommen wird.

Das unterscheidende Merkmal der Münze ist in der That nicht die Härte des Metalles; denn der Stahl ist weit härter als dasselbe, noch seine Nützlichkeit; denn diese ist viel unbedeutender als die des Kornes, des Eisens, der Steinkohle und einer Menge anderer Stoffe, welche im Vergleich mit Gold beinahe für gemein gehalten werden; — eben so wenig ist es die Seltenheit oder die Dichtigkeit, denn sowol die eine, als die andere könnten entweder durch die auf andere Gegenstände verwandte Bearbeitung, oder, wie es heut zu Tage geschieht, durch Bankpapiere, die ungeheure Massen von Kupfer oder Eisen vertreten, ersetzt werden. Das unterscheidende Merkmal des Goldes und des Silbers kommt, ich wiederhole es, daher, daß

sie vermöge ihrer metallischen Eigenschaften *), der Schwierigkeiten ihrer Anslichtförderung, und vor Allem durch Vermittelung der Staatsgewalt zeitig einen festen und authentischen Werth als Waaren gewonnen haben.

Ich behaupte also, daß der Werth des Goldes und Sibers, besonders desjenigen Theiles davon, welcher zu Münzen geprägt wird, obgleich vielleicht auch dieser Werth noch nicht ganz genau ausgerechnet worden ist, doch nichts Willkürliches mehr enthält; daß er ferner nicht mehr, wie andere Werthe, einer Entwerthung ausgesetzt ist, obgleich er fortwährend schwanken kann. Alles, was man an Gründen und Gelehrsamkeit aufgeboten hat, um z. B. vom Gelde zu beweisen, daß der Werth etwas wesentlich Unbestimmbares sei, besteht also aus lauter Trugschlüssen, die aus einer falschen Auffassung der ganzen Frage ab ignorantia elenchi entsprungen sind.

Philipp I., König von Frankreich setzte dem livre tournoi Karls des Großen ein Drittel Legirung bei, denn er bildetete sich ein, da er das Monopol der Münzenprägung allein besäße, könne er auch das thun, was jeder Kaufmann thut, der das Monopol eines Produktes besitzt. Was war denn auch in der That diese Verfälschung der Münzen, die man Philipp und seinen Nachfolgern so sehr vorgeworfen hat? Eine vom Standpunkte des kaufmännischen Brauchs vollkommen richtige Spekulation; eine sehr falsche Spekulation dagegen vom Standpunkte der ökonomischen Wissenschaft. Denn da der Werth durch Angebot und Begehr geregelt wird, kann man die Schätzung und mithin den Werth der Gegenstände steigern, indem man entweder eine künstliche Seltenheit erzeugt, oder die Fabrikation in Beschlag nimmt, und dies gilt eben so gut vom Golde und Silber, als vom Wein, Oel und Tabak. Nichts desto weniger wurde dieser Betrug Philipps nicht eher bemerkt, als bis sein Geld auf seinen wahren Werth herabgesetzt wurde, und er selbst gerade so viel daran verlor, als er von seinen Unterthanen daran zu gewinnen gehofft hatte. Eben so erging es allen ähnlichen Versuchen. Woher kam nun diese Täuschung?

---

*) Das Bestrittene wird also doch wieder zugegeben.

Anmerk. d. Ueberf.

Die Oekonomen sagen, der Grund davon sei der, daß durch die falsche Ausmünzung die Menge des Silbers und Goldes in der Wirklichkeit weder vermindert noch vermehrt, und somit das Verhältniß dieser Metalle zu den anderen Waaren nicht verändert werde, so daß es nicht in der Gewalt des Herrschers liege, das, was früher im Staate nur 2 galt, plötzlich 4 gelten zu lassen. Es ist sogar in Erwägung zu ziehen, daß, wenn es in der Gewalt des Königs gelegen hätte, die Masse der Münzen, statt sie zu verschlechtern, zu verdoppeln, der Tauschwerth des Goldes und des Silbers sofort um die Hälfte gesunken wäre, und zwar immer nach diesem Gesetze der Verhältnißmäßigkeit und des Gleichgewichtes. Die Verschlechterung der Münzen war also von Seiten des Königs nur eine erzwungene Anleihe, oder, um es noch deutlicher auszudrücken, ein Bankerott, eine Betrügerei.

Vortrefflich: Die Oekonomen erklären, wenn sie wollen, die Theorie von dem Maaße der Werthe ganz gut, man braucht sie dazu nur auf das Kapitel vom Gelde zu bringen. Aber wie kommt es nur, daß sie nicht einsehen, daß das Geld das geschriebene Gesetz des Handels, der Typus des Tausches, das erste Glied jener unabsehbaren Kette von Erzeugnissen ist, welche alle unter dem Namen von Waaren die gesellschaftliche Sanction erhalten, und wenn auch nicht thatsächlich, doch mindestens rechtlich bei jeder Art von Handel als baares Geld angenommen werden müssen?

„Das Geld," bemerkt Herr Augier sehr treffend, „kann nur so lange sowohl als Maaßstab für die Feststellung vergangener Geschäftsabschlüsse, als auch als gutes Tauschmittel dirnen, als sich sein Werth dem Ideale der Permanenz genugsam nähert; denn das Geld kauft oder tauscht nie mehr ein, als den Werth, den es besitzt." (Geschichte d. öff. Kredits.)

Wir wollen diese ausgezeichnet scharfsinnige Bemerkung in eine allgemeine Formel übersetzen.

Die Arbeit gewährt nur so lange eine Garantie für Wohlsein und Gleichheit, als das Erzeugniß eines jeden Individuums im Verhältnisse mit der Masse steht; denn es kauft oder tauscht immer

nur einen Werth ein, der dem, den es in sich selbst trägt, gleich kommt.

Ist es nicht eigenthümlich, daß man Agiotage und Unredlichkeit im Handel offen in Schutz nimmt, und zu gleicher Zeit ein Zetergeschrei erhebt über den Versuch eines falschmünzenden Herrschers, der doch Nichts that, als daß er das Grundprincip der Staatsökonomie, die willkürliche Unbeständigkeit der Werthe auf das Geld anwandte? Es möge der Regie einmal einfallen, 750 Grammes Tabak für ein Kilogramm zu verkaufen, und die Oekonomen werden sogleich über Beraubung schreien — aber wenn dieselbe Regie von ihrem Privilegium Gebrauch macht und den Preis des Kilogramms um zwei Franken erhöht, so werden sie das zwar theuer finden, aber Nichts darin sehen, was gegen ihr Princip verstieße. Welch ein Wirrwarr ist diese Staatsökonomie!

Es liegt also doch in der Ausmünzung des Goldes und Silbers noch Etwas mehr, als was die Oekonomen davon berichtet haben; es liegt darin die Heiligung des Gesetzes der Verhältnißmäßigkeit, der erste Schritt zu einer Feststellung der Werthe. Die Menschheit schreitet in Allem nur durch unendliche Abstufungen vor; nachdem sie begriffen hat, daß alle Erzeugnisse der Arbeit einem verhältnißmäßigen Maaße, welches sie alle gleich leicht austauschbar macht, unterworfen sein müssen, beginnt sie jetzt diesen Charakter der absoluten Austauschbarkeit einem besonderen Produkte zu verleihen, welches für sie der Typus und der Schutzherr aller übrigen werden wird. Eben so fängt sie, um die Glieder der Gesellschaft zur Freiheit und Gleichheit zu erheben, damit an, Könige zu erschaffen. Das Volk hat ein unbestimmtes Gefühl von diesem Gange der Vorsehung, wenn es in seinen Träumen von Glück und in seinen Legenden immer von Gold und von Königthum spricht, und die Philosophen haben nur der allgemeinen Vernunft ihre Huldigung dargebracht, wenn sie in ihren sogenannten moralischen Homilien und in ihren gesellschaftlichen Utopien mit gleichem Lärm gegen das Gold und die Tyrannei donnern. Auri sacra fames! Verfluchtes Gold! ruft komisch genug ein Communist aus. Eben so wahr könnte er sagen: Verfluchter Käse, verfluchte Weintrauben, verfluchte Hammel! Denn eben so gut wie Gold und Silber muß jeder kaufmännische

Werth zu einer genauen und strengen Bestimmung gelangen. Dieses Werk ist schon seit langer Zeit begonnen; heut zu Tage schreitet es sichtbar vorwärts.

Wir wollen nun zu anderen Betrachtungen übergehen.

Ein von den Oekonomen allgemein angenommenes Axiom ist folgendes: Jede Arbeit muß einen Ueberschuß lassen.

Dieser Satz ist für mich von einer allgemeinen und absoluten Wahrheit; er ist die Schlußfolgerung des Gesetzes der Verhältnißmäßigkeit, die man als den Gesammtausdruck der ganzen ökonomischen Wissenschaft betrachten kann. Aber die Herren Oekonomen mögen es mir verzeihen — der Satz: daß jede Arbeit einen Ueberschuß lassen müsse, hat in ihrer Theorie keinen Sinn, und ist keines Beweises fähig. Wie kann man, wenn das Begehren und das Angebot die einzige Regel der Werthe ist, erkennen, was Ueberschuß und was Bedürfniß ist?

Wenn weder der Herstellungspreis, noch der Kaufpreis, noch die Besoldung mathematisch bestimmt werden kann, wie ist es dann möglich, einen Ueberschuß, einen Gewinn zu fassen? Der kaufmännische Brauch hat uns eben so den Gedanken wie das Wort Gewinn gegeben, und da wir politisch gleichgestellt sind, so schließt man daraus, daß jeder Staatsbürger ein gleiches Recht hat, aus seinem persönlichen Gewerbsfleiße Vortheile zu ziehen. Aber die Operationen des Handels sind wesentlich unregelmäßig, und man hat unwiderleglich bewiesen, daß der Gewinn des Handels Nichts weiter ist, als eine willkürliche und gezwungene Steuer, die der Producent dem Konsumenten auflegt, mit einem Wort, eine Verwirrung, um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen. Man würde dies auch sehr bald einsehen, wenn es möglich wäre, die Totalziffer der Ausfälle jedes Jahres mit dem Betrage der Gewinne zu vergleichen. Im Sinne der Staatsökonomie ist das Princip, daß jede Arbeit einen Ueberschuß gewähren müsse, nichts Anderes, als die Heiligung des constitutionellen Rechtes, seinen Nächsten zu bestehlen, welches wir uns Alle durch die Revolution errungen haben.

Das Gesetz von der Verhältnißmäßigkeit der Werthe kann allein dieses Räthsel lösen. Ich werde bei dieser Frage ein wenig weit

ausholen: sie ist zu wichtig, als daß ich sie nicht mit aller Ausführlichkeit, die sie erfordert, behandeln sollte.

Die meisten Philosophen eben so wie Philologen sehen in der Gesellschaft Nichts, als ein Vernunftwesen, oder noch besser gesagt, einen abstracten Namen, der dazu dient, eine Vereinigung von Menschen zu bezeichnen. Es ist ein Vorurtheil, welches wir Alle schon in der Kindheit mit dem ersten Sprachunterricht eingesogen haben, daß Kollektivnamen, Gattungsnamen und Ortsnamen keine Wirklichkeiten bezeichnen. Es wäre viel über dieses Kapitel zu sagen, aber ich beschränke mich auf meinen Gegenstand. Für den wahren Oekonomen ist die Gesellschaft ein lebendes Wesen, mit einer eigenen Einsicht und einer eigenen Thätigkeit begabt und durch besondere Gesetze, die allein durch Beobachtung zu entdecken sind, und deren Dasein nicht in einer körperlichen Gestalt, sondern allein in dem Einklang und der innigen Sammtverbindlichkeit aller ihrer Mitglieder ans Licht tritt, geleitet. Demnach hatte also unsere Rede, wenn wir so eben unter dem Sinnbilde eines fabelhaften Gottes eine Allegorie auf die Gesellschaft entwarfen, im Grunde nichts Bildliches an sich; es war das sociale Wesen, die organische und synthetische Einheit, der wir einen Namen gegeben haben. In den Augen eines Jeden, der über die Gesetze der Arbeit und des Tausches nachgedacht hat (ich lasse jede andere Betrachtung bei Seite), ist die Wirklichkeit, ich hätte beinahe gesagt die Persönlichkeit des Gesammtmenschen eben so gewiß, als die Wirklichkeit und die Persönlichkeit des einzelnen Individuums. Der ganze Unterschied ist der, daß dieser sich den Sinnen unter der Form eines Organismus, von dem alle Theile sich in materiellem Zusammenhang befinden, darbietet; ein Umstand, der bei der Gesellschaft nicht Statt findet. Aber die Einsicht, die Willensbestimmung, die Entwickelung, das Leben, Alles das, was im höheren Grade die Wirklichkeit des Wesens ausmacht, ist der Gesellschaft eben so eigenthümlich, als dem Individuum, und daher kommt es, daß die Regierung der Gesellschaft eine Wissenschaft, d. h. ein Studium der natürlichen Verhältnisse ist, und nicht eine Kunst, d. h. eine bloße Laune und Willkürlichkeit. Daher kommt es endlich, daß jede Gesellschaft verfällt, sobald sie in die Hände der Ideologen geräth.

Das Princip, daß jede Arbeit einen Ueberschuß gewähren müsse, ein Princip, das für die Staatsökonomie, d. h. für die Routine der Eigenthümer nicht beweisbar ist, ist gerade eines derjenigen, welche am Meisten für die Wirklichkeit der Kollektivperson sprechen; denn, wie wir sehen werden, ist dieses Gesetz nur deshalb für die Individuen gültig, weil es von der Gesellschaft ausgeht, welche ihnen wieder die Wohlthaten ihrer eigenen Gesetze zukommen läßt.

Wenden wir uns zu den Thatsachen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Eisenbahnen weit weniger für die Unternehmer, als für den Staat eine Quelle des Reichthums sind. Diese Bemerkung ist richtig; aber man hätte hinzufügen müssen, daß sie nicht nur auf die Eisenbahnen, sondern überhaupt auf jeden Gewerbfleiß anwendbar ist. Aber diese Erscheinung, welche wesentlich aus dem Gesetz der Verhältnißmäßigkeit der Werthe, und aus der absoluten Identität der Produktion und Konsumtion herzuleiten ist, bleibt unerklärlich, wenn man bei dem gewöhnlichen Begriffe von Nutzwerth und Tauschwerth stehen bleibt.

Der mittlere Preis für den Waarentransport per Axe ist 18 Centimes für die Tonne und ein Kilometer, wenn die Waare aus einem Magazin geholt und in ein anderes abgeliefert werden soll. Man hat berechnet, daß bei diesem Preise eine gewöhnliche Eisenbahnunternehmung nicht ganz 10 Procent reinen Gewinn geben würde, ein Resultat, was beinahe dem eines Transportunternehmens per Axe gleichkomint. Aber nehmen wir einmal an, daß die Schnelligkeit der Eisenbahn sich nach allen möglichen Abzügen zu der der Axe wie 4 zu 1 verhalte, so würde, da in der Gesellschaft die Zeit Werth ist, bei der Gleichheit des Preises die Eisenbahn einen Vortheil von 400 Procent gewähren. Nichts desto weniger steht dieser ungeheure und für die Gesellschaft sehr wesentliche Vortheil in gar keinem Verhältnisse mit dem des Unternehmers, welcher, während er der Gesellschaft einen Vortheil von 400 Procent verschafft, für seine Person nicht ganz 10 Procent genießt. Wir wollen einmal, um die Sache noch augenscheinlicher zu machen, wirklich annehmen, daß die Eisenbahn ihren Tarif auf 25 Centimes erhöhe, während der der Axe 18 bleibt: augenblicklich würde erstere alle ihre Bestel-

lungen verlieren. Spediteure und Absender, kurz Jedermann würde augenblicklich, wenn es sein müßte, wieder zum schwerfälligsten Frachtfuhrwerk zurückkehren. Man würde die Lokomotive aufgeben: ein gesellschaftlicher Gewinn von 400 Procent würde einem Privatverluste von 35 Procent geopfert werden.

Der Grund ist leicht einzusehen. Der Gewinn, welchen die Schnelligkeit der Eisenbahn gewährt, ist ein rein socialer, und jedes einzelne Individuum nimmt daran nur in einem sehr geringen Verhältnisse Theil (man muß hier freilich nicht vergessen, daß hier nur vom Waarentransport die Rede ist), während der Verlust den Konsumenten unmittelbar und persönlich betrifft. Ein gesellschaftlicher Vortheil, der gleich 400 ist, gewährt dem Individuum, wenn die Gesellschaft nur aus einer Millionen Menschen besteht, $^4/_{10,000}$, während ein Verlust von 35 Procenten, der den Konsumenten trifft, ein sociales Deficit von 33 Millionen voraussetzen würde. Das Privatinteresse und das Kollektivinteresse, welche auf den ersten Anblick so sehr aus einander zu laufen scheinen, sind also vollkommen identisch und adäquat; und dieses Beispiel ist schon dazu geeignet anschaulich zu machen, wie sich in der ökonomischen Wissenschaft alle Interessen vereinigen.

Damit also die Gesellschaft den angegebenen Vortheil genieße, ist es durchaus nothwendig, daß der Tarif der Eisenbahn den Tarif der Axe gar nicht oder doch nur um ein Geringes übersteige.

Aber damit diese Bedingung erfüllt werde, oder mit anderen Worten, damit die Eisenbahn kaufmännisch möglich sei, muß nothwendig genug Waare zu transportiren sein, um wenigstens die Interessen des angelegten Kapitals und die Unterhaltungskosten der Bahn zu decken. Demnach ist also die erste Bedingung des Bestehens einer Eisenbahn eine starke Cirkulation, was wieder eine noch stärkere Produktion, eine große Menge von Umsatz voraussetzt.

Aber Cirkulation, Produktion, Tausch sind nicht Dinge, die sich improvisiren lassen; überdieß entwickeln sich die verschiedenen Formen der Arbeit nicht getrennt und unabhängig von einander; ihr Fortschritt ist nothwendiger Weise verknüpft, sammtverbindlich, verhältnißmäßig. Zwischen den Industriellen kann ein Antagonismus herrschen, aber die sociale Bewegung ist ihnen zum Trotz eine kon-

vergirende, harmonische, mit einem Worte, eine persönliche. Es giebt also einen bestimmten Zeitpunkt, an dem die großen Hebel der Arbeit ins Leben gerufen werden können: derselbe tritt dann ein, wenn die allgemeine Konsumtion das Werkzeug zu ihrer Befriedigung genügend beschäftigen und dadurch erhalten kann. Das heißt, — denn alle diese Begriffe lassen sich einer für den anderen setzen, — es ist der Zeitpunkt, von welchem ab die umgebende Arbeit die neuen Vertriebsmaschinen ernähren kann. Die durch den Fortschritt der Arbeit vorher bestimmte Stunde beschleunigen wollen, hieße denjenigen Thoren nachahmen, welcher, um von Lyon nach Marseille zu reisen, für sich allein einen Dampfer abgehen ließ.

Nachdem diese Punkte erläutert sind, ist Nichts leichter als zu erklären, wie die Arbeit jedem Producenten einen Ueberschuß gewähren müsse.

Zunächst sei, was die Gesellschaft betrifft, Folgendes gesagt: Der aus dem Schooße der Natur hervorgehende Prometheus erwacht zum Leben, in einer Unthätigkeit, die ihren hohen Reiz hat, die sich aber bald genug in Qual und Elend verwandeln würde, wenn er sich nicht beeilte, sie vermöge der Arbeit zu verlassen. In diesem ursprünglichen Müßiggange ist das Produkt des Prometheus gleich Null; sein Wohlsein ist daher mit dem des Thieres identisch und läßt sich durch eine Null ausdrücken.

Prometheus geht ans Werk, und schon am ersten Tage, dem ersten Tage der zweiten Schöpfung ist das Produkt des Prometheus, d. h. sein Reichthum, sein Wohlsein gleich 10.

Am zweiten Tage theilt Prometheus seine Arbeit und sein Produkt wird gleich 100.

Am dritten und an jedem der nächstfolgenden Tage erfindet Prometheus Maschinen, entdeckt neue Nützlichkeiten in den Körpern, neue Kräfte in der Natur; das Feld seines Daseins dehnt sich von dem Gebiete der sinnlichen Empfindung aus in die Sphäre der Moral und des Verstandes; und bei jedem Schritte, welchen sein Gewerbfleiß vorwärts thut, steigt die Ziffer seiner Produktion und zeigt ihm einen Zuwachs an Wohsein an. Und da endlich bei ihm konsumiren produciren heißt, so ist es klar, daß da jeder Tag der Konsumtion

nur das Produkt des vorigen Tages verschlingt, derselbe einen Ueberschuß von Produkten für den nächfolgenden Tag zurückläßt.

Aber wir müssen auch und ganz vorzüglich diese Hauptsache bemerken, daß das Wohlbefinden des Menschen in geradem Verhältniß steht zu der Intensität der Arbeit und der Mannigfaltigkeit des Gewerbfleißes, so daß der Zuwachs an Reichthum und der Zuwachs an Arbeit in Wechselwirkung stehende und gleichlautende Begriffe sind.

Jetzt noch sagen, daß jedes Individuum an diesen allgemeinen Bedingungen der Gesammt-Entwickelung theilnehme, hieße eine Wahrheit wiederholen, die so einleuchtend ist, daß sie abgedroschen scheinen könnte. Wir wollen lieber die zwei Hauptformen der Konsumtion in der Gesellschaft angeben.

Die Gesellschaft, eben so wie das Individuum hat zunächst seine Gegenstände der persönlichen Konsumtion, Gegenstände, deren Bedürfniß sie die Zeit nach und nach fühlen lehrte, und welche zu erschaffen sie von ihren geheimnißvollen Trieben angewiesen wurde. So trat im Mittelalter für eine große Anzahl von Städten ein entscheidender Augenblick ein, wo es zu einem gewaltigen Drange ward, Rathhäuser und Dome zu bauen, zu einem Drange, der um jeden Preis befriedigt werden mußte; die Existenz der Gemeinden hing davon ab. Sicherheit und Kraft, öffentliche Ordnung, Centralisation, Nationalität, Vaterland, Unabhängigkeit, das sind die Bestandtheile, aus denen sich das Leben der Gesellschaft, die Gesammtheit ihres geistigen Vermögens zusammensetzt, das der Gesinnungsinhalt, der seinen Ausdruck und seine Wahrzeichen finden mußte. Diese Bestimmung hatte einst der Tempel in Jerusalem, das wahre Paladium der jüdischen Nation; diesem Zweck diente der Tempel des Jupiter Capitolinus in Rom. Später nach dem rathsherrlichen Palast und dem Tempel, so z. s. den Organen der Centralisation und des Fortschritts, kamen andere Arbeiten für allgemeine Zwecke an die Reihe: Brücken, Theater, Schulen, Spitäler, Straßen u. s. f.

Da die Schöpfungen für öffentliche Zwecke ihrem Wesen nach für die gemeinschaftliche, mithin unentgeltliche Benutzung bestimmt sind, so deckt sich die Gesellschaft für ihre Vorschüsse durch die poli-

tischen und moralischen Vortheile, die aus diesen großen Werken entspringen, und dadurch, daß sie der Arbeit ein Unterpfand der Sicherheit gewähren, den Gemüthern aber ein Ideal vorhalten, die Industrie wie die Künste zu einem neuen Aufschwung anfeuern.

Anders aber verhält es sich mit den Gegenständen des häuslichen Verbrauchs, die allein der Kategorie des Austausches im Handel anheimfallen. Diese sind nur unter den Bedingungen der Gegenseitigkeit erzeugbar, welche den Verbrauch derselben, d. h. die unmittelbare und mit einem Vortheil verknüpfte Bezahlung derselben an die Producenten möglich machen. Diese Bedingungen haben wir zur Genüge entwickelt in der Theorie von der Verhältnißmäßigkeit der Werthe, die man eben so gut auch die Theorie der fortschreitenden Verminderung der Herstellungspreise nennen kann.

Ich habe theoretisch und durch Thatsachen den Grundsatz bewiesen, daß jede Arbeit einen Ueberschuß lassen muß; allein obgleich dieser Grundsatz eben so sicher ist als irgend ein Satz der Arithmetik, so fehlt doch noch viel daran, daß er für alle Welt verwirklicht wäre. Während durch die Fortschritte der Gesammtindustrie jeder Arbeitstag des Individuums ein immer größeres Produkt erzielt und, was nothwendig daraus folgt, der Arbeiter bei gleichem Lohn täglich reicher werden müßte, giebt es vielmehr in der Gesellschaft Stände, welche gewinnen, und andere, welche in Dürftigkeit gerathen; Arbeiter, die einen doppelten, dreifachen und hundertfachen Lohn erhalten, und andere, die einen Ausfall erleiden; kurz, es giebt überall Leute, die da genießen, und andere, die da dulden und entbehren, und vermöge einer Mißtheilung der industriellen Befähigungen existiren Individuen, welche nur verbrauchen, ohne zu produciren. Die Vertheilung des Wohlseins folgt allen Bewegungen des Werthes, und wiederholt sie im Elend und im Luxus in erschreckendem Maaßstabe und mit grauenhafter Energie. Ueberall aber ist auch der Fortschritt des Reichthums, d. h. die Verhältnißmäßigkeit der Werthe das herrschende Gesetz; und wenn die Oekonomen den Klagen der socialistischen Partei das fortschreitende Anwachsen des allgemeinen Vermögens und die Erleichterungen der Zustände selbst der unglücklichsten Klassen ent-

gegen halten, so verkünden sie damit, ohne es zu ahnen, eine Wahrheit, die das Verdammmungsurtheil ihrer eigenen Theorien ist.

Denn ich beschwöre die Oekonomen, sich einmal in der Stille ihres Herzens, frei von den Vorurtheilen, durch welche sie sich stören lassen, ohne Rücksicht auf die Aemter, die sie inne haben oder erwarten, auf die Interessen, denen sie dienen, auf die Wählerstimmen, um die sie werben, auf die Auszeichnungen, in denen ihre Eitelkeit sich wiegt, die Frage vorzulegen, ob ihnen bis auf diesen Tag der Grundsatz, daß jede Arbeit einen Ueberschuß gewähren müsse, mit dieser Kette von Vorder- und Folgesätzen erschienen ist, die wir aufgestellt haben, und ob sie unter diesen Worten jemals etwas Anderes verstanden haben als das Recht, durch allerlei Manöver mit Angebot und Begehr wucherlichen Aufwechsel mit den Werthen zu treiben? ob es nicht seine Richtigkeit hat, daß sie einerseits den Fortschritt des Reichthums und Wohlseins und somit das Maaß der Werthe und doch zugleich andererseits die Willkührlichkeit der Handelsgeschäfte und die Unmeßbarkeit der Werthe durch einander, also das allerwidersprechendste behaupten? Ist nicht dieser Widerspruch der Anhalt, kraft dessen man im Kurs und in staatsökonomischen Werken unaufhörlich die absurde Hypothese hört und liest: „Wenn der Preis aller Gegenstände ein doppelter wäre ...?“ Als ob der Preis aller Dinge nicht eben das Verhältniß dieser Dinge wäre und als ob man ein Verhältniß, eine Beziehung, ein Gesetz verdoppeln könnte! Und ist es nicht der eigenthümerische abnorme Brauch, den die Staatsökonomie vertheidigt, auf Grund dessen auf dem Gebiet des Handels, der Industrie, der Künste, des Staats Jeder unter dem Vorwande seiner der Gesellschaft geleisteten Dienste unaufhörlich danach trachtet, seine Bedeutung aufzuspreizen, auf Grund dessen er Belohnungen, Unterstützungen, hohe Pensionen, große Gehalte beansprücht, als wäre nicht die Vergütung jeder Leistung nothwendig bestimmt durch den Betrag ihres Aufwandes (an Kosten oder Kraft*)? Warum verbreiten die Oekonomen nicht mit aller Kraft, die ihnen zu Gebote steht, die so einfache und lichtvolle Wahrheit: Die Arbeit eines Jeden kann nur den Werth erkaufen, den sie in sich enthält, und dieser Werth steht in Verhältnißmäßigkeit mit den Leistungen aller anderen Arbei-

ten, wenn, wie sie zu glauben scheinen, die Arbeit eines Jeden einen Ueberschuß gewähren muß? ...

Hier tritt uns jedoch ein letzter in Erwägung zu ziehender Punkt entgegen, den ich in wenigen Worten darlegen will.

J. B. Say, welcher unter allen Oekonomen am Hartnäckigsten auf der Unbestimmbarkeit des Werthes besteht, ist doch zugleich Derjenige, der sich die meiste Mühe gegeben hat, diesen Grundsatz umzustoßen. Von ihm, wenn ich nicht irre, rührt die Formel her: „Jedes Produkt ist so viel werth, als es kostet," oder, was auf dasselbe hinauskommt: „Produkte werden mit Produkten erkauft." Dieser Satz, der eine Menge von Folgerungen zu Gunsten der Gleichheit enthält, hat von Seiten anderer Oekonomen Widerspruch gefunden. Wir wollen erst das Für und dann das Wider in Bezug auf denselben untersuchen.

Wenn ich sage: Jedes Produkt ist die Produkte werth, die es gekostet hat, so bedeutet dies, daß jedes Produkt eine Kollektiveinheit ist, die unter einer neuen Form eine gewisse Anzahl anderer fertiger Produkte in verschiedenen Quantitäten zusammengruppirt. Woraus folgt, daß die Produkte der menschlichen Industrie vermöge der Verhältnisse der einen zu den andern Gattungen und Arten sind und eine Reihe vom Einfachen zum Zusammengesetzten bilden, je nach der Zahl und der Proportion der Elemente, die, unter einander sämmtlich gleichwerthig (équivalents), jedes Produkt ausmachen (zusammensetzen). Es hat für die Gegenwart wenig zu bedeuten, daß diese Reihe, so wie die Gleichwerthigkeit ihrer Elemente in der Praxis mehr oder minder genau ausgedrückt wird durch das Gleichgewicht der Löhne und der Vermögen: es kommt vor allen Dingen auf das Verhältniß in den Gegenständen, auf das ökonomische Gesetz an. Denn hier wie überall zeugt die Idee anfänglich und unwillkührlich die Thatsache, welche letztere, indem sie nachher vom Gedanken, welcher ihr das Dasein gegeben hat, erkannt wird, sich allmälig regelt und berichtigt und in Gemäßheit ihres Princips bestimmt (definirt). Der freie und konkurrirende Handel ist nichts Anderes als eine langwährende Operation zur Herstellung der Regelmäßigkeit zu dem Zweck, die Verhältnißmäßigkeit der Werthe in die Wirklichkeit herauszufördern, bis daß das bürgerliche Recht dieselbe

bestätige und zur Regel der Zustände der Personen erhebe. Ich sage also, der Grundsatz Say's: Jedes Produkt ist werth, was es kostet, deutet hin auf eine Reihe der menschlichen Produktion, analog den Reihen des Thier- und Pflanzenreichs, und die elementarischen Einheiten dieser Reihe (die Arbeitsquanta eines Tages) werden als gleich gesetzt. So behauptet also die Staatsökonomie gleich bei ihrem Beginn, wenn schon mit einem Widerspruch, was weder Plato noch Rousseau noch überhaupt ein Publicist der alten oder neuen Zeit für möglich gehalten hat: Die Gleichheit der Zustände und Vermögen.

Prometheus ist abwechselnd bald Feldarbeiter bald Winzer, bald Bäcker bald Weber. Welches Gewerbe er auch treiben möge, da er nur für sich selbst arbeitet, so kauft er, was er verbraucht (seine Produkte) mit einer und derselben Münze (seinen Produkten), deren Maaßeinheit nothwendig seine Arbeit je eines Tages ist. Es ist wahr, daß die Arbeit selbst der Veränderung unterworfen ist: Prometheus ist nicht jederzeit gleich aufgelegt, und von einem Augenblick zum andern können sein Eifer, seine Fruchtbarkeit steigen und sinken. Allein auch die Arbeit hat, wie Alles, was Schwankungen unterworfen ist, ihr Mittel und dies berechtigt uns zu sagen, daß im Ganzen genommen die Tagesarbeit die Tagesarbeit bezahlt, nicht mehr und nicht weniger. Es ist allerdings richtig, daß, wenn man die Produkte einer bestimmten Epoche des socialen Lebens mit denen einer andern vergleicht, der hundertmillionste Tag des Menschengeschlechts ein unvergleichlich höheres Resultat geben wird als der erste; allein dabei darf dann auch nicht vergessen werden, daß das Leben des Gesammtwesens eben so wenig als das Leben des Einzelnen zerspalten werden kann, daß, wenn die Tage einander nicht gleichen, sie doch eine unauflösliche Einheit bilden und in der Gesammtheit der Existenz die Plage und die Lust ihnen gemeinsam sind. Wenn daher der Schneider, um den Werth eines Arbeitstages zu vergüten, den Arbeitstag des Webers zehnmal verbraucht, so ist dies, als wenn der Weber zehn Tage seines Lebens für einen Tag des Schneiderlebens gäbe. Genau dies findet statt, wenn ein Bauer einem Notar 12 Franken bezahlt für ein Schreiben, das demselben eine Stunde kostet: und diese Ungleichheit, diese Unbilligkeit im Aus-

tausch ist die mächtigste Ursache der Noth, welche die Socialisten entschleiert haben und welche die Oekonomen leise flüsternd zugeben, indem sie darauf warten, daß der Gebieter ihnen die Erlaubniß zuwinke, sie laut einzugestehen.

Jeder Irrthum in der Tauschjustiz ist eine Aufopferung des Arbeiters, eine Ueberpflanzung des Blutes eines Menschen in den Leib eines Andern. ... Man erschrecke nur nicht: ich bin keineswegs gewillt eine aufreizende Philippika gegen das Eingenthum loszudonnern; es fällt mir dies um so weniger ein, als nach meinen Grundsätzen die Menschheit sich niemals irrt, und indem sie anfänglich eine Bestimmung getroffen über das Eigenthumsrecht, damit nichts Anderes gethan als eins der Principe ihrer zukünftigen Organisation aufgestellt hat. Ist das Uebergewicht des Eigenthums einmal gebrochen, so bleibt weiter Nichts zu thun, als diese vielberufene Antithese zur Einheit zurückzuführen. Alles, was man mir zu Gunsten des Eigenthums einwerfen könnte, weiß ich eben so gut als irgend einer meiner Beurtheiler, von denen ich mir weiter keine Gunst erbitte, als die, daß sie Herz beweisen mögen, wo die Dialektik sie im Stiche läßt. Wie sollten Reichthümer, die nicht die Arbeit zum Maaßstabe hätten, werthbar sein? Und wenn nun die Arbeit die Schöpferin des Reichthums ist, wenn nur die Arbeit das Eigenthum rechtmäßigt, wie soll man dann den Verbrauch des Müßiggängers (rechtfertigend*) erklären? Wie kann ein System der Vertheilung, in welchem das Produkt je nach den Personen bald mehr bald weniger werth ist, als es kostet, ein ehrenwerthes sein?

Die Ideen Say's führten zu einem Ackergesetz hin; deshalb hat sich denn auch die konservative Partei beeifert, gegen dieselben zu protestiren. „Die erste Quelle der Arbeit, hatte Rossi gesagt, ist die Arbeit. Mit der Bekennung dieses großen Grundsatzes hat die industrielle Schule nicht allein ein ökonomisches Princip, sondern das Princip der socialen Thatsachen zur Evidenz gebracht, welches in der Hand eines gewandten Historikers zum sichersten Führer auf den Fährten der Menschheit, auf ihrem Entwickelungsgange und in ihren Einrichtungen auf dem Erdball wird."

Warum hat Rossi diese Worte, die er in sein Lehrbuch aufgenommen, nachher in einer Revue zurücknehmen zu müssen geglaubt

und dadurch unnöthigerweise seine Würde als Philosoph und Oekonom bloßgestellt?

„Man sage, der Reichthum sei Nichts als das Resultat der Arbeit; man behaupte, in allen Fällen sei die Arbeit das Maaß des Werthes, die Reglerin der Preise: dennoch wird man, um den Einwürfen, so gut es eben gehen will, auszuweichen, welche derlei Lehren von allen Seiten hervorrufen, weil sie einestheils unvollständig sind, anderntheils als unbedingt hingestellt werden, ob man nun wolle oder nicht, den Begriff der Arbeit verallgemeinern und an Stelle der Analyse eine vollkommen irrige Synthese setzen müssen."

Es thut mir leid, daß ein Mann wie Rossi mir einen so traurigen Gedanken eingiebt, allein ich konnte mich bei der eben angeführten Stelle wirklich nicht enthalten, auszurufen: Die Wissenschaft und Wahrheit gelten gar Nichts mehr; was man gegenwärtig verehrt, ist der Kaufladen und nächst dem Kaufladen der verzweifelte Konstitutionalismus, welcher denselben vertritt. An wen glaubt sich denn Herr Rossi zu wenden? Will er die Arbeit oder etwas Anderes? Die Analyse oder die Synthese? Oder will er alle diese Dinge auf einmal? Er möge wählen, denn der Schluß wendet sich unvermeidlich gegen ihn.

Ist die Arbeit die Quelle alles Reichthums, ist sie der erste Führer durch die Schöpfungen der Menschen auf dem Erdball, wie soll dann die Gleichheit der Vertheilung, die Gleichheit nach dem Maaße der Arbeit nicht ein Gesetz sein?

Wenn es dagegen Reichthümer giebt, die nicht aus der Arbeit entspringen, wie soll dann der Besitz dieser Reichthümer ein Privilegium sein? Wo bleibt dann die Rechtmäßigkeit des Monopols? Man versuche sie doch nur einmal darzulegen, diese Theorie des Rechts zu verbrauchen, ohne zu produciren, diese Jurisprudenz des Beliebens, diese Religion des Müßigganges, das geheiligte Vorrecht einer Kaste von Erwählten?

Was soll denn nunmehr diese Berufung auf die Analyse der falschen Urtheile der Synthese bedeuten? Diese metaphysischen Stichworte taugen nur dazu, die Tröpfe einzuschulmeistern, die keine Ahnung davon haben, daß derselbe Satz unbeschadet und willkührlich als ein analytischer oder synthetischer gegeben werden kann.

— Die Arbeit ist das Princip des Werthes und die Quelle des Reichthums: Ein analytischer Satz, wie ihn Rossi haben will; denn dieser Satz ist die Zusammenfassung einer Analyse, in der man bewiesen hat, daß der ursprüngliche Begriff der Arbeit und die abgeleiteten Begriffe Produkt, Werth, Kapital, Reichthum u. s. w. identisch sind. Dennoch, sehen wir, verwirft Herr Rossi die Lehre, die aus dieser Analyse hervorspringt. —

Die Arbeit, das Kapital und der Erdboden sind die Quellen des Reichthums: Ein synthetischer Satz, genau wie ihn Herr Rossi nicht haben will. In der That, der Reichthum wird hier gefaßt als ein gemeiner Begriff, der sich in drei unterschiedenen, nicht aber identischen Arten darstelle. Und dennoch ist die also geformelte Lehre die, welcher Herr Rossi den Vorzug giebt. Wünscht Herr Rossi jetzt vielleicht noch, daß wir seine Theorie des analytischen Monopols und unsere eigene der synthetischen Arbeit angeben? Ich kann ihm diese Genugthuung gewähren ... Doch ich würde erröthen, mit einem so ernsten Manne ein derartiges Geschwätz weiter fortzusetzen. Herr Rossi weiß es besser als irgend Einer, daß die Analyse und Synthese an und für sich schlechterdings gar Nichts beweisen, daß es vielmehr, wie Baco sagte, darauf ankommt, zutreffende Vergleiche anzustellen und erschöpfende Aufzählungen zu geben.

Wenn Herr Rossi einmal in den Schwung der Abstraktionen hineingekommen war, warum rief er dann nicht jener Phalanx von Oekonomen, welche die geringsten Worte, die über seine Lippen schlüpfen, mit so hoher Ehrfurcht aufnehmen, zu:

„Das Kapital ist die Materie, der Stoff des Reichthums, wie das edle Metall der Stoff der Münze, wie das Getreide der Stoff des Brotes ist, und wie, wenn man die Reihe bis zum Ende verfolgt, Erde, Wasser, Feuer, Luft die Stoffe aller unserer Produkte sind. Die Arbeit aber und nur die Arbeit ist es, welche der Reihe nach jede diesen Stoffen gegebene Nutzbarkeit schafft, und sie mithin verwandelt in Kapitalien und Reichthümer. Das Kapital ist verwirklichte Arbeit, d. h. verwirklichte Vernunft, verwirklichtes Leben, wie die Thiere und Pflanzen Verwirklichungen der Weltseele sind, wie die Meisterwerke eines Homer, Raphael und Rossini der

Ausdruck ihrer Ideen und Gefühle sind. Der Werth ist das Verhältniß, in welchem alle diese Verwirklichungen der Menschenseele sich das Gleichgewicht halten müssen, um ein harmonisches Ganze hervorzubringen, das als Reichthum für uns das Wohlsein erzeugt, oder vielmehr das Zeichen, nicht der Gegenstand unserer Glückseligkeit ist.

„Der Satz: es giebt kein Werthmaaß, ist unlogisch und widersprechend, was schon aus den Beweggründen hervorgeht, die man zu seinem Fundament zu machen beansprucht hat.

„Der Satz: Die Arbeit ist das Princip der Verhältnißmäßigkeit der Werthe, ist nicht nur wahr, weil er aus einer unwiderleglichen Analyse hervorgeht, sondern ist sogar das Ziel des Fortschrittes, die Bedingung und Form des gesellschaftlichen Wohlseins, der Anfang und das Ende der Staatsökonomie. Aus diesem Satz und seinen Folgesätzen: jedes Produkt ist werth, was es kostet, und: die Produkte werden mit Produkten erkauft, leitet sich das Dogma der Gleichheit der (Lebens-) Zustände ab.

„Die Idee des gesellschaftlich festgestellten Werthes oder der Verhältnißmäßigkeit der Produkte dient ferner zur Erklärung, wie

a) eine mechanische Erfindung, ungeachtet des Privilegiums, das sie zeitweilig schafft, und der Störungen, die sie veranlaßt, zuletzt doch stets eine allgemeine Verbesserung erzeugt;

b) die Entdeckung eines wirthschaftlichen Verfahrens dem Erfinder niemals einen eben so großen Gewinn bringen kann als der Gesellschaft;

c) der Werth jedes Produktes durch eine Reihe von Schwankungen zwischen Angebot und Begehr hindurch unablässig dahin strebt, sich in gleiche Höhe zu setzen mit dem Herstellungspreis und den Bedürnissen des Verbrauchs, und sich somit auf eine bleibende und positive Weise festzustellen;

d) wie die Arbeit, da die Gesammtproduktion unaufhörlich die Masse der verbrauchbaren Gegenstände vermehrt, und mithin der Arbeitstag immer besser und besser bezahlt wird, jedem Producenten einen Ueberschuß gewähren muß;

e) wie die Arbeit, statt mit dem Fortschritte der Industrie abzunehmen, vielmehr unaufhörlich, sowol an Quantität als an Qualität, d. h. an Intensität und Schwierigkeit für alle Industriezweige zunimmt;

f) wie der sociale Werth fortwährend die eingebildeten Werthe ausscheidet, mit andern Worten, wie die Industrie die Vergesellschaftung des Kapitals und des Eigenthums bewerkstelligt;

g) wie endlich die Vertheilung der Produkte, indem sie sich nach Maaßgabe der wechselseitigen Gewährleistung regelt, die durch die Feststellung der Werthe zu Wege gebracht wird, die Gesellschaft hindrängt zur Gleichheit der Lebenszustände und der Vermögen.

„Kurz, da die Theorie der allmäligen Feststellung aller Handelswerthe wesentlich einen unendlichen Fortschritt der Arbeit, des Reichthums und Wohlseins in sich enthält, so ist die gesellschaftliche Bestimmung (destinée) vom ökonomischen Standpunkte uns offenbart, und diese Bestimmung ist: unaufhörlich mit der kleinmöglichsten Summe von Arbeit für jedes Produkt die größtmöglichste Menge und Mannichfaltigkeit von Werthen zu produciren, so daß für jeden Einzelnen die größtmöglichste Summe physischen, moralischen und geistigen Wohlseins, für die Gattung die höchste Vollkommenheit und ein unendlicher Ruhm verwirklicht werden."

Jetzt, da wir nicht ohne Mühe den Sinn der von der Akademie der Moralwissenschaften gestellten Frage nach den Schwankungen des Gewinnes und des Lohnes bestimmt haben, ist es Zeit, den wesentlichen Theil unserer Aufgabe in Angriff zu nehmen. Ueberall, wo die Arbeit nicht vergesellschaftet ist, d. h. überall, wo der Werth sich nicht synthetisch bestimmt hat, da ist der Austausch mit Störungen und Unredlichkeit behaftet, da wird ein Krieg der Listen und Hinterhalte geführt, die Produktion, die Circulation und der Verbrauch behindert; da ist die Arbeit unproduktiv, da fehlt es an Garantien, da haben Beraubung, Mangel an Sammtverbindlichkeit, Noth und Luxus freien Spielraum; gleichzeitig aber wird in solchen Zuständen der Geist der Gesellschaft seine Kräfte aufbieten, um die Gerechtigkeit zu erobern und das beständige Hinstreben zur Association und

Ordnung zur Geltung zu bringen. Die Staatsökonomie ist nichts Anderes als die Geschichte dieses großen Kampfes. Einerseits ist nämlich die Staatsökonomie, in soweit sie die Anomalien des Werthes und die Vorrechte des Egoismus bestätigt und zu verewigen beansprucht, recht eigentlich die Theorie des Unglücks und die Organisation des Elends; in sofern sie aber die Mittel darstellt, welche die Civilisation erfunden, um den Pauperismus zu überwinden, ist sie, obschon diese Mittel beständig zum ausschließlichen Vortheile des Monopols ausgeschlagen sind, die Einleitung zur Organisation des Reichthums.

Es ist daher von Wichtigkeit, das Studium der ökonomischen Thatsachen und Herkömmlichkeiten wieder aufzunehmen, den Geist derselben herauszuziehen und ihre Philosophie zu formeln. Ohne diese Arbeit ist keine Einsicht in den Entwickelungsgang der Gesellschaften zu erlangen, kein Versuch einer Reform möglich zu machen. Der Irrthum des Socialismus ist bisher der gewesen, sich zu einer phantastischen Zukunft aufzuschwingen, und so die religiöse Träumerei zu verewigen, anstatt die Wirklichkeit anzupacken, die ihn erdrückt; wie umgekehrt der Irrthum der Oekonomen darin besteht, in jeder vollendeten Thatsache ein Urtheil der Acht gegen jede Hypothese einer Veränderung zu erblicken.

Ich habe einen andern Begriff von der Staatsökonomie, dieser wahren socialen Wissenschaft. Anstatt auf die gefürchteten Probleme der Organisation der Arbeit und der Vertheilung der Reichthümer mit aprioriſchen Sätzen zu antworten, werde ich vielmehr die Staatsökonomie als die Inhaberin der geheimen Gedanken der Menschheit um Rath fragen, die Thatsachen der Reihe ihrer Entstehung nach reden lassen und ihre Zeugnisse mittheilen, ohne Etwas aus meinen eigenen Gedanken hinzuzuthun. Es wird eine triumphirende und doch zugleich klägliche Geschichte sein, eine Geschichte, in welcher Ideen die Personen, Theorien die Episoden, Formeln die Data sein werden.

Drittes Kapitel.

Die Entwickelungsstufen der Oekonomie [1]).

Erste Epoche: Die Theilung der Arbeit.

Der Grundgedanke, die vorherrschende Kategorie der Staatsökonomie ist der Werth.

Der Werth gelangt zu seiner positiven Bestimmung durch eine Reihe von Schwankungen zwischen Angebot und Begehr.

Demnach setzt sich der Werth nach einander in drei Gestalten: als Nutzwerth, als Tauschwerth und als synthetischer oder socialer Werth, welcher letztere der wahre Werth ist. Die erste Form gebiert kontradiktorisch die zweite, und beide zusammen erzeugen, indem sie einander in gegenseitiger Durchdringung aufheben, die dritte. Somit erscheint der Widerspruch, oder vielmehr der Gegenstreit (antagonisme) der Ideen als der Ausgangspunkt der ganzen ökonomischen Wissenschaft, und man kann auf sie das Wort Tertullians über das Evangelium: credo quia absurdum, parodirend anwenden: In der Oekonomie der Gesellschaften steckt da, wo ein anscheinender Widerspruch liegt, allemal eine verborgene Wahrheit: credo quia contrarium.

---

1) 'Evolutions économiques. Der Inhalt der folgenden Abschnitte wird die etwas freie Uebersetzung gerechtfertigt erscheinen lassen.

Vom Gesichtspunkt der Staatsökonomie aus besteht also der Fortschritt der Gesellschaft darin, unaufhörlich das Problem der Feststellung der Werthe oder der Verhältnißmäßigkeit und Sammtverbindlichkeit der Produkte zu lösen.

Allein während in der Natur die Synthesis der Gegentheile eine gleichzeitige mit ihrer Entgegensetzung ist, scheinen sich in der Gesellschaft die antithetischen Elemente nach langen Zwischenräumen zu erzeugen und erst nach einer langen und tumultuarischen Bewegung zu lösen. So hat man kein Beispiel und kann sich nicht einmal eine Vorstellung machen von einem Thal ohne Höhe, von einer linken ohne eine rechte Seite, von einem Nordpol ohne Südpol, von einem Stab, der nur ein Ende oder nur zwei Enden, aber keine Mitte hätte u. s. f. Der menschliche Körper mit seiner so vollendet antithetischen Zweitheiligkeit wird schon im Augenblick der Empfängniß in einer Ganzheit gebildet; es ist widersinnig, daß er sich stückweise zusammensetze und bilde, wie etwa das Kleidungsstück, das ihn später, seine Formen nachahmend, bedecken soll [1]).

In der Gesellschaft dagegen wie im Geiste gelangt die Idee keineswegs gleichsam mit einem Sprunge zu ihrer Völle, vielmehr trennt so zu sagen ein Abgrund die beiden antinomischen Satzungen, und wenn diese endlich erkannt werden, gewahrt man darum noch nicht, welches ihre Synthese sein werde. Die ursprünglichen Begriffe müssen gleichsam erst befruchtet werden durch lärmende Streitigkeiten und leidenschaftliche Kämpfe: blutige Schlachten werden die Vorläufer des Friedens sein. In diesem Augenblick ist Europa des Krieges und der Polemik müde, und harrt einem versöhnenden Princip entgegen, und dies unbestimmte Gefühl ist es, was die Akademie der Moral- und Staatswissenschaften die Frage stellen ließ: welche allgemeinen Thatsachen regeln die Verhältnisse der

---

1) Ein scharfsinniger Philolog, Paul Ackermann, hat beispielsweise an der französischen Sprache gezeigt, daß jedes Wort einer Sprache sein gegentheiliges Wort oder, wie er sich ausdrückt, sein Antonymum hat, und daß somit der ganze Wortschatz paarweise geordnet werden, und ein großes dualistisches System bilden könnte. (S. Dictionnaire des Antonymes par Paul Ackermann. Paris, Brockhaus et Avenarius 1842.)

Gewinne und Löhne, und bestimmen deren Schwankungen? mit andern Worten, welches sind die zumeist in die Augen springenden Episoden und die bemerkenswerthesten Phasen des Krieges zwischen Arbeit und Kapital?

Wenn ich also beweise, daß die Staatsökonomie mit allen ihren widersprechenden Hypothesen und zweideutigen Schlüssen Nichts ist als eine Organisation des Privilegiums und der Noth, so werde ich dadurch zugleich bewiesen haben, daß sie in sich die Verheißung einer Organisation der Arbeit und der Gleichheit trägt, weil, wie gesagt, jeder systematische Widerspruch die Anzeige einer Vermittelung ist; ja, noch mehr, ich werde damit sogar die Grundlagen zu dieser Vermittelung gelegt haben. Kurz, das System der Widersprüche der Staatsökonomie darstellen, heißt das Fundament zur allgemeinen Association legen, und wenn man sagt, wie die Produkte des Gesammtwerks aus der Gesellschaft hervorgegangen sind, so erklärt man damit zugleich, wie es möglich sein wird, sie zu ihr zurückkehren zu lassen. Wenn man die Entstehungsgeschichte der Probleme der Produktion und Vertheilung darlegt, so hat man dadurch zugleich ihre Lösung vorbereitet. Alle diese Sätze besagen dasselbe, und sind in gleichem Grade evident.

§. 1.

Widerstreitige Wirkungen des Princips der Theilung.

Alle Menschen sind gleich in der ursprünglichen Gemeinschaft, gleich an Nacktheit und Unwissenheit, gleich an unbestimmtem Vermögen ihrer Fähigkeiten. Die Oekonomen ziehen gewöhnlich nur die erste Seite in Betracht, und vernachlässigen oder verkennen die zweite gänzlich. Allein nach der Ansicht der tiefsinnigsten Philosophen der neueren Zeit, eines La Rochefoucauld, Helvetius, Kant, Fichte, Hegel, Jacotot, unterscheidet sich die Vernunft in den Individuen nur vermöge der qualitativen Bestimmtheit, welche die Besonderheit oder eigenthümliche Befähigung eines Jeden ausmacht, während sie in dem, was ihr Wesentliches ist, in der Urtheilskraft, quantitativ bei Allen gleich ist. Hieraus folgt, daß bald Etwas früher, bald Etwas später, je nach der Gunst der Umstände, der

allgemeine Fortschritt alle Menschen von der ursprünglichen und negativen Gleichheit zur positiven Gleichwerthigkeit der Talente und Kenntnisse führen muß.

Ich lege Bedeutung auf diesen werthvollen Satz der Psychologie, dessen nothwendige Folge die ist, daß die Hierarchie der Befähigten fortan nicht als Grundsatz und Gesetz der Organisation darf zugegeben werden. Nur die Gleichheit ist unsere Regel, wie sie auch unser Ideal ist. Gleichermaaßen also, wie die Gleichheit des Elends, wie wir es durch die Theorie des Werthes bewiesen haben, sich fortschreitend verwandeln muß in die Gleichheit des Wohlseins, muß auch die Gleichheit der Seelen, die beim Ausgangspunkte nur negativ ist, weil sie nur Leerheit ist, sich als eine positive wiedererzeugen auf der letzten Stufe der Erziehung der Menschheit. Die geistige Bewegung geht gleichlaufend neben der ökonomischen her: sie sind je eine der Ausdruck, die Uebersetzung der andern; die Psychologie und die Oekonomie stehen in Uebereinstimmung oder, besser gesagt, sie enthalten eine und dieselbe Geschichte, nur von einem verschiedenen Gesichtspunkt. Dies stellt sich vorzugsweise deutlich heraus in dem großen Gesetze Smiths, der Theilung der Arbeit.

In ihrem Wesen betrachtet ist die Theilung der Arbeit die Weise, in welcher sich die Gleichheit der Zustände und der Einsicht verwirklicht. Sie eben giebt vermöge der Verschiedenheit der Verrichtungen Anlaß zu der Verhältnißmäßigkeit der Produkte und zum Gleichgewicht iiu Austausch, wie sie uns denn auch, indem sie uns überall in der Kunst und Natur die Unendlichkeit aufdeckt, dahin führt, daß wir all unser Schaffen idealisiren, und den Geist zum Schöpfer macht, d. h. zur Gottheit selbst — mentem diviniorem — die bei allen Arbeitern immanent und fühlbar ist.

Die Theilung der Arbeit ist also die erste Phase der ökonomischen Entfaltung sowol, als des geistigen Fortschritts: unser Ausgangspunkt ist wahr in Bezug auf den Menschen sowol, als auf die Dinge, und der Gang unserer Darstellung hat somit nichts Willkührliches.

Allein in der feierlichen Stunde der Theilung der Arbeit beginnt auch der Sturm dahinzuwehen durch die Menschheit. Der Fortschritt

vollzieht sich nicht für [Alle auf gleiche und übereinstimmende Art, obgleich er letztlich ein jegliches vernunftbegabte und arbeitende Geschöpf erreichen und verklärend umwandeln (transfigurer) muß. Zuerst ergreift er eine kleine Zahl von Begünstigten, welche so den edeln Kern der Nationen bilden, während die Masse in Barbarei beharrt oder gar noch tiefer in sie versinkt. Dieses Ansehen der Person von Seiten des Fortschritts ist es, was so lange dem Glauben an eine naturbedingte und von der Vorsehung beabsichtigte Ungleichheit der Zustände Nahrung gewährt, die Kasten erzeugt und den Gesellschaften hierarchische Verfassungen gegeben hat. Man begriff nicht, daß jede Ungleichheit, da sie Nichts ist als eine Negation, in sich das Zeichen ihrer Unrechtmäßigkeit und die Andeutung ihres Sturzes trägt: um so weniger konnte man sich vorstellen, daß eben diese Ungleichheit zufällig aus einer Ursache hervorgehe, deren fernere Wirkung dieselbe gänzlich verbannen müsse.

Indem sich so die Antinomie des Werthes wiedererzeugt in dem Gesetz der Theilung, ergiebt es sich, daß das erste und mächtigste Werkzeug des Wissens und des Reichthums, das die Vorsehung in unsere Hand gelegt hat, für uns zu einem Werkzeuge der Noth und Dummheit geworden ist. Folgendes ist die Formel dieses neuen widerstreitigen Gesetzes, welchem wir die beiden ältesten Krankheiten der Civilisation verdanken, die Aristokratie und das Proletariat. Indem sich die Arbeit theilt nach dem ihr eigenthümlichen Gesetze, welches die erste Bedingung ihrer Fruchtbarkeit ist, gelangt sie zur Negation ihrer Grenzen und zerstört sich selbst. Mit anderen Worten: Die Theilung der Arbeit, ohne welche kein Fortschritt, kein Reichthum, keine Gleichheit möglich ist, bringt den Arbeiter in eine untergeordnete Stellung, und macht die Einsicht unnütz, den Reichthum schädlich, die Gleichheit unmöglich.

Seit A. Smith haben alle Oekonomen die Vortheile und Nachtheile des Gesetzes der Theilung angegeben, dabei aber weit mehr die ersteren als die letzteren hervorgehoben, weil das ihrem Optimismus förderlicher war; auch hat keiner derselben sich jemals

die Frage vorgelegt, was wol die Nachtheile eines Gesetzes sein könnten. J. B. Say faßt die Frage folgendermaaßen:

„Ein Mensch, der sein ganzes Leben lang nur eine und dieselbe Verrichtung ausübt, bringt es unfehlbar dahin, dieselbe besser und schneller auszuführen als ein Anderer, zugleich aber wird er weniger fähig zu jeder anderen, sowol körperlichen als geistigen Beschäftigung. Seine anderen Fähigkeiten verschwinden, und es geht daraus eine Entartung des Menschen hervor, insofern man ihn als Individuum in Betracht zieht. Es ist ein trauriges Bewußtsein, wenn man sich sagen muß, daß man immer nur den achtzehnten Theil einer Stecknadel gemacht hat. Auch bilde man sich nicht ein, daß nur bei dem Arbeiter, der sein Leben lang eine Feile oder einen Hammer führt, die Würde seiner Natur ausarte. Nein, es ist auch mit Demjenigen der Fall, der vermöge seines Gewerbes die Fähigkeiten ausübt, welche mit seinem Geiste am Wenigsten zu schaffen haben . . . Kurz, man kann sagen, daß die Trennung der Arbeiten eine geschickte Anwendung der Menschenkräfte ist, daß sie die Produkte der Gesellschaft erstaunlich mehrt, zugleich aber die Fähigkeit jedes Einzelnen etwas vermindert."

Was also ist nächst der Arbeit die erste Ursache der Vermehrung der Reichthümer und der Geschicklichkeit der Arbeiter? Die Theilung der Arbeit.

Welches ist die erste Ursache der Abschwächung des Geistes und, wie wir sogleich beweisen werden, des Elends der Civilisation? Die Theilung der Arbeit.

Wie kann ein und dasselbe Princip, wenn man es in seinen Konsequenzen streng verfolgt, zu Wirkungen führen, die einander schnurstracks entgegengesetzt sind? Kein Oekonom weder vor noch nach A. Smith hat es auch nur bemerkt, das hier ein Problem aufzuklären ist. Say geht so weit, daß er zugiebt, daß in der Theilung der Arbeit dieselbe Ursache, die das Gute hervorbringt, auch das Uebel erzeugt. Dann spricht er einige Worte des Bedauerns aus über die Opfer der Trennungen der Industriezweige und läßt uns dabei stehen, zufrieden eine unparteiische und getreue Darstellung gegeben zu haben. „Ihr müßt wissen," scheint er zu sagen, „daß, je mehr man die Verrichtungen theilt, man die

produktive Macht der Arbeit desto mehr steigert, daß aber zugleich die Arbeit, je mehr sie zum bloßen Mechanismus herabsinkt, den Geist abstumpft.

Vergebens ist die Entrüstung über eine Theorie, welche eben durch die Arbeit eine Aristokratie der Befähigten erschafft, und so unausweichlich zur politischen Ungleichheit führt. Vergebens erklärt man im Namen der Demokratie und des Fortschritts, daß es in der Zukunft weder Adel noch Bürgerthum noch Parias geben solle. Der Oekonom antwortet mit der Ungerührtheit des Schicksals: Ihr seid verurtheilt viel zu produciren und billig zu produciren; sonst wird eure Industrie stets siechen, euer Handel bedeutungslos bleiben, ihr selbst aber Nachzügler im Schweife der Civilisation sein, anstatt sie anzuführen. — Wie? unter uns, den großherzigen Menschen sollte es solche geben, die zur Verdumpfung bestimmt wären, und je vollkommner unsere Industrie würde, desto größer sollte die Anzahl unserer verdammten Brüder werden? . . . Ach, . . . das ist des Oekonomen letztes Wort!

Man kann in der Theilung der Arbeit als einer allgemeinen Thatsache und Ursache alle Kennzeichen eines Gesetzes nicht verkennen. Da aber dies Gesetz zwei Reihen von Grund aus entgegengesetzter Thatsachen beherrscht, die einander vernichtend aufheben, so muß man auch eingestehen, daß dies Gesetz eine Art von unbekannter Größe wie in den exakten Wissenschaften ist; daß es, seltsam genug, ein kontradiktorisches, ein Gegengesetz, eine Antinomie ist. Setzen wir in Form eines vorgreifenden Urtheils hinzu, daß dies der bezeichnende, aus der Philosophie entspringende Zug jeder Oekonomie der Gesellschaften ist.

Ohne eine Wiederzusammensetzung der Arbeit, welche die Nachtheile der Theilung aufhebt und doch ihre nützlichen Wirkungen erhält, wäre der dem Princip innehaftende Widerspruch unheilbar. Es muß, gemäß dem Wort der jüdischen Priester, die sich zum Tode des Heilands verschworen, es muß der Arme zu Grunde gehen, um das Vermögen des Eigenthümers zu sichern; expedit unum hominem pro populo mori. Ich werde die Nothwendigkeit dieses Urtheils beweisen. Wenn nachher dem Theilarbeiter noch ein Schimmer von

Einsicht übrig bleibt, mag er sich trösten mit dem Gedanken, daß er stirbt nach den Regeln der Staatsökonomie.

Die Arbeit, welche dem Bewußtsein einen Aufschwung geben und es mehr und mehr des Glückes würdig machen sollte, verkleinert, indem sie durch die theilende Zersplitterung eine Schwächung des Geistes herbeiführt, den Menschen an seinem edelsten Theile, minorat capitis, und stößt ihn in die Thierheit zurück. Von diesem Augenblick an arbeitet der gefallene Mensch wie ein Vieh, und muß folglich auch wie ein Vieh behandelt werden. Diesen Urtheilsspruch der Natur und der Nothwendigkeit wird die Gesellschaft zum Vollzug bringen.

Die erste Wirkung der Theilbarkeit nächst der Verkümmerung der Seele ist die Verlängerung des Arbeitstages, der in umgekehrtem Verhältniß zu der aufgewendeten Summe von Intelligenz wächst. Das Produkt werthet nach Maaßgabe der Quantität und Qualität. Wenn daher durch irgend eine Wendung der Industrie die Arbeit in einer dieser Beziehungen weicht, so muß dies in der anderen ausgeglichen werden. Die Dauer des Arbeitstages kann aber sechzehn, höchstens achtzehn Stunden nicht übersteigen. Sobald daher die Ausgleichung vermittelst der Zeit nicht zu erreichen ist, hält sie sich an den Preis, und der Arbeitslohn wird vermindert. Nicht deswegen tritt dies Sinken ein, weil, wie man sich lächerlicher Weise ausgesonnen, der Werth seinem Wesen nach willkührlich sein soll, sondern gerade weil er wesentlich bestimmbar ist. Es ist ziemlich gleichgültig, daß der Kampf zwischen Angebot und Begehr sich bald zu Gunsten des Herrn, bald zu Gunsten des Löhners bestimmt. Solche Schwankungen können nach den bekannten und hundertmal gewürdigten zufälligen Umständen eine verschiedene Schwingungsweite haben. Das aber steht fest, und darauf kommt es uns hier einzig an, daß das allgemeine Bewußtsein die Arbeit eines Oberaufsehers und die Hanthierung etwa eines Packknechts nicht gleich hoch veranschlagt. Der Abzug am Preis der Tagesarbeit ist also nothwendig. Nachdem also der Arbeiter durch eine erniedrigende Beschäftigung an seiner Seele gekränkt ist, kann er auch dem Schicksal nicht entgehen, durch die Geringfügigkeit seiner Bezahlung an seinem Leibe beeinträchtigt zu werden. Es ist dies die buchstäbliche

Anwendung der Stelle aus dem Evangelium: Wer wenig hat, dem will ich noch das Wenige nehmen.

Es liegt im ökonomischen Geschehen eine mitleidslose kalte Vernunft, die sich lachend hinwegsetzt über Religion und Billigkeit wie über die Lehrsätze der Politik, und die den Menschen glücklich oder unglücklich macht, je nachdem er den Vorschriften der Bestimmung gehorcht oder sich ihnen entzieht. Gewiß, wir sind weit, weit hinaus über jene christliche Liebe, für die sich jetzt so viele ehrenwerthe Schriftsteller begeistern, und die ins Herz des Bürgerthums eindringend sich bemüht, die Strenge des Gesetzes durch eine Menge frommer Stiftungen zu mildern. Die Staatsökonomie kennt nur die Gerechtigkeit, die unerbittlich und verschlossen ist wie der Beutel des Geizhalses. Eben weil die Staatsökonomie die Wirkung der gesellschaftlichen Unwillkürlichkeit und der Ausdruck des göttlichen Willens ist, konnte ich sagen, Gott ist der Widersacher des Menschen und die Vorsehung hegt Menschenhaß. Mit dem Gewicht unseres Blutes, mit dem Maaß unserer Thränen läßt Gott uns jede Lehre bezahlen, und um das Uebel vollzumachen, verfahren wir in unseren Beziehungen zu unseren Nebenmenschen ganz eben so. Wo bleibt also die Liebe des himmlischen Vaters zu seinen Kreaturen, wo bleibt die Bruderliebe des Menschen?

Kann es denn anders sein? sagen die Theisten. Wenn der Mensch fällt, so bleibt das Thier: wie sollte der Schöpfer in ihm sein Ebenbild erkennen? Und was ist einfacher, als daß er ihn dann behandelt wie ein Lastthier? Die Prüfung wird aber nicht ewig dauern, und früher oder später wird sich die Arbeit, nachdem sie sich vereinzelt, wieder zu einem Ganzen fügen.

Das ist das gewöhnliche Verfahren aller Derer, welche Rechtfertigungen für die Vorsehung suchen, meistens aber damit weiter Nichts erreichen, als daß sie dem Atheismus neue Waffen in die Hand liefern. Danach hätte uns also Gott sechs Jahrtausende hindurch eine Idee mißgönnt, welche im Stande gewesen wäre, Millionen von Opfern zu retten: die besondernde und doch zugleich wieder synthetische Theilung der Arbeit! Statt dessen hätte er uns durch seine Diener Moses, Buddha, Zoroaster, Mahomet und so weiter die einfältigen Satzungen gegeben, die eine Schmach für

unsere Vernunft sind, und um derentwillen mehr Menschen, als sie Buchstaben enthalten, hingewürgt wurden! Ja, noch weit mehr. Wenn man der ursprünglichen Offenbarung glauben sollte, so wäre die Socialökonomie jene verfluchte Erkenntniß, jene Frucht des Gott allein vorbehaltenen Baums, die dem Menschen verboten war! Wozu die religiöse Verfluchung der Arbeit, wenn, wie es die ökonomische Wissenschaft bereits entdeckt, wenn die Arbeit die Mutter der Liebe und das Werkzeug des Glückes ist? Wozu jene Eifersucht auf unser Vorschreiten? Wenn aber, wie es jetzt so ziemlich den Anschein gewinnen will, unser Fortschritt von uns allein abhängt, wozu frommt es dann, das Phantom der Gottheit anzubeten, und was soll uns dann die lärmende Rotte von Inspirirten, die uns verfolgen mit ihren Predigten? Ihr Alle, Christen, Protestanten und Orthodoxe, Neuoffenbarer, Charlatane und Gefoppte, vernehmet den ersten Vers der humoristischen Hymne auf die Barmherzigkeit Gottes: „Je vollständiger das Princip der getheilten Arbeit zur Anwendung kommt, desto schwächer, beschränkter und abhängiger wird der Arbeiter. Die Kunst macht Fortschritte, der Künstler kommt zurück!“ (Tocqueville, de la Démocratie en Amérique.)

Hüten wir uns daher, unseren Schlüssen vorzugreifen und mit unserm Urtheil der letzten Offenbarung der Erfahrung vorauszueilen. Gott scheint uns für jetzt mehr günstig als feindlich. Begnügen wir uns damit, die Thatsache darzuthun.

Wie also die Staatsökonomie uns bei ihrem Ausgangspunkte das geheimnißvolle und düstere Wort zurief: „Je mehr die Production der Nützlichkeit zunimmt, desto mehr nimmt die Verkäuflichkeit ab,“ eben so ruft sie uns jetzt, auf ihrer ersten Station angelangt, mit furchtbarer Stimme zu: „Je weiter die Kunst vorschreitet, desto weiter kommt der Künstler zurück.“

Zu besserer Befestigung der Ideen führe ich einige Beispiele an.

Welche Lohnarbeiter sind in der ganzen Matallurgie die am Wenigsten industriellen? Gerade die sogenannten Mechaniker [1]).

---

1) Mecanicien hat im Franz. eine viel weitere Bedeutung als unser „Mechaniker.“ Anmerk. d. Uebers.

Seitdem das Werkzeugwesen so bewundernswürdig vervollkommnet ist, ist ein Mechaniker weiter Nichts mehr, als Einer, der eine Feile zu führen oder ein Stück dem Metallhobel hinzuhalten versteht: die eigentliche Mechanik ist Sache der Ingenieurs und Oberaufseher. Ein Hufschmidt auf dem Lande vereinigt zuweilen in sich, bloß vermöge der Nothwendigkeit seiner Stellung, die verschiedenen Talente eines Schlossers, eines Klempners, Schwertfegers, Mechanikers, Wagners und Thierarztes, und in der Welt der schönen Geister würde man erstaunen über die Wissenschaft, die unter dem Hammer dieses Mannes steckt, welchem das stets spottlustige Volk den Spitznamen „Meister Eisenbrand“ (brûle-fer) zu geben pflegt. Ein Arbeiter von Creusot, der zehn Jahre hindurch die großartigsten und feinsten Leistungen seines Gewerbes vor Augen gehabt, ist, sobald er seine Werft verläßt, ein Mensch, der nicht die mindeste Verrichtung versteht, und nicht im Stande ist, sich seinen Unterhalt zu verdienen. Die Unfähigkeit des Arbeiters steht in geradem Verhältniß mit der Vollkommenheit des Gewerbes, und dies ist in allen Gewerbszweigen eben so wahr wie in der Metallurgie.

Der Lohn der sogenannten Mechaniker ist bis jetzt ziemlich hoch geblieben. Aber er muß unvermeidlich eines Tages sinken, da die Gewöhnlichkeit der Arbeit denselben nicht aushalten kann.

Ich habe ein mechanisches Handwerk angeführt; hier noch ein Beispiel aus einem freien Gewerbszweige.

Hätten wol Guttenberg und seine erfinderischen Gesellen Faust und Schöffer jemals geglaubt, daß durch die Theilung der Arbeit ihre erhabene Erfindung der Unwissenheit, ich möchte fast sagen dem Blödsinn anheimfallen würde? Es giebt wenig Menschen, die so schwach an Einsicht, so wenig gebildet wären, als die Masse der Arbeiter, die mit den verschiedenen Theilen der Typographie zu thun haben, Setzer, Drucker, Schriftgießer, Buchbinder und Papparbeiter. Der Buchdrucker, wie man ihn noch in den Zeiten der Stephane fand, ist beinahe zu einer Mythe geworden. Daß man auch Frauen zu Setzern genommen, hat dieser edeln Industrie einen Stoß ins Herz gegeben und sie vollends erniedrigt. Ich habe selbst eine Setzerin gesehen, die nicht lesen konnte und die Buchstaben nur ihrer Form nach kannte; und sie war gerade eine der besten. Die

ganze Kunst hat sich zu den Faktoren und Korrektoren, bescheidenen Gelehrten, welche der Uebermuth der Schriftsteller und Druckherren noch mehr demüthigt, und einigen wirklich künstlerisch gesinnten Arbeitern zurückgezogen. Kurz, die Presse ist in reinen Mechanismus verfallen, und steht mit ihrem Personal nicht mehr in gleicher Höhe mit der Civilisation: bald wird von ihr Nichts übrig bleiben, als ihr Denkmal.

Ich höre, daß die Buchdrucker in Paris dahin streben, sich durch Association aus ihrem Verfall zu erheben. Möchten ihre Anstrengungen sich nicht in eitlem Empirismus erschöpfen oder sich in unfruchtbare Utopien verirren!

Nach der Privatindustrie wollen wir die Verwaltung ins Auge fassen.

Im Staatsdienst sind die Wirkungen der getheilten Arbeit nicht minder erschreckend und intensiv. In allen Zweigen der Verwaltung wird der Gehalt der großen Masse der Angestellten immer geringer, je mehr sich ihr Fach vervollkommnet. — Ein Briefträger erhält 400 bis 600 Franken jährlichen Gehalt. Davon zieht ihm der Staat ungefähr ein Zehntel für die Pension ab. Wenn er dreißig Jahre gedient hat, so beträgt die Pension oder vielmehr die Rückzahlung der Abzüge 300 Fr. jährlich. Wenn der Inhaber dieselben einem Stift abtritt, erhält er dafür das Recht auf Bett, Kost und Wäsche. Mir blutet das Herz, indem ich es sage, aber ich finde, daß der Staat noch großmüthig ist. Wie viel soll denn ein Mann bekommen, dessen ganzes Amt darin besteht, zu gehen? Der ewige Jude erhält nach der Legende nur fünf Kreuzer, die Briefträger zwanzig bis dreißig (den Tag), freilich sind die meisten Familienväter. Der Theil des Dienstes, der die geistigen Fähigkeiten in Anspruch nimmt, ist den Direktoren und Sekretären vorbehalten: diese werden besser bezahlt, sie verrichten menschliche Arbeiten.

Allerwegen also, im Staatsdienst wie in der freien Industrie, sind die Verhältnisse in der Weise geordnet, daß neun Zehntel der Arbeiter dem anderen Zehntel als Lastthiere dienen. Das ist die unvermeidliche Wirkung des industriellen Fortschritts und die unerläßliche Bedingung allen Reichthums. Es ist von Wichtigkeit, sich von dieser Grundwahrheit Rechenschaft zu geben, bevor man zum

Volke von Gleichheit, Freiheit, von demokratischen Institutionen und anderen Nirgendheims spricht, deren Verwirklichung zuvor eine vollständige Revolution in den Verhältnissen der Arbeiter erheischt.

Die merkwürdigste Wirkung der Theilung der Arbeit ist der Verfall der Literatur.

Im Mittelalter und im Alterthum war der Literat eine Art encyklopädischer Gelehrter, als Nachfolger der Minnesänger und Poeten, ein Mann, der Alles wußte und Alles konnte. Die Literatur war die hohe Hand, welche die Gesellschaft meisterte; die Könige buhlten um die Gunst der Schriftsteller oder rächten sich für ihre Verachtung, indem sie die Bücher sammt den Verfassern verbrannten. Auch das war noch eine Anerkennung der literarischen Souveränität.

Heutzutage ist man Industrieller, Advokat, Arzt, Banquier, Kaufmann, Professor, Ingenieur, Bibliothekar u. s. w., aber nicht mehr ein homo literatus. Oder vielmehr, wer sich zn einer irgend bemerkenswerthen Stufe seines Gewerbes erhoben hat, ist dadurch allein schon nothwendig schriftstellerisch gebildet: die Literatur ist wie das Baccalaureat ein wesentlicher Theil eines jeden Geschäfts geworden. Der Literat im eigentlichen Sinn des Worts ist der Publicist, eine Art von Handlungsdiener, der, in Jedermanns Solde stehend, Phrasen feil hält, und dessen bekannteste Species der Journalist ist.

Es war eine seltsame Idee, die vor vier Jahren in den Kammern auftauchte, ein Gesetz über das literarische Eigenthum zu entwerfen! als ginge einst die allgemeine Richtung dahin, daß die Idee mehr und mehr Alles, der Styl gar Nichts wird. Es ist Gottlob um die parlamentarische Beredtsamkeit eben so geschehen, wie um die epische Poesie und die Mythologie. Das Theater zieht nur selten die Geschäftsleute und die Gelehrten an, und während die Kenner sich wundern über den Verfall der Kunst, sieht der philosophische Beobachter darin weiter Nichts als den Fortschritt der mannbaren Vernunft, der diese schwierigen Lappalien mehr unbehaglich als ergötzlich sind. Das Interesse des Romans erhält sich nur in so weit, als er sich der Wirklichkeit nähert; die Geschichte wird zur Anthropologie; kurz, überall wird die Kunst der Wohlredenheit zur untergeordneten Hülfsmacht der Idee und des Thatsächlichen. Der

Kultus der Rede, der für die ungeduldigen Geister zu sehr ins Kraut wächst und zu langsam ist, wird vernachlässigt, und die Künste desselben verloren von Tage zu Tage mehr an ihrer verführenden Macht. Die Sprache des neunzehnten Jahrhunderts besteht aus Thatsachen und Zahlen, und Der ist unter uns der Beredteste, der mit den wenigsten Worten das Meiste auszudrücken weiß. Wer diese Sprache nicht zu reden versteht, wird ohne Barmherzigkeit in die Klasse der Phrasendrechsler verbannt, und man sagt von ihm, er habe keine Ideen.

In einer entstehenden Gesellschaft eilt die sprachliche Bildung der philosopischen und industriellen Entwickelung nothwendig voraus, und dient diesen beiden lange Zeit zu ihrem Ausdruck. Aber es kommt der Tag, wo der Gedanke die Sprache überholt, und wo mithin die der Literatur zugestandene hervorragende Stellung der Gesellschaft ein sicheres Zeichen des Verfalls wird. Die Sprache ist für jedes Volk der gesammelte Inbegriff seiner angebornen Ideen, die Encyklopädie, welche ihm Anfangs die Vorsehung offenbart, das Feld, welches seine Vernunft anbauen muß, bevor es die Natur selbst durch Beobachtung und Versuche unmittelbar in Angriff nimmt. Sobald nun eine Nation, nachdem sie die in ihrem Wortschatz enthaltene Wissenschaft erschöpft hat, anstatt ihre Ausbildung durch eine höhere Philosophie fortzusetzen, anfängt ihr Spiel zu treiben mit Periodengeklingel und Reimgekünstel, so kann man auch kühn behaupten, daß eine solche Gesellschaft verloren ist. Alles wird bei ihr spitzfindig, kleinlich und unächt; es gelingt ihr nicht einmal die Sprache, in die sie so vernarrt ist, in ihrem Glanze zu erhalten, und statt den Weg der genialen Männer der Uebergangszeiten, den Weg eines Tacitus, Thucydides, Macchiavell und Montesquieu einzuschlagen, wird man sie in unwiderstehlichem Falle von der Majestät eines Cicero zu den Spitzfindigkeiten eines Seneka, zu den Antithesen des heiligen Augustin, zu den Wortwitzen des heiligen Bernhard herabsinken sehen.

Man gebe sich also keinen Illusionen hin. Sobald der Geist, der Anfangs ganz im Worte aufgeht, sich zur Erfahrung und zur Arbeit hinwendet, ist der eigentliche Literat weiter Nichts mehr als die hinfällige siechе Personifikation der geringsten unserer Fähigkeiten,

und die Literatur, der Ausschuß der intelligenten Industrie, findet nur noch Absatz bei den Müßiggängern, denen sie die Langeweile vertreibt, bei den Proletariern, denen sie Blendwerk vormacht, den Gauklern, die lauernd nach dem Besitz der Gewalt trachten, und den Marktschreiern, die sich im Besitz derselben vertheidigen, bei den Draklern des göttlichen Rechts, die das Sinaisprachrohr vor den Mund nehmen, und den Fanatikern der Volkssouveränität, deren sparsame Organe ihren tribunischen Wortschwall einstweilen auf Gräbern versuchen müssen, bis sie ihn einst von der hohen Rostra herabregnen lassen, und die dem Publikum weiter Nichts aufzutischen wissen als Parodieen eines Gracchus und Demosthenes.

Alle Gewalten der Gesellschaft stimmen also darin überein, die Stellung des Einzelarbeiters fort und fort herunterzubringen, und die Erfahrung, welche die Theorie überall bestätigt, beweist, daß dieser Arbeiter von Mutterleibe an zum Unglück verdammt ist, ohne daß eine politische Reform, eine Association der Interessen oder eine Anstrengung der öffentlichen Mildthätigkeit oder der Belehrung im Stande ist, ihm zu helfen. Die verschiedenen Specifika, welche man in jüngster Zeit ersonnen hat, vermögen diese Wunde keineswegs zu heilen, sondern helfen sie nur noch mehr entzünden und verschlimmern. Alles was man darüber geschrieben hat, ist nur eine klare Bestätigung des fehlerhaften Zirkels der Staatsökonomie.

Eben dies wollen wir in wenig Worten beweisen.

§. 2.

Die Ohnmacht der Pallialvmittel. — Blanqui, Chevalier, Dunoyer, Rossi und Passy.

Alle Mittel, die man gegen die traurige Wirkung der Zertheilung der Arbeit vorgeschlagen hat, kommen auf zwei hinaus, die eigentlich auch nur eines sind, sofern das erste nur die Umkehrung des zweiten ist: sittliche Hebung des Arbeiters durch Vermehrung seines Wohlseins und seiner Würde; — oder weitausholende Vorbereitung seiner Emancipation und seines Glücks durch Belehrung.

Wir wollen diese beiden Systeme eins nach dem anderen untersuchen. Der Vertreter des ersteren ist Herr Blanqui, der des zweiten Herr Chevalier.

Herr Blanqui ist der Mann der Association und des Fortschritts, der Schriftsteller von demokratischer Tendenz, der Professor, dem die Sympathieen des Proletariats zu Theil geworden sind. In seiner Eröffnungsrede für das Jahr 1845 hat er als Mittel zum Heil die Association der Arbeit und des Kapitals, die Theilnahme des Arbeiters am Gewinn, kurz einen Anfang industrieller Sammtverbindlichkeit verkündigt. „Unser Jahrhundert," rief er aus, „muß den Kollektivproducenten entstehen sehen." — Herr Blanqui vergißt ganz, daß der Kollektivproducent eben so wie der Kollektivkonsument längst geboren ist, und daß die Frage nicht mehr in das Fach der Geburtshülfe, sondern in das der Heilkunst einschlägt. Das muß erzielt werden, daß das Blut, welches die Gesammtverdauung erzeugt, statt nur nach dem Kopf in den Bauch und die Brust zu strömen, auch nach den Armen und Beinen hinfließt. Ueberdieß weiß ich nicht, welche Mittel Herr Blanqui anzuwenden gedenkt, um seinen großmüthigen Gedanken zu verwirklichen; ob er die Bildung von Nationalwerkstätten oder Staatskommanditen oder die Expropriation der Unternehmer, und ihre Ersetzung durch Arbeitsgesellschaften eingeführt wünscht, oder aber ob er sich damit begnügen wird, den Arbeitern die Sparkasse zu empfehlen, in welchem Fall ihre Theilnahme am Gewinn auf den St. Nimmerstag vertagt werden könnte.

Wie dem auch sein möge, die Idee des Herrn Blanqui kommt hinaus auf eine Vermehrung des Lohns, die er den Arbeitern zuerkennt, und die auf ihrem Recht als Mitassociirte oder doch Mitbetheiligte beruhen soll. Es fragt sich, was würde dem Arbeiter seine Theilnahme am Gewinn einbringen?

Eine Spinnerei von 15,000 Spindeln, die 300 Arbeiter beschäftigt, wirft im Laufe des Jahres noch lange nicht 20,000 Franken Gewinn ab. Von einem Industriellen aus Mühlhausen habe ich gehört, daß die Webereien im Elsaß im Allgemeinen unter Pari bleiben, und daß diese Industrie schon nicht mehr eine Art und Weise ist, durch die Arbeit, sondern nur eine, durch Agio Geld zu gewinnen. Zu verkaufen, zu rechter Zeit und theuer zu verkaufen, das ist's, worauf Alles ankommt. Die Fabrikation ist nur noch ein Mittel, eine Verkaufsoperation vorzubereiten. Wenn

ich daher einen mittleren Gewinn von 20,000 Fr. auf eine Werkstatt von 300 Personen annehme, so bleibe ich, da mein Argument ein allgemeines ist, fast um 20,000 Fr. hinter der Wahrheit zurück. Indeß wir wollen diese Zahl gelten lassen. Vertheilen wir die 20,000 Fr. als den Gewinn der Fabrik auf 300 Personen und 300 Arbeitstage, so erhalten wir für Jeden eine Lohnerhöhung von 22 Centimen und 2 Tausenteln (Fr.), also für die tägliche Ausgabe einen Zuschuß von 18 Cent., gerade genug zu einem Stück Brot. Ist das der Mühe werth, die Unternehmer zu expropriiren und das öffentliche Vermögen aufs Spiel zu setzen, um Anlagen zu machen, die um so gebrechlicher sein würden, weil, wenn das Eigenthum in äußerst kleine Aktien zerspittert wäre, und sich nicht mehr durch den Gewinn erhielte, die Unternehmungen keinen Ballast haben und nicht mehr gesichert sein würden gegen Stürme? Und wenn es sich nicht um Expropriation handelt, welche armselige Aussicht für die arbeitende Klasse, als Lohn für einige Jahrhunderte des Sparens eine Lohnerhöhung von 18 Centimen zu erhalten; denn nicht weniger Zeit würde sie dazu bedürfen, ihre Kapitalien zusammenzubringen, und auch nur unter Voraussetzung, daß kein periodweises Einstellen der Arbeit sie periodweis nöthigt, ihr Erspartes aufzuzehren!

Die eben angegebene Thatsache ist in verschiedener Weise dargelegt. Herr Passy hat persönlich nach den Büchern einer Spinnerei in der Normandie, in welcher die Arbeiter mit dem Unternehmer associirt waren, den Lohn mehrerer Familien in zehnjährigem Durchschnitt auf 12 bis 1400 Fr. jährlich berechnet. Dann verglich er die Lage der Spinner, die je nach den Preisen, die ihre Herren erhalten, bezahlt werden, mit der Lage solcher Arbeiter, die nur einfach ihren Lohn bekommen, und fand den Unterschied fast unmerklich. Dies Ergebniß war leicht vorherzusehen. Die ökonomischen Erscheinungen gehorchen Gesetzen, die so abstrakt und gleichgültig sind wie die Zahlen: nur das Privilegium, die Gaunerei und Willkühr, stören ihre unsterbliche Harmonie.

Wie es scheint, hat jenes erste Zugeständniß an die socialistischen Ideen Herrn Blanqui Leid gethan, denn er hat sich beeilt, seine Worte zurückzunehmen. In derselben Sitzung, in welcher Herr Passy das Ungenügende der Gesellschaft in der Theilnahme bewies, rief

er aus: „Scheint nicht die Arbeit der Organisation fähig zu sein, und scheint es nicht in der Macht des Staats zu liegen, das Glück der Menschheit zu regeln, wie den Marsch eines Heeres und das mit mathematischer Sicherheit? Nein, es ist dies eine schlechte Tendenz, eine Illusion, welche die Akademie nicht genug bekämpfen kann, weil sie nicht bloß eine Chimäre, sondern auch ein gefährliches Sophisma ist. Achten wir die guten und loyalen Bestrebungen, aber scheuen wir uns auch nicht zu sagen, daß ein Buch über die Organisation der Arbeit veröffentlichen nichts Anderes heißt, als zum funfzigsten Male eine Abhandlung schreiben über die Quadratur des Zirkels oder den Stein der Weisen."

Von seinem Eifer hingerissen, wirft dann Herr Blanqui die Theorie der Betheiligung, welche Herr Passy schon so gewaltig erschüttert, vollends über den Haufen durch folgendes Beispiel: „Herr Dailly, ein äußerst aufgeklärter Landwirth, hat über jedes Stück Land und jedes Produkt besondere Rechnung geführt, und seine Berechnung eines Zeitraums von dreißig Jahren ergiebt, daß derselbe Mann niemals eine gleiche Ernte auf demselben Stück Acker erzielt hat. Die Produkte haben geschwankt zwischen 26,000 Fr. bis 9,000 und 7,000; ja zuweilen sind sie sogar bis auf 300 Fr. gesunken. Einige Produkte, z. B. die Kartoffeln, haben sogar unter neun Malen eine völlige Mißernte bewirkt. Wie will man nun Angesichts dieser Schwankungen und so ungewissen Ertrages regelmäßige Vertheilungen und einen gleichförmigen Lohn für die Arbeiter einrichten?..."

Man könnte darauf antworten, daß die Ertragsschwankungen der einzelnen Ackerstücke einfach darauf hinweisen, daß man die Eigenthümer mit einander associiren muß, nachdem man die Arbeiter mit den Eigenthümern associirt hat, wodurch eine tiefer greifende Sammtverbindlichkeit hergestellt wurde; allein das hieße die eigentliche Frage vorweg aburtheilen, die Herr Blanqui, nachdem er sich darüber besonnen, entschieden für unerreichbar erklärt: die Organisation der Arbeit. Ueberdies leuchtet ein, daß die Sammtverbindlichkeit den gemeinsamen Reichthum auch nicht um einen Heller vermehren würde, da sie nicht einmal das Problem der Theilung berührt.

In Summa, der vielbeneidete, aber oft höchst problematische Gewinn der Herren deckt lange nicht den Unterschied zwischen dem wirklich gezahlten und dem gewünschten Lohn, und der frühere Plan Blanqui's, der in seinen Ergebnissen kläglich auch von seinem Urheber wieder verleugnet ist, wäre nur eine Plage für die Manufakturindustrie. Da nun die Theilung der Arbeit jetzt überall eingeführt ist, so wird unser Urtheil ein allgemeines, und unser Schluß lautet dahin, daß die Noth eben so sehr eine Wirkung der Arbeit als der Trägheit ist.

Man sagt hierauf, und dies Argument steht beim Volke in großer Gunst: Vermehrt den Preis der Dienstleistungen, verdoppelt, verdreifacht den Lohn.

Ich gebe zu, daß diese Vermehrung, wenn sie möglich wäre, vollständigen Erfolg haben würde, was auch dagegen Herr Chevalier gesagt hat, dem ich in diesem Punkt eine kleine Zurechtweisung schuldig bin.

Wenn man den Preis irgend einer Waare verdoppelte, meint Herr Chevalier, würde der Preis der anderen Waaren in demselben Verhältniß steigen, und Niemand einen Vortheil davon haben.

Seit länger als einem Jahrhundert reden die Oekonomen diesen Satz einer dem anderen nach, obgleich er eben so falsch als alt ist. Herrn Chevalier als Ingenieur wäre es zugekommen, die ökonomische Tradition zu berichtigen. Der Gehalt eines Bureauchefs betrage 10 Fr., der Lohn eines Arbeiters 4 Fr. den Tag. Wird das Einkommen eines Jeden um 5 Fr. erhöht, so verhält sich das beiderseitige Vermögen nicht mehr wie vorher wie 100 : 40, sondern wie 100 : 60. Die Erhöhung der Löhne, die nothwendigerweise eine addirende und nicht multiplicirende ist, wäre also ein vortreffliches Mittel zur Gleichstellung, und die Oekonomen verdienten, daß die Socialisten ihnen den Vorwurf der Unwissenheit zurückgäben, mit dem diese von ihnen so reichlich bedacht werden.

Allein ich behaupte, daß eine solche Erhöhung unmöglich und eine Voraussetzung derselben absurd ist: denn die Ziffer, welche den Preis der Tagesarbeit anzeigt, ist weiter Nichts als ein algebraischer Exponent ohne Einfluß auf die Wirklichkeit (was übrigens Herr

Chevalier sehr wohl einsieht); und was man vor allen Dingen zu vermehren bedacht sein muß, indem man gleichwohl auch die Ungleichheiten der Vertheilung berichtigt, das ist nicht der Münzausdruck, sondern die Quantität der Produkte. Bis dahin kann jede Steigerung der Löhne nur dieselbe Wirkung hervorbringen, wie ein Steigen der Getreide-, Wein-, Fleisch-, Zucker-, Seifen-, Steinkohlenpreise u. s. w., d. h. die Wirkung eines Nothstandes. Denn was ist denn der Lohn? Er ist der Herstellungspreis des Getreides, des Weines, des Fleisches, der Steinkohle; er ist der integrirende Preis aller Dinge. Gehen wir noch weiter: Der Lohn ist die Verhältnißmäßigkeit der Elemente, welche den Reichthum bilden, und die jeden Tag von der Masse der Arbeiter reproduktiv verbraucht werden. Den Lohn verdoppeln in der Weise wie das Volk es meint, hieße daher, jedem Producenten einen größeren Antheil zuertheilen als sein Produkt, was sich widerspricht. Wenn die Steigerung nur eine kleine Anzahl von Industriezweigen betrifft, so wird dadurch eine allgemeine Störung im Umsatz, mit einem Wort, ein Nothstand hervorgerufen. Gott bewahre mich vor dem Weissagen; allein so sehr mir die Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Klasse am Herzen liegt, muß ich doch erklären, daß die Beschwerden, die eine Erhöhung des Lohnes zur Folge haben, nothwendig zu einer allgemeinen Vertheuerung führen müssen. Es ist dies eben so gewiß, als daß zweimal zwei vier macht. Wahrlich, nicht durch dergleichen Einnahmen werden die Arbeiter zum Reichthum und, was noch hundertmal köstlicher ist als der Reichthum, zur Freiheit gelangen. Die Arbeiter, welche, unterstützt durch die Begünstigung einer unverständigen Presse, eine Erhöhung des Lohnes erzwangen, haben bei Weitem mehr dem Monopol als ihrem eigenen Interesse Vorschub geleistet. Möchten sie, wenn der Zustand des Unbehagens drückender denn zuvor zurückkehrt, darin die bittere Frucht ihrer Unerfahrenheit erkennen!

Ueberzeugt von der Nutzlosigkeit, oder richtiger, von den unheilvollen Folgen der Erhöhung der Löhne, und wohl fühlend, daß die Frage durchaus eine organische und keinesweges eine Handelsfrage ist, nimmt Herr Chevalier das Problem umgekehrt. Er begehrt für die arbeitende Klasse vor allen Dingen Belehrung, und bringt weitgreifende Reformen in dieser Beziehung in Vorschlag.

Belehrung! Das ist auch das Wort, welches Herr Arago für die Arbeiter im Munde führt, das ist das Princip alles Fortschritts. Belehrung! ... Man muß ein für alle Mal wissen, was wir von ihr zu erwarten haben für die Lösung des Problems, das uns beschäftigt; man muß wissen, sage ich, nicht ob es wünschenswerth sei, daß sie Allen zu Theil werde, denn das bezweifelt Niemand, sondern ob sie möglich ist.

Um den Belang der Ansichten des Herrn Chevalier gehörig zu fassen, muß man unumgänglich seine Taktik kennen lernen.

Herr Chevalier wurde für sein Fach schon zeitig vorgebildet, zuerst durch seine polytechnischen Studien, später durch seine Verbindung mit den St. Simonisten, und zuletzt durch seine Stellung an der Universität; so scheint er denn nicht zuzugeben, daß ein Zögling einen anderen Willen habe, als den in der Hausordnung vorgeschriebenen, ein Sektenanhänger einen anderen Gedanken, als den seines Meisters, ein Staatsbeamter eine andere Meinung, als die der Staatsgewalt. Es kann dies eine Art sein, die Ordnung aufzufassen, die eben so ehrenwerth wäre als eine andere, und es ist hier nicht meine Absicht, mich darüber billigend oder tadelnd auszusprechen. Hat Herr Chevalier ein persönliches Urtheil abzugeben? Kraft des Grundsatzes, daß Alles erlaubt sei, was nicht verboten ist, drängt er sich hervor, und sagt schnell seine Meinung mit dem Vorbehalt, sich nachher bei geeigneter Gelegenheit wieder der Meinung der geltenden Autorität anzuschließen. So hatte sich Herr Chevalier Herrn Enfantin ergeben, bevor er sich im Schooße der Konstitutionellen einnistete; so hatte er sich lange zuvor ausgesprochen über Kanäle, Eisenbahnen, Finanzwesen, Eigenthum, bevor das Ministerium sich für irgend ein System in Bezug auf die Schienenwege, die Rentenumwandlung, Patente, literarisches Eigenthum u. s. w. ausgesprochen.

Herr Chevalier ist also keineswegs ein blinder Bewunderer des Universitätsunterrichts, und bis zum Eintritt einer neuen Ordnung der Dinge scheint er sich nicht zu sagen, was er denkt. Seine Ansichten gehören zu den radikalsten.

Herr Villemain (Minister) hatte in seinem Berichte gesagt: „Der Zweck des Sekundärunterrichts ist, frühzeitig eine Auswahl

von Männern heranzubilden für alle Stellen, die in der Verwaltung, der Magistratur, in der Anwaltschaft und den verschiedenen freien Gewerben, mit einbegriffen die höheren Grade und gelehrten Fachstellen des See- und Landheeres zu besetzen, und auszufüllen sind."

„Der Sekundärunterricht, bemerkt dazu Herr Chevalier, ist auch dazu bestimmt Männer zu bilden, die Landwirthe, Manufakturisten, Kaufleute oder selbständige Ingenieurs werden wollen. Alle diese Leute sind aber im Programm ausgelassen. Diese Auslassung ist etwas stark, denn am Ende ist doch die industrielle Arbeit in ihren verschiedenen Formen, als Ackerbau, Handel u. s. w., nicht das Beiläufige, die Nebensache, sondern die Hauptsache im Staat ... Wenn die Universität ihren Namen rechtfertigen will, so muß sie eine demselben entsprechende Richtung einschlagen, sonst wird sie sich gegenüber eine Universität für die Industrie entstehen sehen.... Es wird dies Altar gegen Altar sein ... u. s. w."

Das Eigenthümliche einer lichtvollen Idee besteht darin, daß sie alle angrenzenden Fragen mit erhellt. So giebt der Gewerbeunterricht Herrn Chevalier zugleich ein sehr wirksames Mittel an die Hand, beiläufig auch den Knoten der Steitfrage zwischen der Geistlichkeit und der Universität über die Freiheit des Unterrichts zu durchhauen.

„Man muß gestehen, der Geistlichkeit wird genug zugestanden, wenn man das Lateinische als Grundlage des Unterrichts fortbestehen läßt. Die Geistlichkeit versteht eben so gut Lateinisch wie die Universität; es ist seine recht eigentliche Sprache. Ueberdies ist ihr Unterricht billiger; so muß sie denn nothwendig einen großen Theil der Jugend an sich ziehen in ihre kleinen Seminarien und zu ihren übungsreichen Einrichtungen...."

Der Schluß daraus ergiebt sich ganz von selbst: ändere den Gegenstand des Unterrichts und du entkatholisirst das Königreich; da nun die Geistlichkeit weiter Nichts versteht als Lateinisch und die Bibel, da sie in ihrem Schooß weder Magistros artium, noch Landwirthe, noch Rechnungsbeamte zählt, da unter ihren vierzigtausend Priestern vielleicht nicht zwanzig im Stande sind, einen Plan aufzunehmen oder einen Nagel zu schmieden, so wird man bald sehen, wem die Familienväter den Vorzug geben, der Industrie oder dem

Brevier, und ob sie nicht der Meinung sind, die Arbeit sei die schönste der Sprachen zum Gebet.

So würde er zu Ende gehen, dieser lächerliche Gegensatz zwischen religiöser Erziehung und profaner Wissenschaft, Geistigem und Weltlichem, Vernunft und Glauben, Altar und Thron, veralteten Ausdrücken, die fortan keinen Sinn haben, mit denen man aber noch immer das gutmüthige Publikum zum Besten hält, bis es einmal böse wird.

Herr Chevalier besteht übrigens nicht auf dieser Lösung; er weiß, daß Religion und Monarchie zwei Partner sind, die sich zwar fortwährend in den Haaren liegen, aber doch nicht ohne einander leben können. Um keinen Verdacht zu erregen, wirft er sich auf eine andere revolutionäre Idee, die der Gleichheit.

„Frankreich ist im Stande, der polytechnischen Schule zwanzigmal so viel Zöglinge zu liefern, als gegenwärtig in dieselbe aufgenommen werden. (Also, da die durchschnittliche Schülerzahl 176 ist, 3,520.) Die Universität braucht es nur zu wollen ... Wenn meine Meinung einiges Gewicht hätte, so würde ich behaupten, daß die mathematischen Anlagen weit weniger eine besondere Eigenschaft sind, als man insgemein glaubt. Ich erinnere an den Erfolg, mit welchem Kinder, die man so zu sagen auf gut Glück in den Straßen von Paris aufgriff, den Unterricht La Martinières nach der Methode des Kapitäns Tabareau durchmachen."

Wenn der Sekundärunterricht nach dem Plane des Herrn Chevalier reformirt und von allen jungen Franzosen benutzt würde, während ihn gewöhnlich nur 90,000 benutzen, so könnte man die Zahl der besondern Mathematiker von 3,520 ohne Uebertreibung auf 10,000 vermehren; eben so gut aber würde es 10,000 Künstler, Philologen und Philosophen, 10,000 Mediciner, Physiker, Chemiker und Naturhistoriker, 10,000 Oekonomen, Juristen und Kameralisten, 20,000 Industrielle, Oberaufseher, Kaufleute und Rechner, 40,000 Landwirthe, Winzer, Bergleute u. s. w., zusammen 100,000 Befähigte in jedem Jahr, also ungefähr ein Drittel der gesammten Jugend, geben. Die Uebrigen, welche statt besonderer nur gemischte Fähigkeiten besäßen, müßten sich ohne weitere Rücksichten in alle Fächer einreihen.

Es ist sicher, daß ein so mächtiger geistiger Aufschwung den Fortschritt der Gleichheit beschleunigen würde, und ich zweifle nicht im Geringsten, daß dies der geheime Wunsch Herrn Chevaliers ist. Allein gerade dies ist es, was mich beruhigt: an Talenten fehlt es nie, eben so wenig als an Bevölkerung, und die Aufgabe besteht darin, jenen Beschäftigung, dieser Brot zu verschaffen.

Es hilft Nichts, wenn Herr Chevalier uns sagt:

„Der Sekundärunterricht würde weniger Anlaß geben zu der Klage, daß er ganze Wogen von Ehrgeizigen in die Gesellschaft spüle, denen es an allen Mitteln fehle, ihre Wünsche zu befriedigen, und die darum auf einen Umsturz des Staates erpicht seien, ungeübte und unbrauchbare Leute, die zu Nichts taugten und doch zu Allem geschickt zu sein glaubten, besonders aber zur Leitung der Staatsangelegenheiten. Die wissenschaftlichen Studien wirken weniger überspannend auf den Geist. Sie klären ihn auf und regeln ihn zugleich; sie machen den Menschen geeignet fürs praktische Leben ..."

Diese Sprache, entgegne ich ihm, möge man mit Patriarchen reden: ein Professor der Staatsökonomie muß mehr Achtung für seinen Lehrstuhl und seine Zuhörerschaft hegen. Die Regierung hat jährlich nur hundert und zwanzig Stellen offen für die hundert und sechsundsiebenzig jährlichen Zöglinge der polytechnischen Schule. Welche Verlegenheit müßte entstehen, wenn zehntausend oder auch nur, um Herrn Chevaliers Zahl beizubehalten, dreitausend fünfhundert jährliche Aufnahmen stattfänden? Ziehen wir die Gesammtheit in Betracht, so giebt es im Ganzen 60,000 Civilämter, mithin 3000 jährliche Vakanzen. In welche schreckliche Lage käme die Staatsgewalt, wenn sie auf die Reformpläne des Herrn Chevalier einginge, und sich nun von 50,000 Bewerbern umlagert sähe? Man hat den Republikanern oft folgende Einwendung gemacht, ohne daß sie dieselbe zu beantworten vermochten: Wenn Jedermann das Wählerrecht besitzt, werden darum die Abgeordneten besser, und wird das Proletariat besser daran sein? Dieselbe Frage richte ich an Herrn Chevalier: wenn Ihnen jedes Schuljahr hunderttausend Befähigte bringt, was wollen Sie mit denselben anfangen?

Um diese interessante Jugend unterzubringen, werden Sie herunter steigen müssen bis zu den untersten Staffeln der Beamten-

hierarchie. Sie werden den jungen Mann, nachdem er funfzehn Jahre den erhabensten Studien obgelegen, nicht wie heutzutage als anwartenden Ingenieur, als Unterlieutenant in der Artillerie, als Schiffsfähnrich, als Substitut, Kontroleur u. s. w. seine Laufbahn antreten lassen, sondern in der unedeln Stellung eines Pionniers, eines Trainsoldaten, eines Baggerarbeiters, eines Schiffsjungen, Faschinenbinders u. s. f. Da muß er denn warten bis der Tod die Reihen vor ihm lichtet, und ihn eine Spanne weiter vorwärts bringt. Dann kann es sich also ereignen, daß ein Mann, der seinen Kursus in der polytechnischen Schule durchgemacht hat, und einen Vauban abgeben könnte, als Wegwärter auf einer Landstraße zweiter Klasse oder als Korporal in einem Regiment sein Leben beschließt.

O, um wieviel einsichtsvoller hat sich der Katholicismus bewiesen, und wie sehr hat er auch Alle, St. Simonisten, Republikaner, Universitätsmänner und Oekonomen übertroffen an Menschen- und Gesellschaftskenntniß! Der Priester weiß, daß unser Leben nur eine Pilgerfahrt ist, und daß unsere Vollendung hienieden nicht verwirklicht werden kann. So begnügt er sich denn auf Erden mit den ersten Anlagen einer Erziehung, die ihre Ergänzung im Himmel finden soll. Der Mensch, den die Religion gebildet, begnügt sich damit, zu wissen, zu thun und zu erreichen, was seiner irdischen Bestimmung genügt, und so kann er für die Regierung niemals ein Gegenstand der Verlegenheit werden: leichter würde er ein Märtyrer derselben. O du vielgeliebte Religion, muß ein Bürgerthum, welches deiner so sehr bedarf, dich verkennen?! . . .

In welche entsetzlichen Kämpfe des Ehrgeizes und Elends stürzt uns diese Manie allgemeiner Bildung! Wozu soll die Gewerbserziehung nutzen, was sollen auch Ackerbau und Handelsschulen, wenn eure Studirenden weder Güter noch Kapitalien besitzen? Und wozu soll man sich bis ins zwanzigste Jahr den Kopf vollpfropfen mit allerlei Wissenschaft, um nachher bei der Spinnmaschine Fäden zu knüpfen oder in der Tiefe eines Schachtes Kohlen zu schürfen? Wie, habt ihr nicht, wie ihr selbst zugesteht, nur 3000 Stellen jährlich zu vergeben an die jährlich möglichen 50,000 Befähigten, und ihr könnt noch von der Stiftung neuer Schulen reden? Bleibt lieber bei euerm System der Ausschließung und des Privilegiums,

einem System, das so alt ist wie die Welt, welches die Stütze der Dynastien und Patriciate, welches das wahre Werkzeug ist, die Menschen zu kastriren, um die Lüste einer Kaste von Sultanen sicher zu stellen. Laßt euch den Unterricht theuer bezahlen, vermehrt die Hindernisse, haltet ihn durch langwierige Prüfungen fern, den Sohn des Proletariers, dem der Hunger nicht erlaubt zu warten, und begünstigt mit aller Macht, die euch zu Gebote steht, die geistlichen Schulen, in denen man für das künftige Leben arbeiten, verzichten, fasten, die Großen ehren, den König lieben und zu Gott beten lernt. Denn jedes unnütze Studium wird früher oder später aufgegeben, und die Wissenschaft ist Gift für Sklaven.

Gewiß, Herr Chevalier ist zu scharfsinnig, als daß er die Konsequenzen seiner Idee nicht sollte erkannt haben. Allein er hat im Stillen gedacht, — und man kann seiner guten Absicht nur Beifall zollen —: Die Menschen müssen vor allen Dingen Menschen sein: was dann weiter kommt, wollen wir sehen, wenn wir dann noch leben.

So gehen wir also auf gut Glück ins Blaue hinein, geführt von der Vorsehung, die uns nur warnt, wenn uns bereits ihre Nackenschläge treffen: Und das ist der Anfang wie das Ende der Staatsökonomie.

Im Gegensatz zu Herrn Chevalier, dem Professor der Staatsökonomie am Collége de France, ist Herr Dunoyer, Oekonom des Instituts, gegen die Organisation des Unterrichts. Die Organisation des Unterrichts ist nur eine Unterart der Organisation der Arbeit; also lautet sein Urtheil: überhaupt keine Organisation. Der Unterricht, bemerkt Herr Dunoyer, ist ein Gewerbe, nicht ein Amt: wie alle Gewerbe muß er frei bleiben. Nur der Kommunismus, der Socialismus, die revolutionäre Tendenz, deren Hauptträger Robespierre, Napoleon, Ludwig XVIII. und Herr Guizot waren und sind, welche die unheilvollen Ideen der Centralisation und der Hineinnahme jeder Thätigkeit in den Staat bei uns ausgesäet haben. Die Presse ist frei und die Reden der Journalisten eine Waare, die Religion nicht minder, und wer ein geistlich Kleid trägt, sei es kurz oder lang, wenn er nur die Neugier des Publikums zu stacheln versteht, kann seinen Zuhörerkreis um sich versammeln. Herr Lacordaire hat seine Frommen, Herr Leroux seine Apostel, Herr

Buchez sein Kloster. Warum soll der Unterricht nicht auch frei sein? Wenn das Recht des Schülers als das des Käufers unzweifelhaft ist, so ist das Recht des Lehrers, der nur eine Art von Käufer ist, nur die andere entsprechende Seite desselben, und es ist unmöglich, die Freiheit des Unterrichts anzutasten, ohne der köstlichsten Freiheit, der Gewissensfreiheit, Gewalt anzuthun. Wenn ferner, setzt Herr Dunoyer hinzu, der Staat Jedermann Unterricht schuldig ist, so wird man bald behaupten, er müsse auch für Arbeit, dann für Wohnung, dann für Kost sorgen . . . und wohin soll das zuletzt führen?

Die Beweisführung Herrn Dunoyers ist unwiderleglich. Den Unterricht organisiren heißt jedem Bürger das Versprechen einer anständigen Anstellung und eines komfortabeln Gehalts geben; diese beiden Begriffe sind eben so innig verbunden wie die des arteriellen und des venösen Blutumlaufs. Allein die Theorie des Herrn Dunoyer enthält auch dies: daß der Fortschritt nur für eine gewisse Auswahl der Menschheit Wahrheit hat, für neun Zehntel unseres Geschlechts dagegen die Barbarei der ewige Zustand bleibt. Dies macht sogar nach Herrn Dunoyer das Wesen der Gesellschaften aus, das sich in drei Zeitformen, als Religion, Hierarchie und Bettlerthum darlegen soll. In diesem System, das übereinkommt mit den Systemen Destutt de Tracy's, Montesquieu's und Plato's, ist somit die Antinomie der Theilung wie die des Werthes unauflöslich.

Es gewährt mir, ich muß es gestehen, ein unaussprechliches Vergnügen, zu sehen, wie Herr Chevalier, der Verfechter der Centralisation des Unterrichts, von Herrn Dunoyer, dem Verfechter der Freiheit, bekämpft wird, wie Herr Dunoyer hinwiederum im Gegensatz steht zu Herrn Guizot, Herr Guizot, der Repräsentant der Centralisationsmänner, im Widerspruch mit der Charte, welche die Freiheit als Princip aufstellt; wie die Charte mit Füßen getreten wird von den Universitätsmännern, welche das Privilegium des Unterrichts für sich allein in Anspruch nehmen, ungeachtet des ausdrücklichen Gebots im Evangelium: Gehet hin und lehret u. s. w.; wie endlich über diesem Toben der Oekonomen, Gesetzgeber, Minister, Akademiker, Professoren und Priester die ökonomische Vorsehung das Evangelium Lügen straft und ausruft: Ihr Schulmeister, was soll ich denn mit eurer Bildung anfangen?

Wer zieht uns aus dieser Klemme? Herr Rossi neigt sich zu einem gewissen Eklekticismus hin: Zu wenig getheilt, sagt er, bleibt die Arbeit unproduktiv; zu sehr getheilt, verdummt sie den Menschen. Die Weisheit liegt zwischen diesen Extremen: in medio virtus. —

Zum Unglück ist diese Mittelweisheit weiter Nichts, als mittelmäßige Noth verbunden mit mittelmäßigem Reichthum, so daß das wirkliche Verhältniß nicht im Mindesten geändert ist. Das Verhältniß des Guten und Bösen ist nicht mehr = 100 : 100, sondern = 50 : 50, was uns ein für alle Mal als Maaßstab für den Eklekticismus dienen kann. Uebrigens steht Herrn Rossi's rechte Mitte in geradem Widerspruch mit dem großen ökonomischen Gesetz, welches gebietet: mit den geringstmöglichsten Kosten die größtmöglichste Quantität von Werthen zu produciren. ... Wie aber soll die Arbeit ihre Bestimmung erfüllen ohne eine bis ins Aeußerste gehende Theilung? Wir wollen etwas tiefer einzudringen suchen.

„Alle Systeme, sagt Herr Rossi, alle ökonomischen Hypothesen gehören dem Oekonomen an; allein der einsichtbegabte, freie, zurechnungsfähige Mensch steht unter der Herrschaft des Sittengesetzes ... Die Staatsökonomie ist nur eine Wissenschaft, welche die Verhältnisse der Dinge untersucht und daraus die Folgerungen ableitet. Sie untersucht die Wirkungen der Arbeit: ihr müßt in der wirklichen Anwendung die Arbeit je nach der Wichtigkeit des Zwecks anwenden. Wenn die Anwendung der Arbeit einem Zweck, der erhabener ist, als die Produktion des Reichthums, entgegen ist, so muß man sie unterlassen ... Angenommen, es wäre ein Mittel zur Erhöhung des Nationalreichthums, die Kinder funfzehn Stunden täglich arbeiten zu lassen: die Moral würde sagen, daß das nicht erlaubt sei. Beweist dies, daß die Nationalökonomie falsch ist? Nein, es beweist nur, daß wir vermissen, was von einander zu trennen ist.

Wenn Herr Rossi etwas mehr von jener gallischen Naivetät besäße, die der Ausländer sich so schwer aneignet, so würde er ganz einfach, wie Frau v. Savigné sagt, seine Zunge den Hunden vorgeworfen haben. Aber ein Professor muß nun einmal reden, reden und reden, nicht etwa um Etwas zu sagen, sondern um nur nicht stumm stehen zu bleiben. Herr Rossi dreht sich dreimal

um die Frage rund herum und dann legt er sich nieder; gewissen Leuten genügt das zu glauben, er habe geantwortet.

Gewiß, es ist schon ein böses Zeichen für eine Wissenschaft, wenn sie in ihrer Entwicklung nach den ihr eigenen Principien bei einem gewissen Punkt dahin gelangt, daß eine andere Wissenschaft sie Lügen straft, wie es zum Beispiel der Fall ist, wenn die Postulate der Staatsökonomie sich als denen der Moral entgegengesetzt erweisen, da ich annehme, daß die Moral eben so gut eine Wissenschaft ist wie die Staatsökonomie. Wie steht es denn mit der menschlichen Erkenntniß, wenn alle ihre Sätze sich untereinander aufheben, und worauf soll man sich dann noch verlassen? Die Theilarbeit ist eine Sklavenbeschäftigung, aber doch die einzige, die wahrhaft fruchtbar ist; die ungetheilte Arbeit gehört nur dem Freien, aber sie trägt ihren Aufwand nicht ein. Auf der einen Seite sagt uns die Staatsökonomie: seid reich! auf der anderen die Moral: seid frei; und Herr Rossi, der im Namen beider spricht, macht uns gleichzeitig bemerklich, daß wir weder frei noch reich sein können, weil jedes nur halb sein, es gar nicht sein heißen würde. Die Lehre des Hrn. Rossi ist weit entfernt, dies zwiefache Streben der Menschheit zu befriedigen, und verfällt, um nicht ausschließlich zu sein, in den Fehler, uns Alles zu rauben. Sie ist, nur in einer anderen Form, die Geschichte des Repräsentativsystems.

Allein der Widerstreit ist noch bei Weitem tiefer, als der Blick Hrn. Rossi's reicht. Denn da nach der allgemeinen Erfahrung, die in diesem Punkt mit der Theorie übereinstimmt, der Lohn in demselben Maaße abnimmt, als sich die Theilung der Arbeit erweitert, so ist es klar, daß wir darum noch nicht den Reichthum erlangen, wenn wir uns der Sklaverei der Theilarbeit unterwerfen. Dadurch ist nichts erreicht, als daß die Menschen in Maschinen verwandelt sind, wie ein Blick auf die arbeitende Bevölkerung der alten und neuen Welt lehrt. Da aber auf der anderen Seite ohne die Theilung der Arbeit die Gesellschaft in Barbarei zurücksinkt, so ist es hinwiederum einleuchtend, daß man darum noch nicht zur Freiheit gelangt, wenn man den Reichthum aufopfert, wovon uns alle nomadischen Völkerstämme in Asien und Afrika überzeugen.

Es ist also eine Nothwendigkeit, ein unbedingtes Gebot, sowohl der ökonomischen Wissenschaft, als der Moral, das Problem der Theilung zu lösen. Wie weit aber sind damit die Oekonomen gediehen? Was hat man geantwortet, seitdem vor mehr denn dreißig Jahren Lemontey eine Bemerkung Smiths entwickelte und den entsittlichenden, mörderischen Einfluß der Theilung der Arbeit hervorhob? Welche Untersuchungen hat man angestellt, welche Kombinationen vorgeschlagen? Ja, ist die Frage auch nur verstanden worden?

Jahr für Jahr geben die Oekonomen Rechenschaft von der Bewegung des Handels der europäischen Staaten, und das mit einer Genauigkeit, die ich mehr loben würde, wenn ich sie nicht stets unfruchtbar bleiben sähe. Sie wissen, wie viel Meter Tuch, wie viel Stücke Seidenzeug, wie viel Kilogramm Eisen fabricirt wurden; sie wissen, wie viel per Kopf an Getreide, Wein, Zucker, Fleisch verbraucht wurde: kurz, es ist, als wäre es für sie das non plus ultra der Wissenschaft, Zahlenermittlungen zu veröffentlichen, und als wäre ihr höchster Gedanke der, die Generalkontroleure der Nationen zu werden. Noch nie hat eine solche Masse aufgehäuften Materials der Forschung eine schönere Perspektive dargeboten. Was hat man gefunden? Welches neue Princip ist aus dieser Masse ans Licht getreten? Welche Lösung der zahlreichen alten Probleme ist daraus hervorgegangen, welche neue Richtung haben die Studien dadurch erhalten?

Eine Frage unter anderen scheint zu einem entscheidenden Urtheilsspruch reif zu sein: die des Pauperismus. Der Pauperismus ist heutzutage die bestbekannte von allen Eigenthümlichkeiten der civilisirten Welt. Man weiß so ziemlich, woher derselbe entsteht, wann und wie er eintritt und was er kostet; man hat sein Verhältniß zu den verschiedenen Stufen der Civilisation berechnet, und hat sich zugleich überzeugt, daß alle specifischen Mittel ohnmächtig gewesen sind, durch die man ihn bisher bekämpft hat. Der Pauperismus ist in Gattungen, Arten und Unterarten eingetheilt; er hat seine vollständige Naturgeschichte, die einen der wichtigsten Zweige der Anthropologie bildet. Gut! Was jedoch unwiderleglich aus allen gesammelten Thatsachen hervorgeht, was man aber nicht gesehen

hat und nicht sehen wollte, was die Oekonomen hartnäckig mit Stillschweigen übergehen, das ist die Thatsache, daß der Pauperismus ein in ihrer Verfassung beruhendes, chronisches Uebel der Gesellschaften ist, so lange der Widerstreit zwischen Arbeit und Kapital besteht, und daß dieser Widerstreit nur durch eine völlige Negation der Staatsökonomie zu seinem Ende gebracht werden kann. Welchen Ausweg aus diesem Labyrinth haben die Oekonomen entdeckt?

Dieser letzte Punkt verdient, daß wir uns einen Augenblick bei ihm aufhalten.

In der ursprünglichen Gemeinschaft ist die Noth, wie ich im vorigen Paragraphen bemerklich gemacht, der allgemeine Zustand.

Die Arbeit ist der dieser Noth erklärte Krieg.

Die Arbeit organisirt sich, zunächst durch die Theilung, dann durch die Maschinen, dann durch die Konkurrenz, dann u. s. f.

Es fragt sich nun, liegt es nicht vielleicht im Wesen dieser Organisation, wie sie uns in der Staatsökonomie gegeben vorliegt, gleichzeitig mit der Aufhebung der Noth der Einen die Noth der Anderen auf eine unabwendbare und unüberwindliche Weise zu verschlimmern? Das ist die Fassung, welche man der Frage des Pauperismus geben muß, das die Weise, in der wir sie zu lösen unternommen haben.

Was bedeutet das ewige Fraubasengeschwätz der Oekonomen über die Sorglosigkeit der Arbeiter, ihre Trägheit, ihren Mangel an Selbstgefühl, ihre Unwissenheit, ihr lüderliches Leben, ihre vorzeitigen Heirathen u. s. w.? Alle diese Laster und Völlereien sind nichts als der Mantel des Pauperismus; aber die Ursache, die erste Ursache, welche unabwendlich vier Fünftel des Menschengeschlechts im Zustande der Schmach zurückhält, wo liegt sie verborgen? Hat die Natur nicht alle Menschen gleich ungesittet, gleich widerspänstig gegen die Arbeit, gleich geil und roh erschaffen? Der Patricier und der Proletarier, wurden sie nicht aus demselben Thone gebildet? Woran liegt es, daß nach so langen Jahrhunderten, nach so vielen Wunderthaten der Industrie, der Wissenschaften und Künste das Wohlsein und die Geschliffenheit nicht das Erbtheil Aller haben werden können? Wie kommt es, daß in Paris und London, den Centralpunkten der gesellschaftlichen Reichthümer, das Elend eben so grauenhaft

ist, wie in den Zeiten Cäsars und Agricolas? Wie hat neben dieser raffinirten Aristokratie die Masse so ungebildet bleiben können? Man klagt die Laster des Volkes an, aber die Laster der vornehmen Klasse scheinen nicht geringer, vielleicht sind sie sogar größer. Die Erbsünde ist bei Allen gleich. Wie kommt es, muß ich noch einmal fragen, daß die Taufe der Civilisation nicht bei Allen gleich wirksam gewesen ist? Ist nicht vielleicht der Fortschritt selbst ein Privilegium, und der Mensch, welcher weder Pferd noch Wagen besitzt, dazu verdammt, ewig im Schmutze zu waten? Was sage ich! Dem, der gänzlich entblößt ist, kommt nicht einmal der Wunsch des Heils: er ist so tief gefallen, daß selbst der Ehrgeiz in seinem Herzen erloschen ist.

„Von allen Privattugenden, bemerkt Hr. Dunoyer mit dem größesten Rechte, ist die nothwendigste, die uns allmälig auch alle anderen zu eigen macht, die Liebe zum Wohlsein, ein mächtiges Verlangen, sich aus der Noth und Verworfenheit emporzuarbeiten, jener mit dem Gefühl der Würde unzertrennlich verbundene Wetteifer, der dem Menschen nicht erlaubt, sich mit einer untergeordneten Lage zu verbinden . . . . Allein dies Gefühl, das so natürlich scheint, ist leider weit weniger allgemein, als man glaubt. Es giebt wenig Vorwürfe, welche die sehr große Mehrheit der Menschen minder verdient, als der Vorwurf, welchen die ascetischen Moralisten ihr machen, sie sei zu sehr bedacht auf ihr Wohlbehagen: den umgekehrten Vorwurf könnte man ihr mit ungleich größerem Rechte machen. . . Selbst das ist eine hervorstechende Eigenschaft der menschlichen Natur, daß der Mensch, je weniger Aufklärung und Hülfsmittel derselbe besitzt, desto weniger Verlangen fühlt, sie sich anzueignen. Die elendesten Wilden und die unaufgeklärtesten Menschen sind gerade diejenigen, denen sich am Schwierigsten Bedürfnisse beibringen lassen und bei denen es die größeste Mühe kostet, in ihnen den Wunsch lebendig zu machen, aus ihrem Zustande herauszutreten. Somit muß sich der Mensch bereits ein gewisses Wohlsein durch die Arbeit verschafft haben, bevor er mit einiger Lebhaftigkeit das Bedürfniß fühlen kann, seine Lage zu verbessern, sein Dasein zu vervollkommnen, was ich eben die Liebe zum Wohlsein nenne." (De la liberté du travail T. II. p. 80.)

Somit entspringt die Noth der arbeitenden Klassen im Allgemeinen aus dem bei ihnen obwaltenden Mangel an Geist und Herz, oder, wie Hr. Passy es irgendwo gesagt hat, aus der Schwachheit und Trägheit ihrer moralischen und geistigen Fähigkeiten. Diese Trägheit liegt daran, daß besagte arbeitende Klassen, noch zur Hälfte im Zustande der Wilden befindlich, das Verlangen nach einer Verbesserung ihres Zustandes nicht mit genügender Lebhaftigkeit empfinden: darauf eben weist Hr. Dunoyer hin. Da nun aber das Fehlen dieses Verlangens selbst eine Wirkung der Noth ist, so folgt daraus, daß Elend und Apathie beide für einander sowohl Wirkung, als Ursache sind, und daß das Proletariat mit einem Zirkel in sich zurückläuft.

Um aus diesem Abgrunde herauszukommen, wäre entweder Wohlsein, d. h. eine fortschreitende Vermehrung des Lohns, oder Einsicht und Muth, d. h. eine fortschreitende Entwickelung der Fähigkeiten nothwendig: zwei Dinge, die der Erniedrigung des Leibes und der Seele, welche die natürliche Wirkung der Arbeitstheilung ist, schnurstracks entgegengesetzt sind. Das Unglück des Proletariats ist also ein durchaus providentielles, und seine Vertilgung unternehmen, hieße nach den gegenwärtigen Begriffen der Staatsökonomie geradezu die Windsbraut der Revolution heraufbeschwören.

Daß nämlich das allgemeine Bewußtsein, welches einerseits im Egoismus der Reichen, andererseits in der Apathie des Proletariats seinen Ausdruck findet, eine menschengemäße Vergütung demjenigen verweigert, der nur den Dienst eines Hebels oder einer Triebkraft thut, das hat seinen tiefen Grund, einen Grund, welcher aus den höchsten Erwägungen der Moral geschöpft ist. Könnte, was freilich unmöglich ist, der Theilarbeiter des materiellen Wohlseins theilhaftig werden, so würde daraus eine Mißerscheinung hervorgehen: die mit widerwärtigen Arbeiten beschäftigten Arbeiter würden werden wie jene Römer, die sich überstopft mit den Reichthümern der Welt, und deren abgestumpfter Sinn sogar dazu unfähig geworden war, Genüsse zu erfinden. Wohlsein ohne Erziehung stumpft das Volk ab und macht es übermüthig. Schon das fernste Alterthum hat diese Bemerkung gemacht. Incrassatus est et recalcitravit, sagt das Deuteronomium. Uebrigens hat sich der Theilarbeiter selbst gerichtet:

er ist zufrieden, wofern er nur Brot und ein Bett zum Schlafen hat, und sich Sonntags einen Rausch trinken kann. Jeder andere Zustand würde ihm nur nachtheilig sein und die öffentliche Ordnung gefährden.

In Lyon lebt eine Menschenklasse, die mit Genehmigung der Stadtbehörde ein Monopolrecht genießt und dadurch einen Lohn verdient, der höher ist als die Besoldung der Fakultätsprofessoren und der Bureauchefs der Ministerien: die Klasse der Sackträger. Der Auf- und Abläderlohn für gewisse Häfen Lyons beträgt nach den Tarifen der Rigues oder Sackträgerzünfte 30 Cent. für 100 Kil. Bei diesem Satz verdient ein Mann nicht selten 12, 15 bis 20 Franken den Tag: er braucht nur vierzig bis fünfzig Säcke aus einem Fahrzeug in den Speicher zu tragen. Welche günstige Lage für die Entwickelung der Einsicht sowohl für die Kinder als für die Väter, wenn der Reichthum an sich selbst und durch die Muße, die er verschafft, ein sittlich bildendes Princip wäre! Allein davon ist gar nicht die Rede: die Sackträger Lyons sind heute dieselben, die sie stets gewesen sind, Trunkenbolde, lüderliche, brutale, übermüthige, selbstsüchtige und gemeine Menschen. Es ist schmerzlich, es zu sagen, allein ich halte diese Erklärung für eine Pflicht, weil sie Wahrheit enthält: eine der ersten Reformen, die man unter den arbeitenden Klassen wahrnehmen muß, wird die sein, daß man die Löhne einiger herabsetzt, während man zugleich die der anderen erhöht. Das Monopol wird dadurch, daß es im Besitz der arbeitenden Klassen ist, um nichts achtungswerther, zumal wenn es nur dazu dient, den rohesten Individualismus zu erhalten. Der Aufstand der Seidenarbeiter fand bei den Sackträgern und im Allgemeinen bei allen Flußfrachtarbeitern keine Theilnahme, vielmehr sogar feindlichen Widerstand. Nichts ist im Stande, sie anzufechten, was außerhalb der Häfen vorgeht. Sie sind von vorne herein für den Despotismus zugestutzte Lastthiere und werden sich nie mit der Politik abgeben, wofern man nur ihr Privilegium aufrecht erhält. Gleichwohl muß ich zu ihrer Entschuldigung hinzusetzen, daß seit einiger Zeit, nachdem die Nothwendigkeiten der Konkurrenz eine Bresche in die Tarife gebrochen, geselligere Gesinnungen bei diesen derben Naturen zu erwachen beginnen: Noch einige mit ein Wenig Noth gewürzte

Ermäßigungen der Löhne, und die Lyoneser Sackträger werden den Kernhaufen bilden, wenn es gilt, die Bastillen zu stürmen.

Kurz, es ist unmöglich, widersprechend, daß bei dem gegenwärtigen System der Gesellschaften das Proletariat durch Erziehung zum Wohlsein, oder umgekehrt, durch Wohlsein zur Erziehung gelange. Denn ungerechnet, daß der Proletarier, der Maschinenmensch, eben so wenig den Wohlstand als die Bildung zu ertragen fähig ist, ist es einerseits bewiesen, daß sein Lohn stets weniger zum Steigen als zum Sinken hinneigt, andererseits daß die Kultur seiner Einsicht, selbst wenn er sie erlangen könnte, für ihn nutzlos sein würde. Somit wird er unerlässig hingerissen zur Barbarei und Noth. Alles, was man in diesen letzten Jahren in Frankreich und England versucht hat, um das Loos der armen Klassen zu bessern, die Maaßregeln in Bezug auf die Arbeit der Frauen und Kinder und den Elementarunterricht, wurde, wofern es nicht die Frucht eines hinterhaltigen radikalistischen Gedankens war, im Widerspiel zu den Sätzen der Staatsökonomie und zum Nachtheil der bestehenden Ordnung unternommen. Für die Masse der Arbeiter ist der Fortschritt stets das Buch mit sieben Siegeln, und Widersinnigkeiten der Gesetzgebung sind wahrlich keine Mittel, das erbarmungslose Räthsel zu lösen.

Haben nun allerdings die Oekonomen bei dem ewigen Wiederdurchbeuteln ihrer hergebrachten alten Geschichten zuletzt sogar das Verständniß für die Sachen der Gesellschaft verloren, so kann man doch eben so wenig behaupten, daß die Socialisten die Antinomie, welche die Theilung der Arbeit aufstellt, besser gelöst hätten. Im Gegentheil, sie sind stehen geblieben bei der Negation; denn heißt es nicht stets bei der Negation stehen bleiben, wenn man z. B. der Einförmigkeit der Theilarbeit eine sogenannte Mannichfaltigkeit entgegensetzt, vermöge deren Jeder an einem und demselben Tage zehn, fünfzehn, zwanzig Mal, kurz ganz nach Belieben, mit seiner Beschäftigung abwechseln könne? Als ob die Arbeit dadurch schon synthetisch würde, wenn man zwanzig Mal täglich den Gegenstand einer zertheilten Leistung wechselt! oder als könnten, was daraus folgen würde, zwanzig Bruchtheile von den Arbeitstagen verschiedener mechanischer Hanthierungen zusammen dem Arbeitstage eines

Künstlers an Werth und Würde gleichkommen! Angenommen selbst, diese industrielle Flatterei wäre ausführbar (und man kann von vorne herein behaupten, daß sie sogleich verschwinden müßte vor der Nothwendigkeit, die Arbeiter verantwortlich zu machen, mithin die einzelnen Verrichtungen ein für alle Mal an bestimmte Personen zu vertheilen), so würde sie doch gar nichts ändern am leiblichen, sittlichen und geistigen Zustande des Arbeiters; höchstens könnte sie durch die zeitvergeudende Zerstreuung seine Unfähigkeit und somit seine Abhängigkeit noch mehr befestigen. Uebrigens gestehen dies die Bannerträger der Organisation, die Kommunisten u. A. selber ein. Es kommt ihnen so wenig in den Sinn, die Antinomie der Theilung lösen zu wollen, daß sie Alle als wesentliche Bedingung der Organisation die Hierarchie der Arbeit annehmen, d. h. die Klasseneintheilung der Arbeiter in Theilarbeiter, und so zu sagen Verallgemeinerer oder Synthetiker (Zusammensetzer); auch ist in allen ihren nirgendheimischen Systemen die Verschiedenheit der Fähigkeiten, diese Grundlage oder ewiger Vorwand der Gütergleichheit als Angelpunkt angenommen. Reformatoren, deren Pläne sich nur durch Logik empfehlen konnten, die zuerst gegen die Einfachheit (simplisme), Eintönigkeit, Einförmigkeit und Zerstückelung der Arbeit predigten, dann aber eine bloße Mehrheit (pluralité) für eine Synthese ausgeben und als solche vorschlagen —: solche Erfinder sind gerichtet und müssen noch einmal in die Schule geschickt werden.

Welche Lösung, wird der Leser gewiß fragen, welche Lösung weißt du uns denn zu geben, Herr Kritiker? So zeige uns die Synthese, welche die Verantwortlichkeit, die Persönlichkeit, mit einem Wort die Besonderheit des Arbeiters erhält und doch die höchste Theilung und die größeste Mannichfaltigkeit zu einem umfassenden und harmonischen Ganzen zu vereinigen im Stande ist.

Meine Antwort steht bereit: Befragen wir die Thatsachen, ziehen wir die Menschheit zu Rathe; wir können keinen besseren Führer wählen. Nächst den Schwankungen des Werths ist die Theilung der Arbeit die ökonomische Thatsache, welche den merklichsten Einfluß ausübt auf die Gewinne und Löhne. Sie ist die erste Visirstange, welche die Vorsehung auf dem Felde der Industrie eingeschlagen hat, der Ausgangspunkt der großartigen Vermessung,

welche am Ende für Jeden und für Alle Rechte und Pflichten abmarken muß. Folgen wir also unseren Anzeichen, denn wenn wir ihre Fährte verlassen, so können wir uns nur verirren und verlieren:

Tu longe sequere, et vestigia semper adora.

Viertes Kapitel.

Zweite Epoche: Die Maschinen.

„Mit tiefem Bedauern habe ich die Fortdauer des Nothstandes in den Manufakturdistrikten des Landes gesehn."

So äußerte sich die Königin Viktoria in ihrer Thronrede zur Eröffnung des Parlaments.

Ist irgend etwas geeignet, die Herrscher nachdenklich zu machen, so ist es die Thatsache, daß sie vermöge der Verfassung der Gesellschaft selbst und der Natur ihrer Gewalt, sie mögen nun das menschliche Elend als mehr oder minder gerührte oder ungerührte Zuschauer ansehen, völlig ohnmächtig sind die Leiden der Völker zu heilen. Ja, es ist ihnen sogar verwehrt, sich mit denselben zu befassen. Alle Fragen in Bezug auf Arbeit und Lohn, sagen einstimmig alle ökonomischen und repräsentativen Theoretiker, müssen außerhalb der Machtbefugnisse der höchsten Gewalt bleiben. Aus der Höhe der ruhmumstrahlten Sphäre, in welche die Religion die Throne, die Herrschaft, die Fürstenmacht, die Mächte und den ganzen himmlischen Hofstaat gestellt hat, schauen sie, den Stürmen unzugänglich, herab auf die Qual der Gesellschaften; aber ihre Macht erstreckt sich nicht auf die Wogen und Winde. Die Könige vermögen nichts für das Heil der Sterblichen. Und in Wahrheit, diese Theoretiker haben Recht: der Fürst ist eingesetzt, um zu erhalten, aber nicht um Revolution zu machen, um die Wirklichkeit zu beschirmen, nicht aber

um das Nirgendheim einzuführen. Er ist der Repräsentant des einen der antagonistischen Principien: wenn er nun die Harmonie schaffen wollte, würde er sich selbst ausscheiden, was von seiner Seite im höchsten Grade verfassungswidrig und absurd wäre?

Da jedoch den Theorieen zum Trotz der Fortschritt der Ideen unaufhörlich die äußere Form der Institutionen ändert, so daß eben dasjenige konstitutionell nothwendig wird, was der Gesetzgeber weder gewollt noch vorhergesehen hat; da so z. B. die Fragen in Bezug auf die Besteuerung zu Vertheilungsfragen werden, die Fragen des öffentlichen Nutzens zu Fragen der nationalen Arbeit und industriellen Organisation, die Finanzfragen zu Kreditoperationen, die des Völkerrechts zu Zoll- und Ausfuhrfragen: so ist erwiesen, daß der Fürst, der nach der Theorie sich niemals in Sachen einmischen soll, welche dennoch, ohne daß die Theorie es vorhergesehen, täglich und unwiderstehlich zum Gegenstande des Regierens werden, eben so wie die Gottheit, von welcher er, was man auch dagegen sage, ein Ausfluß ist, weiter nichts ist und sein kann, als eine Hypothese, eine Fiktion.

Kurz, da der Fürst und die Interessen, die zu vertheidigen seine Aufgabe ist, sich unmöglich dazu verstehen können, sich zusammenschwinden und in Nichts aufgehen zu lassen vor den im Auftauchen begriffenen neuen Grundsätzen und den neuen Rechten, die sich geltend machen wollen, so folgt daraus, daß der Fortschritt, nachdem er sich mit unwiderstehlicher Bewegung in den Geistern vollzogen, sich in der Gesellschaft ruckweise verwirklicht, und daß die Gewalt, wie sehr man sie auch verläumdet, doch die unerläßliche Bedingung der Reformen ist. Jede Gesellschaft, in welcher die Macht des Aufstandes unterdrückt ist, ist eine für den Fortschritt abgestorbene Gesellschaft: die Geschichte hat keine Wahrheit, welche besser bewiesen wäre.

Und was ich von den konstitutionellen Monarchieen sage, gilt eben so sehr von den repräsentativen Republiken: überall hat der Gesellschaftsvertrag die Macht gebunden und das Leben fortbeschworen, ohne daß es dem Gesetzgeber möglich gewesen wäre, einzusehen, daß er gegen seinen eigenen Zweck arbeitete, aber auch ohne daß er vermocht hätte, anders zu verfahren.

Ihr bedauerlichen Schauspieler der Parlamentskomödien, Monarchen und Volksvertreter, hier seht ihr endlich, was ihr seid: Talismane gegen die Zukunft! Jedes Jahr bringt auch die Beschwerden des Volks; aber wenn man von euch das Mittel zur Abhülfe verlangt, so verhüllt sich eure Weisheit das Antlitz! Gilt es, das Privilegium, d. h. die Heiligung des Rechtes des Stärkeren, das ihr geschaffen habt, das aber doch jeden Tag anders wird, zu stützen: ihr braucht nur ein wenig mit dem Kopfe zu nicken, und alsbald rührt und regt sich eine zahlreiche Söldnerschaar, eilt zu den Waffen und stellt sich in Schlachtordnung. Aber wenn das Volk jammert, daß trotz seiner Arbeit, ja, gerade wegen dieser Arbeit das Elend es aufreibe; wenn die Gesellschaft von euch zu essen verlangt: dann — haltet ihr eine Rede von der Barmherzigkeit! Eure ganze Energie gehört der Unbeweglichkeit, eure ganze Tugend schwindet zusammen zu einem Ausruf des Bedauerns! Wie der Pharisäer betet ihr für euern Vater, anstatt ihm Nahrung zu reichen. Ja, ja, ich sag' es euch, wir kennen jetzt das Geheimniß eurer Aufgabe: ihr seid nur da, um uns am Leben zu hindern. Nolite ergo imperare, macht euch von dannen! . . .

Wir aber fassen die Aufgabe der Staatsgewalt von einem ganz anderen Gesichtspunkte auf. Wir wollen, daß gerade die Erforschung der Zukunft, das Aufsuchen des Fortschritts, die Sorge für die Freiheit, Gleichheit, Gesundheit und Reichthum Aller die eigenthümliche Arbeit der Regierung sei. Schreiten wir daher muthig vorwärts mit dem Werke unserer Kritik und halten uns fest überzeugt, daß uns, sobald wir die Ursache des Uebels der Gesellschaft, den Urquell ihrer fieberhaften Zustände, den Beweggrund ihrer Krämpfe blosgelegt haben, auch die Kraft nicht fehlen wird, das Heilmittel anzuwenden.

§. 1.

Die Rolle der Maschinen in ihrer Beziehung zur Freiheit.

Die Einführung der Maschinen in der Industrie geht vor sich im Gegensatz zu dem Gesetz der Theilung und gleichsam um das Gleichgewicht herzustellen, welches durch dies Gesetz auf das Tiefste

gefährdet ist. Um den Belang dieser Bewegung richtig zu würdigen und den Geist derselben zu fassen, müssen wir einige allgemeine Betrachtungen anstellen.

Nachdem die modernen Philosophen ihre Jahrbücher gesammelt und geordnet hatten, wurden sie durch die Natur ihrer Arbeit veranlaßt, sich auch mit der Geschichte zu beschäftigen. Dabei gewahrten sie denn nicht ohne Erstaunen, daß die Geschichte der Philosophie im Grunde dasselbe sei wie die Philosophie der Geschichte; ja, daß diese beiden Zweige der Spekulation, die dem Anschein nach so verschieden sind, weiter nichts seien, als s. z. s. die In-Scene-setzung der Metaphysik, welche die ganze Philosophie ist.

Vertheilt man den Stoff der allgemeinen Geschichte in eine gewisse Anzahl von Namen, wie z. B. Mathematik, Naturgeschichte, Socialökonomie u. s. w., so findet man, daß jede dieser Abtheilungen auch Metaphysik enthält. Eben so verhält es sich selbst mit der letzten und äußersten Unterabtheilung der Gesammtheit der Geschichte. Somit liegt jeder Darlegung der Natur oder Industrie die Philosophie zu Grunde. Vor ihr ist weder ein Ansehen der Größe noch der Beschaffenheit und alle Paradigmen lassen sich gleich gut anwenden, um sich vermittelst derselben bis zu den erhabensten Begriffen zu erheben. Kurz, in der bescheidensten Industrie finden wir alle Postulate der Vernunft eben so gut enthalten, wie in den allgemeinsten Wissenschaften. Welcher Unterricht würde daher, wenn man aus jedem Handwerker einen Philosophen, d. h. einen sich zum Allgemeinen erhebenden und wahrhaft synthetischen Kopf bilden wollte, allein schon genügen? Der Unterricht über sein Gewerbe.

Bisher war die Philosophie allerdings wie der Reichthum gewissen Klassen ausschließlich vorbehalten. Wir haben eine Philosophie der Geschichte, eine Philosophie des Rechts und noch einige andere Philosophieen. Es ist dies eine Art von Aneignung, die wie viele andere von eben so edelm Ursprunge verschwinden muß. Um aber diese gewaltige Gleichung zu vollbringen, muß man mit der Philosophie der Arbeit anfangen; nachher kann jeder Arbeiter die Philosophie seines Standes unternehmen.

Jedes Ereigniß der Kunst und Industrie, jede politische oder religiöse Verfassung ist eben so wie jedes organische oder unorganische

Geschöpf nichts als eine Verwirklichung, eine natürliche oder praktische Anwendung der Philosophie. Somit ist die Identität der Natur- und Vernunftgesetze, des Wesens und der Idee erwiesen. Wenn wir daher für unsern Gegenstand die beständige Uebereinstimmung der ökonomischen Erscheinungen mit den reinen Gesetzen des Denkens, die Gleichwerthigkeit des Wirklichen und Idealen in den menschlichen Thatsachen annehmen, so ist dies nichts Anderes als die Wiederholung jenes ewigen Beweises für einen besondern Fall.

Was ist denn in der That unsere Meinung?

Um den Werth zu bestimmen, mit anderen Worten, um die Produktion und Vertheilung der Reichthümer in ihnen selbst zu organisiren, verfährt die Gesellschaft genau so wie die Vernunft in der schaffenden Entwicklung ihrer Begriffe. Anfangs setzt sie eine erste Thatsache, stellt eine erste Hypothese auf, die Theilung der Arbeit, eine wahrhafte Antinomie, deren widerstreitende Ergebnisse sich in der Socialökonomie entfalten, in derselben Weise, wie sich ihre Konsequenzen im Geiste hätten ableiten lassen. So theilt sich die industrielle Bewegung, in Allem der Ableitung der Ideen folgend, in einen doppelten Strom. Der eine enthält die nützlichen Wirkungen, der andere die zerstörenden Folgen, die aber beide gleich sehr nothwendig und die rechtmäßigen Erzeugnisse eines und desselben Gesetzes sind. Um dies doppelseitige Princip harmonisch festzustellen und diese Antinomie zu lösen läßt die Gesellschaft eine zweite erstehen, der bald eine dritte folgt, und in dieser Weise wird der Geist der Gesellschaft fortschreiten auf seiner Bahn, bis er alle seine Widersprüche erschöpft hat — es ist nur eine Annahme und keineswegs erwiesen, daß der Widerspruch in der Menschheit ein Ziel habe — und nun mit einem Satze zurückkehrt zu allen seinen früheren Stellungen und alle seine Probleme in einer einzigen Formel auflöst.

Wenn wir in unserer Darstellung diese Methode der gleichlaufenden Entwicklung der Wirklichkeit und der Idee befolgen, haben wir einen doppelten Vortheil. Zunächst entgehen wir dem Vorwurfe des Materialismus, den man den Oekonomen macht, weil für sie die Thatsachen allein schon deshalb Wahrheiten sind, weil sie eben Thatsachen und zwar materielle Thatsachen sind. Uns dagegen sind

die Thatsachen nicht Materie, denn wir wissen nicht, was dies Wort Materie eigentlich bedeutet, sondern sichtbare Darlegungen unsichtbarer Ideen. Auf diesem Standpunkte haben die Thatsachen nur Beweiskraft, insofern und insoweit sie die Idee darstellen. Darum haben wir auch den Nutzwerth und den Tauschwerth, und weiterhin selbst die Theilung der Arbeit, als unberechtigt und nicht abschließend gültig verworfen, obgleich sie für die Oekonomen von unbedingter Gültigkeit sind.

Andererseits aber kann man uns auch keinen Spiritualismus, Idealismus oder Mysticismus vorwerfen: Uns ist als Ausgangspunkt nur die äußere Darlegung der Idee zulässig, und diese Idee kennen wir nicht, ja sie existirt nicht, so lange sie sich nicht reflektirt, wie das Licht, das nichts sein würde, wenn die Sonne allein in einer leeren Unendlichkeit schwebte. Wir weisen jedes theogonische und kosmogonische a priori, jede Untersuchung über die Substanz, über die Ursache, Ich und Nicht-ich zurück und beschränken uns darauf, die Gesetze des Seins zu suchen und das System seines Erscheinenden so weit zu verfolgen, als die Vernunft reicht.

Im Grunde muß allerdings jedes Wissen zuletzt vor einem Geheimniß stehen bleiben. Ein solches Geheimniß sind z. B. Geist und Materie, die wir als zwei unbekannte Wesenheiten annehmen, welche die Träger aller Erscheinungen seien. Deshalb aber hat man noch kein Recht, zu behanpten, daß das Geheimniß der Ausgangspunkt des Wissens, oder daß der Mysticismus die nothwendige Bedingung der Logik sei. Im Gegentheil, der eigene unwillkührliche Trieb unserer Vernunft geht dahin, den Mysticismus fortwährend zurückzudrängen; sie protestirt von vorne herein gegen jedes Geheimniß, weil das Geheimniß für sie nur dazu taugt, geläugnet zu werden, und die Negation des Mysticismus das Einzige ist, wozu die Vernunft keiner Erfahrung bedarf. (?)

Kurzum, die Thatsachen der Menschengeschichte sind die Fleischwerdung der menschlichen Ideen, und wenn man also die Gesetze der Socialökonomie studirt, so stellt man die Theorie der Vernunftgesetze auf und schafft die Philosophie. Wir können jetzt dem weiteren Verlauf unserer Untersuchungen folgen.

Wir sahen am Ende des vorigen Kapitels den Arbeiter im Kampf mit dem Gesetz der Theilung. Wie wird dieser unermüdliche Oedipus es anfangen, dieses Räthsel zu lösen?

Das sofortige Auftreten der Maschinen ist in der Gesellschaft die Antithese, die umgekehrte Formel der Theilung der Arbeit, die Protestation des industriellen Geistes gegen die entmenschende Theilarbeit. Was ist denn auch eine Maschine anders als eine Art (?) verschiedener Bestandtheile der Arbeit zu vereinigen, welche die Theilung getrennt hatte? Das Wesentliche jeder Maschine läßt sich angeben als eine Zusammenfassung mehrerer Verrichtungen, als eine Vereinfachung der Triebkräfte, als eine Zusammendrängung der Arbeit und Verminderung der Kosten. In allen diesen Beziehungen ist die Maschine das Gegentheil der Theilung. Die Maschine veranlaßt also eine Wiedererhebung des Theilarbeiters, eine Verminderung der Anstrengung für den Handwerker, eine Erniedrigung des Produktenpreises, eine Bewegung im Verhältniß der Werthe, Fortschritte zu neuen Entdeckungen und Wachsthum des allgemeinen Wohlseins. Wie die Entdeckung einer Formel dem Mathematiker eine neue Kraft giebt, eben so ist die Erfindung einer Maschine eine Abkürzung der Verrichtung, welche die Kraft des Producenten vervielfacht, und man kann glauben, daß die Antinomie der Theilung der Arbeit, wenn nicht überwunden, so doch zum Gleichgewicht aufgewogen und neutralisirt werden wird. Man muß in Hrn. Chevaliers Vorlesungen die unzähligen Vortheile lesen, die aus der Mitwirkung der Maschinen für die Gesellschaft hervorgehen: es ist eine wohlthätig ergreifende Schilderung, auf die ich den Leser mit Vergnügen verweise.

Die Maschinen, die sich in der Staatsökonomie im Widerspruch zu der Theilung der Arbeit setzen, stellen die Synthese vor, wie sie sich im menschlichen Geiste der Analyse entgegensetzt; und wie, was sich bald zeigen wird, in der Theilung der Arbeit und in den Maschinen schon die ganze Staatsökonomie gegeben ist, eben so hat man mit der Analyse und der Synthese die ganze Logik, die ganze Philosophie. Der arbeitende Mensch bringt nothwendig bald Theilung, bald wieder Werkzeuge in Anwendung; eben so geht der Denkende nothwendig abwechselnd synthetisch und analytisch zu Werke, und

thut nichts, durchaus nichts mehr als dies. Und weder die Arbeit noch die Vernunft werden jemals darüber hinauskommen: Prometheus wie Neptun erreichen mit drei Schritten das Ende der Welt.

Aus diesen Principien, die eben so einfach und einleuchtend sind, wie Axiome, leiten sich unermeßliche Folgerungen ab.

Da in der Geistesthätigkeit Analyse und Synthese wesentlich unzertrennbar sind, und da auf der anderen Seite die Theorie nur dann berechtigt wird, wenn sie Schritt vor Schritt der Erfahrung folgt, so ergiebt sich, daß die Arbeit, sofern sie Analyse und Synthese, Theorie und Erfahrung in eine stete (einheitliche*) Thätigkeit vereinigt, als eine äußere Form der Logik, mithin als eine Zusammenfassung der Wirklichkeit und der Idee, sich aufs Neue darstellt als allgemeine Weise der Belehrung. Fit fabricando faber.

Von allen Erziehungssystemen ist das abgeschmackteste desjenigen, welches den Geist und die Thätigkeit trennt und den Menschen zerspaltet in zwei unmögliche Wesenheiten, in ein allgemeines Denken (abstracteur) und einen Automaten. Das ist der Grund, warum wir den gerechten Klagen der Herren Chevalier und Dunoyer und aller derer, welche die Reform des Universitätsunterrichts verlangen, unseren Beifall zollen; das ist zugleich der Halt der gehofften Resultate, die wir uns von einer solchen Hoffnung versprochen haben. Wäre die Erziehung vor allen Dingen eine Erziehung durch die Erfahrung und Praxis, und behielte dem Vortrage nur die Erklärung, Zusammenfassung und Aneinanderreihung der Arbeit vor; gestattete man Denjenigen, die mit der Vorstellungskraft und dem Gedächtniß nicht lernen können, mit Augen und Händen zu lernen: so würde man bald mit den Formen der Arbeit auch die Zahl der Befähigten sich vermehren sehen. Jeder würde die Theorie irgend eines Gegenstandes kennen, und dadurch schon die philosophische Sprache verstehen; er könnte gelegentlich, und wäre es auch nur einmal im Leben, schaffen, verändern, vervollkommnen, sein Meisterstück zu Stande bringen, kurz, sich als Mensch erweisen. Die Ungleichheit in der Auffassungskraft des Gedächtnisses würde nichts ändern an der Gleichwerthigkeit der Fähigkeiten, und das Genie würde uns als nichts anderes erscheinen, denn als das, was es in der That ist: als die Gesundheit des Geistes.

Die schönen Geister des 18. Jahrhunderts haben lange hin und her gestritten, was das Genie ausmache, worin es sich unterscheide vom Talent, was zu verstehen sei unter Witz u. s. f. Dieselben Unterschiede, welche in der Gesellschaft die Personen trennen, hatten sie in die geistige Sphäre verpflanzt. Es gab für sie Königs- und Herrschergenies, Fürsten- und Ministergenies; sie hatten ein adliges und bürgerliches Geistreichsein, städtische und ländliche Talente. Ganz unten am Fuß der Stufenleiter lag das rohe Pack der Industriellen, Seelen, die sich kaum im ersten Keimzustande befanden und ausgeschlossen waren vom Ruhm der Auserwählten. Alle rhetorischen Schriften sind noch voll solcher Unverschämtheiten, die das monarchische Interesse, die Eitelkeit der Männer der Literatur und die socialistische Scheinheiligkeit in Ansehen zu erhalten trachten zur ewigen Sklaverei der Nationen und zur Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung der Dinge.

Wenn es aber erwiesen ist, daß alle geistigen Thätigkeiten auf zwei hinauskommen, die Analyse und Synthese, die nothwendig untrennbar, wiewohl unterschieden sind; wenn also, was daraus unabweisbar folgt, trotz der unendlichen Mannichfaltigkeit der Arbeiten und Studien der Geist doch immer nur wieder an demselben Gewebe webt, so ist der Mann von Genie nichts anderes als ein Mensch von guter Leibesverfassung, der viel gearbeitet, viel nachgedacht, viel analysirt, verglichen, klassificirt, zusammengefaßt und geschlossen hat, während der beschränkte Kopf, der bei einem landesüblichen alten Schlendrian festhockt, anstatt seine Fähigkeiten zu entwickeln, seinen Geist durch Faulheit und Automatenthum abgetödtet hat. Es ist abgeschmackt, als naturverschieden zu unterscheiden, was in der Wirklichkeit nur altersverschieden ist, und dann die verschiedenen Entwickelungsstufen oder die Zufälle eines unwillkührlichen Waltens, das durch Arbeit und Erziehung von Tag zu Tag mehr verschwinden muß, in Privilegien und Ausschließlichkeiten umzustempeln.

Die Phrasenmacher in der Psychologie, welche die menschlichen Seelen eingetheilt haben in Dynastieen, edle Racen, bürgerliche Familien und Proletarier, hatten gleichwohl bemerkt, daß das Genie nicht universell sei, sondern seine besondere Eigenthümlichkeit habe. Demnach wurden Männer, wie Homer, Plato, Phidias, Archimedes,

Cäsar u. s. w., die ihnen lauter Genies ersten Ranges in ihrem Fach zu sein schienen, für gleich und für die Herrscher verschiedener Königreiche erklärt. Welche Inkonsequenz! Verräth denn nicht die besondere Richtung des Genies eben das Gesetz der Gleichheit der Geister? Oder ist nicht andererseits die Beständigkeit des Erfolges beim Produkt des Genies der Beweis, daß es verfährt nach Principien, die ihm fremd sind, und die Bürgschaft für die Vollkommenheit seiner Werke bilden, so lange er ihnen gewissenhaft und sicher folgt? Diese Apotheose des Genies, die mit offenen Augen geträumt wird von Leuten, deren Geschwätz stets unfruchtbar bleiben wird, könnte uns glauben lassen an die angeborene Dummheit der Mehrzahl der Sterblichen, wenn sie nicht selbst der schlagende Beweis wäre für ihre Fähigkeit, sich fortwährend zu vervollkommnen.

Nachdem also die Arbeit die Befähigungen in Unterschied gebracht und ihr Gleichgewicht vorbereitet hat durch die Theilung der Industrieen, vervollkommnet sie, wenn ich so sagen darf, die Ausrüstung des Geistes durch die Maschinen. Nach dem Zeugniß der Geschichte wie nach der Analyse, und ungeachtet der Antagonismen der ökonomischen Principien unterscheidet sich der Geist der Menschen nicht in Bezug auf Macht, Klarheit oder Umfang, sondern zu allererst durch die besondere Richtung, oder, wie die Schule sagt, durch die qualitative Bestimmtheit; zweitens aber durch Uebung und Erziehung. Beim Einzelnen also wie beim Gesammtmenschen ist der Geist mehr eine Fähigkeit, welche wird, sich formet und entwickelt, quae fit, als eine Wesenheit oder Entelechie, die schon vor der Lehrlingszeit fertig da wäre. Die Vernunft, oder welchen Namen man ihr auch geben mag, Genie, Talent, Kunstsinn, ist in ihrem ersten Ausgangspunkte eine kahle und träge Tüchtigkeit [1]), welche allmälig wächst, stärker wird, ihre Färbung erhält und sich bis ins Unendliche bestimmt und abschillert. In der Bedeutung seiner Errungenschaft, kurz, in seinem Kapital ist der Geist der Individuen, und wird er stets verschieden sein; als Macht (potentia*) aber ist er ursprünglich

1) Virtualité: *δυναμις*, potentia; die Uebersetzung durch „Tüchtigkeit" ist im Sinne des etymologischen Zusammenhangs mit „taugen", plattdeutsch „tuge" (däg) „Tugend", zu nehmen.

bei Allen gleich, und der sociale Fortschritt muß der sein, daß er ihn durch unausgesetzte Vervollkommnung seiner Mittel zuletzt wieder bei Allen gleich macht. Sonst würde die Arbeit für die einen ein Privilegium, für die anderen eine Plage bleiben.

Allein das Gleichgewicht der Befähigungen, dessen Vorspiel wir in der Theilung der Arbeit gesehen, macht nicht die ganze Bestimmung der Maschinen aus, und die Absichten der Vorsehung reichen viel weiter. Mit der Einführung der Maschinen in die Oekonomie erhält die Freiheit ihren Aufschwung.

Die Maschine ist das Symbol der menschlichen Freiheit, das Wappen unserer Herrschaft über die Natur, das Herrscherzeichen unserer Macht, der Ausdruck unseres Rechts, das Sinnbild unserer Persönlichkeit. Freiheit und Geist machen den ganzen Menschen aus; denn wenn wir jede Spekulation über das Wesen des Menschen vom Standpunkt der Substanz (Geist und Materie) aus als mystisch und unverständlich von uns weisen, so bleiben uns nur zwei Kategorieen von Darlegungen übrig, von denen die erstere alles das in sich begreift, was wir Erregung, Begierde, Leidenschaft, Anziehung, Trieb, Gefühl nennen, während die andere alle Erscheinungen umfaßt, die wir als Aufmerksamkeit, Wahrnehmung, Gedächtniß, Vorstellung, Vergleichung, Urtheil, Denken u. s. w. bezeichnen. Der organische Apparat ist keineswegs als das Princip oder die Grundlage dieser beiden Ordnungen von Fähigkeiten anzusehen, vielmehr als die synthetische und positive Verwirklichung, als der lebendige und harmonische Ausdruck derselben. Denn wie dereinst aus der Jahrhunderte langen Thätigkeit der Menschheit, vermöge deren sie ihre widerstreitenden Principien in die Wirklichkeit hinaustreten läßt, die gesellschaftliche Organisation als Ergebniß hervorgehen muß, eben so ist der Mensch zu fassen als das Ergebniß zweier Reihen von Tüchtigkeiten.

Nachdem sich also die Staatsökonomie als Logik gesetzt hat, setzt sie sich im weiteren Verfolg ihres Werkes als Psychologie. Die Erziehung des Geistes und der Freiheit, mit einem Wort, des Wohlseins des Menschen, lauter gleichbedeutende Ausdrücke, bezeichnen das gemeinsame Ziel der Staatsökonomie und Philosophie. Wenn wir die Gesetze der Produktion und der Vertheilung der Reichthümer

bestimmen, so bringen wir dadurch a posteriori die Philosophie und das Recht zu Stande: wohin wir uns auch wenden mögen, wir stehen stets mitten in der Metaphysik.

Versuchen wir jetzt, mit Hülfe der von der Psychologie und von der Staatsökonomie gegebenen Sätze, die Freiheit zu definiren.

Wenn es erlaubt ist, sich die menschliche Vernunft in ihrer Ursprünglichkeit vorzustellen als ein lichtvolles und nachdenkendes Atom, das die Möglichkeit in sich trägt, eines Tages das Weltall darzustellen, im ersten Augenblick aber von jeder Vorstellung leer ist [1]), so kann man in gleicher Weise die Freiheit beim ersten Auftreten des Bewußtseins ansehen als einen lebenden Punkt, punctum saliens, als eine unbestimmte, blinde oder vielmehr gleichgültige unwillkührliche Selbständigkeit, welche die Fähigkeit hat, alle möglichen Eindrücke, Stimmungen und Neigungen zu empfangen. Die Freiheit ist die Fähigkeit zu handeln oder nicht zu handeln, die vermöge einer Wahl oder Bestimmung [2]) (ich setze das Wort Bestimmung hier so-

---

1) Was ist aber diese Vorstellung anders als ein abstrakter Mythus, der in gleicher Weise, wie die religiöse Mythologie das menschliche Wesen als bestimmte menschliche Gestalten, Götter, Heroen u. s. f. der Welt unterlegt, so dies Wesen als eine Idee der Wirklichkeit voraussetzt, um diese aus ihr abzuleiten, anstatt umgekehrt zu verfahren, und die Idee aufzuzeigen als den allgemeinen Inhalt, den die menschliche Thätigkeit aus der unendlichen Mannichfaltigkeit der Erscheinungen s. z. s. destillirt hat? A. d. Uebers.

2) Jede Wahl ist eine Bestimmung, jede Bestimmung eine Wahl. Ich kann den Apfel essen oder nicht essen; der Apfel und mein Appetit, welcher wieder nicht eine nichtbestimmte freie Urregung, sondern das Resultat einer Körperstimmung ist, die von äußeren Einwirkungen ausgeht, bestimmen mich zum Ersteren, und wiederum der Apfel (z. B. seine Unansehnlichkeit) und mein Nichtappetit, von dem ganz dasselbe gilt, was eben vom Appetit gesagt wurde, zum Zweiten. Das Wählen ist eben weiter nichts, als eine im Menschen zur bewußten That verklärte Naturnothwendigkeit, und nur daß der Mensch im Stande ist, eine ganze Reihe auf ihn einwirkender Bestimmungen zu überblicken und den Werth ihrer Folgen, d. h. die größere oder geringere Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit zum Theil im Voraus zu beurtheilen, welche ihm zu Theil wird, je nachdem er ihrer Einwirkung nachgiebt und widersteht, macht seine Fähigkeit zu wählen, seine Freiheit aus. Immer ist sowohl das Ja als das Nein, das er sich zuruft, die Hingabe an eine Bestimmung, wie der Widerstand gegen dieselbe, also eben so sehr die Befriedigung wie die Nichtbefriedigung des betreffenden Verlangens, in das sich die Be-

wohl in seiner aktiven als in seiner passiven Bedeutung) aus ihrer Gleichgültigkeit heraustritt und zum Willen wird.

Ich meine also, daß die Freiheit in gleicher Weise, wie die Geistigkeit von Natur eine unbestimmte, formlose Fähigkeit ist, welche ihre Werthung und ihren Charakter erst von den Eindrücken der Außenwelt erwartet, mithin eine ursprünglich negative Fähigkeit, die aber allmälig Bestimmtheit und Gestalt gewinnt durch die Uebung, d. h. durch die Erziehung.

Hr. Dunoyer giebt eine Definition der Freiheit, die mit der meinigen zusammenhalten, deren Richtigkeit vollends darthun wird.

„Freiheit nenne ich das Vermögen, welches der Mensch erwirbt, von seinen Kräften desto leichter Gebrauch zu machen, je mehr er sich der Hindernisse entledigt, welche die Ausübung derselben ursprünglich verhinderten. Ich sage, er ist um so freier, je mehr er sich befreit hat von den Ursachen, die ihn verhinderten, sich ihrer zu

---

stimmung für ihn verwandelt, das Resultat einer Abwägung verschiedener Bestimmungen, und somit selbst eine Bestimmung. Der Gegensatz zwischen Freiheit und Nothwendigkeit ist darum ein falscher, weil unser Organismus aus denselben Elementen besteht, welche die uns äußere Natur bilden, weil er also allen und denselben Gesetzen in gleichem Grade unterthan ist, die wir als das Allgemeine aus den Naturerscheinungen abziehen, mithin jede seiner Regungen, und wäre es die launenhafteste, barockeste, scheinbar allerwillkührlichste, eine naturnothwendige ist. Wir können absolut nichts anderes wirklich wollen, als solches, wozu sowohl der Antrieb, als die Möglichkeit, und wäre sie auch eine fern-zukünftige, in der Natur liegt. Unser Wissen ist nichts als Wissen von der Natur, unser Denken nichts als Zusammenfassung und Anordnung der Naturerscheinungen, unsere größere Fähigkeit zu wählen, die Freiheit, nur die in der menschlichen Leiblichkeit angelegte, durch die Geschichte entwickelte Gabe, stets eine Gesammtheit von Bestimmungen zu kombiniren, und unsere Handlung durch Beurtheilung ihrer Werthe für die Gegenwart sowohl, als für die Zukunft abzumessen, während die Thiere mehr oder minder an dem örtlichen Hier, an dem zeitlichen Jetzt haften, und sich dem Trieb, dieser Verbindung des äußeren Bestimmten mit ihrem bestimmtwerdenden Organismus hingeben, wiewohl auch sie unstreitig eines Grades von Wählfähigkeit und Freiheit genießen, die ja selbst in der Pflanze noch nicht völlig erloschen ist, und erst auf der tieferen Stufe des sogenannten Unorganischen zur bloßen Wahlverwandtschaft herabsinkt, in welcher die sehende Wahl ganz aufhört und die blinde Nothwendigkeit eintritt. Kurz, die Freiheit ist nichts anderes als, wie Hegel schön gesagt hat, die verklärte Nothwendigkeit. A. d. Ueberf.

bedienen, je weiter er diese Ursachen von sich entfernt hat, je mehr er den Kreis seiner Wirkungskraft ausgedehnt und von Hemmnissen gesäubert hat. . . . So sagt man, Jemand habe einen freien Geist, er genieße großer geistiger Freiheit nicht bloß, wenn seine Denkkraft durch keine äußere Gewalt gestört wird, sondern auch, wenn sie weder durch einen Rausch getrübt, noch durch eine Krankheit geschwächt, noch auch durch Mangel an Uebung in Ohnmacht erhalten wird."

Hr. Dunoyer nimmt die Freiheit nur von ihrer negativen Seite, nämlich so, als wäre sie weiter nichts als gleichbedeutend mit einer „Erlösung von Hindernissen." Dann aber wäre die Freiheit nicht eine menschliche Fähigkeit, sondern gar nichts. Sehr bald aber erfaßt Hr. Dunoyer, obschon er bei seiner unvollständigen Definition bleibt, die wahre Seite der Sache, und sagt, wenn der Mensch eine Maschine erfinde, so fördere er seine Freiheit, nicht, wie wir sagen, weil er sie bestimmt, sondern weil er ihr eine Schwierigkeit aus dem Wege räumt. „So ist die artikulirte Sprache ein besseres Instrument, als die Zeichensprache; man hat also mehr Freiheit, seine Gedanken auszudrücken und dem Geiste des Anderen einzuprägen, wenn man sich des Worts, als wenn man sich der Geberden bedient. Das geschriebene ist ein noch mächtigeres Instrument, als das gesprochene Wort, man kann also freier auf den Geist Anderer einwirken, wenn man das Wort dem Auge vorzuführen, als wenn man es blos auszusprechen versteht. Die Presse ist ein zwei- oder dreihundert Mal mächtigeres Instrument als die Feder: man hat also zwei oder dreihundert Mal mehr Freiheit, sich mit anderen Menschen in Verbindung zu setzen, wenn man seine Gedanken durch den Druck, als wenn man sie blos durch die Schrift verbreiten kann."

Ich will nicht alles Unrichtige und Unlogische aufstechen, was diese Darstellung der Freiheit enthält. Seit Destutt de Tracy, dem letzten Vertreter der Philosophie Condillacs, hat sich der philosophische Sinn bei den Oekonomen der französischen Schule verdunkelt. Die Furcht vor der Ideologie hat ihre Sprache verdreht, und man wird, wenn man sie liest, recht inne, daß die Verehrung des Thatsächlichen sie sogar um das letzte Gefühl der Theorie gebracht hat. Lieber will ich zeigen, daß Hr. Dunoyer und mit ihm die Staats-

ökonomie sich in Bezug auf das Wesen der Freiheit nicht getäuscht hat, als einer Kraft, Energie und Selbstthäigkeit, die sich bei allen ihren Handlungen gleich bleibt, mithin in gleichem Maaße jeder guten oder schlechten, nützlichen oder schädlichen Bestimmung fähig ist. Hr. Dunoyer hat die Wahrheit sowohl geahnt, daß er selbst schreibt: „Statt die Freiheit anzusehen als ein Dogma, will ich sie darstellen als ein Resultat; statt als ein Attribut des Menschen, will ich sie als ein Attribut der Civilisation aufzeigen, und anstatt Regierungsformen zu ersinnen, die geeignet wären, sie einzurichten, will ich nach besten Kräften auseinanderzusetzen suchen, wie sie aus allen unseren Fortschritten hervorgeht."

Dann setzt er nicht minder richtig hinzu:

„Man wird einsehen, wie sehr diese Methode abweicht von der Methode jener dogmatischen Philosophen, die nur von Rechten und Pflichten sprechen, und was die Regierungen zu thun verpflichtet, die Nationen zu fordern berechtigt seien u. s. w. Ich sage nicht salbungsvoll: die Menschen haben das Recht, frei zu sein; sondern beschränke mich auf die Frage: wie geht es zu, daß sie es werden?"

Hiernach kann man den Gedanken des von Hrn. Dunoyer beabsichtigten Werks in ein Paar Zeilen zusammenfassen: „Uebersicht der Hindernisse, welche die Freiheit hemmen, und der Mittel (Instrumente, Methoden, Ideen, Bräuche, Religionen, Regierungen u. s. f.), welche sie befördern." Ohne die vorkommenden Auslassungen wäre das Werk des Hrn. Dunoyer schon selbst die Philosophie der Staatsökonomie.

Nachdem also die Staatsökonomie das Problem der Freiheit gestellt hat, liefert sie uns von derselben eine Definition, die in allen Punkten mit der übereinkommt, welche die Psychologie giebt. So schreitet allmälig das Studium des Menschen von der Betrachtung des Ich zur Beobachtung der Wirklichkeiten.

Wie nun die Bestimmungen der Vernunft im Menschen den Namen Ideen bekamen, eben so wurden die Bestimmungen der Freiheit als Wollen, Fühlen, als Gewohnheiten und Sitten bezeichnet. Als nun die Sprache, die von Natur bildlich ist, fortfuhr die Elemente der ersten Psychologie zu liefern, wurde es Gebrauch, den Ideen die Geisteskraft, dem Wollen, Fühlen u. s. f. das Gewissen

als Sitz anzuweisen. Alle diese Abstraktionen wurden von den Philosophen lange Zeit für Wirklichkeiten gehalten, und Keiner von ihnen ward es gewahr, daß die ganze Vertheilung der Seelenfähigkeiten weiter nichts als ein Werk der Phantasie, und ihre Psychologie nichts als eine täuschende Luftspiegelung sein könne.

Doch wie dem auch sei, wenn wir jetzt diese beiden Ordnungen von Bestimmungen, die Vernunft und die Freiheit, fassen als vereinigt und durch die Organisation begründet in einer lebendigen Person, so werden wir sogleich begreifen, daß sie einander einen gegenseitigen Beistand gewähren und in Wechselwirkung zu einander stehen müssen. Wenn aus Irrthum oder Unachtsamkeit der Vernunft die Freiheit, die von Natur blind ist, eine falsche und schädliche Gewohnheit annimmt, wo wird dies selbst nicht lange ohne Wirkung auf die Vernunft bleiben. Anstatt wahrer, den natürlichen Verhältnissen der Dinge entsprechender Ideen wird sie nichts als Vorurtheile behalten, die nachher um so schwieriger aus dem Geiste auszurotten sind, je lieber sie dem Bewußtsein durch ihr Alter werden. In diesem Zustande vermindern sich Vernunft und Freiheit; die erstere wird gestört in ihrer Entwickelung, die zweite niedergehalten in ihrem Aufschwunge, der Mensch aber irre geleitet und somit böse und zugleich unglücklich.

So hatte in Folge einer widersprechenden Wahrnehmung und einer unvollständigen Erfahrung die Vernunft durch den Mund der Oekonomen den Ausspruch gethan, es gebe keine Regel für den Werth, und das Gesetz des Handels sei Angebot und Begehr. Sogleich ergab sich die Freiheit dem ungezügelten Triebe des Ehrgeizes, dem Egoismus, dem Spiele. Der Handel war bald nichts mehr als ein Wetten unter Beobachtung gewisser Polizeiregeln; aus den Quellen des Reichthums entsprang die Armuth. Der Socialismus, selbst ein Sklave des hergebrachten Schlendrians, wußte weiter nichts zu thun, als gegen die Wirkungen zu protestiren, anstatt sich gegen die Ursachen zu erheben. Die Vernunft aber mußte beim Anblick so vieler Uebel eingestehen, daß sie einen falschen Weg gegangen.

Zum Wohlsein gelangen kann der Mensch nur so lange, wie seine Vernunft und Freiheit nicht allein in Uebereinstimmung wandeln, sondern auch in ihrer Entwickelung niemals stillstehen. Da nun

der Fortschritt der Freiheit eben so wie der der Vernunft unendlich ist, und da überdies diese beiden Mächte innig und sammtverbindlich mit einander vereinigt sind, so muß man schließen, daß die Freiheit um so vollkommner ist, je mehr sie sich in Gemäßheit der Vernunftgesetze bestimmt, welche die der Dinge sind, und daß, wenn diese Vernunft unendlich wäre, die Freiheit ebenfalls unendlich werden würde. Mit anderen Worten: die Völle der Freiheit liegt in der Völle der Vernunft: summa lex, summa libertas.

Diese Vorbemerkungen waren unerläßlich, um die Rolle der Maschinen richtig zu würdigen und die Verkettung der ökonomischen Entwicklungsstufen hervortreten zu lassen. Ich erinnere den Leser bei dieser Gelegenheit, daß ich nicht eine Geschichte nach der Zeitfolge, sondern eine nach der Ideenfolge schreibe. Die ökonomischen Phasen oder Kategorieen sind in ihrer Darlegung bald gleichzeitig, bald folgen sie sich in umgekehrter Ordnung, und hieraus entsteht die große Schwierigkeit, welche die Oekonomen jederzeit empfunden haben, ihre Ideen in ein System zu bringen, hieraus der chaotische Wirrwarr in ihren Werken, selbst solchen, die in anderer Hinsicht sehr zu empfehlen sind, wie die Schriften von Ad. Smith, Ricardo und J. B. Say. Nichts desto weniger haben die ökonomischen Theorieen dennoch ihre logische Aufeinanderfolge und ihre Reihe im Verstande. Diese Ordnung schmeichle ich mir entdeckt zu haben, und durch sie ist dies Werk sowohl eine Philosophie als eine Geschichte. —

§. 2.

Der Widerspruch der Maschinen. — Ursprung des Kapitals.

Die Maschinen vermindern die Anstrengung des Arbeiters und kürzen und vermindern die Arbeit. Diese wird dadurch mit jedem Tage mehr angeboten und weniger begehrt. Zwar stellt sich das Verhältniß allmälig wieder her, weil die Preiserniedrigung den Verbrauch steigert, und der Arbeiter wird zurückgerufen. Da jedoch die industriellen Verbesserungen unaufhörlich fortgehen und stets dahin streben, die Menschenarbeit von der Maschine verrichten zu lassen, so ist auch ein beständiges Streben da, die Leistungen zu kürzen, und

somit aus der Produktion der Arbeiter herauszuschaffen. In der staatsökonomischen Ordnung verhält es sich aber gerade wie in der geistigen: außerhalb der Kirche kein Heil, ohne Arbeit kein Lebensunterhalt. Gesellschaft und Natur kennen beide kein Mitleid und reichen sich übereinstimmend die Hand zur Ausführung dieses neuen Urtheils.

„Wenn eine neue Maschine, sagt J. B. Say, oder überhaupt ein abkürzendes Verfahren eine bereits in Ausübung begriffene menschliche Arbeit ersetzt, so bleibt ein Theil der industriellen Arme, deren Dienst einen zweckmäßigen Ersatz gefunden, ohne Beschäftigungen. — Eine neue Maschine ersetzt also die Arbeit einer Anzahl von Arbeitern, ohne daß die Menge der producirten Sachen abnimmt; denn sonst würde man sich hüten, sie einzuführen; sie versetzt den Ertrag (so daß er in noch größerem Verhältniß dem Kapitalisten mehr zu Gute kommt, als dem Arbeiter*). Allein die fernere Wirkung gereicht den Maschinen nur zum Vorzuge: denn wenn die Fülle des Produkts und die Mäßigkeit des Preises den Verkaufswerth herunterbringen, so gewinnen die Konsumenten, d. h. alle Leute.

Der Optimismus Say's ist logisch und thatsächlich unrichtig. Es handelt sich hier nicht bloß um eine kleine Anzahl von Ereignissen, die während eines Zeitraums von drei Jahrtausenden durch die Erfindung von zwei oder drei Maschinen eingetreten, sondern um eine regelmäßige, beständige und allgemeine Erscheinung. Nachdem der Ertrag, wie Say sagt, durch eine Maschine versetzt ist, geschieht dasselbe wieder durch eine andere, durch eine dritte, und so immer fort, so lange noch Arbeit zu verrichten und ein Austausch zu bewerkstelligen bleibt. So muß die Erscheinung dargestellt und ins Auge gefaßt werden: dann aber, wir müssen es zugeben, gewinnt sie ein ganz anderes Ansehen. Die Versetzung des Ertrages, die Verminderung der Arbeit und des Lohnes ist eine chronische, bleibende, unzerstörbare Geißel, eine Art von Cholera, die bald als Guttenberg, bald als Arkwright auftritt, bald Jacquard und James Watt, bald Marquis von Jouffroy heißt. Nachdem das Ungeheuer mehr oder minder lange Zeit unter einer Form gewüthet hat, nimmt es eine andere an; die Oekonomen glauben, es sei nun fort, und rufen als-

bald: Es war Nichts! Ruhig und zufrieden stützen sie sich mit der ganzen Wucht ihrer Dialektik auf die positive Seite der Frage und kneifen die Augen zu für die Zerstörer, außer daß sie, wenn man ihnen wieder von Elend spricht, wieder mit ihren Predigten loslegen über die Sorglosigkeit und Trunksucht der Arbeiter.

Im Jahre 1750, bemerkt Hr. Dunoyer, und hiervon mag man sich einen Maaßstab abnehmen für alle diese nach der Studirlampe riechenden Darstellungen derselben Art, — im Jahre 1750 betrug die Bevölkerung des Herzogthums Lancaster . 300,000 Seelen.

„Im J. 1801 war sie durch die Ausbildung der Spinnmaschinen gestiegen auf . . . . 672,000 =

„Im J. 1831 betrug sie . . . . . 1,336,000 =

„Die Baumwollenindustrie beschäftigte vor Erfindung der Maschinen . . . . . 40,000 Arbeiter und beschäftigt jetzt . . . . . 1,500,000 = "

Hr. Dunoyer setzt hinzu, daß damals, als die Zahl der bei dieser Arbeit beschäftigten Arbeiter sich so außerordentlich vergrößerte, der Preis der Arbeit ein und ein halb Mal höher wurde. Da also die Bevölkerung nur der industriellen Bewegung folgte, war ihr Anwachsen eine normale und vorwurfsfreie, ja, eine glückliche Thatsache, da man sie zur Ehre und zum Ruhm der mechanischen Entwicklung anführt. Plötzlich aber macht Hr. Dunoyer eine Wendung: Da es der Menge von Maschinenspinnereien bald an Arbeit gebrach, so mußte der Lohn nothwendig sinken; die Bevölkerung, welche die Maschinen hervorgerufen, sah sich von den Maschinen im Stich gelassen. Hr. Dunoyer meint nun, das übertriebene Heirathen sei die Ursache der Noth. Der englische Handel zieht bei seinem ungeheueren Absatz von allen Seiten Arbeiter herbei und veranlaßt zur Ehe; so lange die Arbeit im Ueberfluß vorhanden, ist die Ehe ein vortrefflich Ding, deren Wirkungen man gern zu Gunsten der Maschinen anführt. Sobald aber der Absatz schwankt und Arbeit und Lohn fehlen, schreit man über die Uebertreibung der Ehe, und beschuldigt die Unüberlegtheit der Arbeiter. Die Staatsökonomie, d. h. der Eigenthumsdespotismus kann nie Unrecht haben: das Unrecht muß auf Seiten des Proletariats liegen.

Man hat so manches Mal die Buchdruckerei als Beispiel angeführt, und stets im Sinne des Optimismus. Die Anzahl derer, welche gegenwärtig von der Bücherfabrikation leben, ist vielleicht tausend Mal so groß, als die der Abschreiber und Ausmaler vor Guttenberg; mithin, schließt man mit zufriedener Miene, mithin hat die Buchdruckerkunst Niemand Unrecht gethan. Aehnliche Thatsachen lassen sich in unendlicher Menge anführen, ohne daß man eine einzige ablehnen könnte, aber auch ohne daß die Frage dadurch um einen Schritt weiter käme. Noch einmal, Niemand stellt es in Abrede, daß die Maschinen zum allgemeinen Wohlsein beigetragen: aber ich behaupte angesichts dieser unläugbaren Thatsache, daß die Oekonomen gegen die Wahrheit sündigen, wenn sie in unbedingter Weise behaupten, die Vereinfachung des Verfahrens habe nirgend die Folge gehabt, die Anzahl der bei irgend einer Industrie beschäftigten Armen zu vermindern. Vielmehr hätten die Oekonomen sagen müssen, daß die Maschinen eben so wie die Theilung der Arbeit in dem gegenwärtigen System der gesellschaftlichen Oekonomie eben so sehr eine Quelle des Reichthums, als eine fortdauernde schicksalsnothwendige Ursache der Noth sind.

„Im Jahre 1836 wurden in einer Fabrik in Manchester neun Stühle von je dreihundert und vierundzwanzig Spindeln von vier Spinnern bedient. In der Folge verdoppelte man die Länge der Wagen und brachte jeden auf sechshundert und achtzig Spindeln, und zwei Leute reichten aus, sie zu bedienen."

Das ist die rohe Thatsache der Beseitigung des Arbeiters durch die Maschine. Durch eine einfache Kombination werden drei Arbeiter von vieren beseitigt; was thut es, daß nach fünfzig Jahren, wenn die Bevölkerung des Erdballs sich verdoppelt, der Absatz Englands sich vervierfacht haben und neue Maschinen gebaut werden, die englischen Manufakturisten ihre Arbeiter wieder annehmen? Gedenken sich etwa die Oekonomen auf die Bevölkerungszunahmen zu Gunsten der Maschinen zu berufen? Dann mögen sie der Malthusschen Theorie entsagen und aufhören, gegen die übertriebene Fruchtbarkeit der Ehen zu predigen.

„Man blieb dabei nicht stehen. Bald erlaubte eine neue mechanische Verbesserung, durch einen Arbeiter die Arbeit machen zu lassen, welche bisher vier beschäftigte.“ — Eine neue Verminderung der Handverrichtung um drei Viertel: zusammen eine Beschränkung der Menschenarbeit um fünfzehn Sechzehntel.

„Ein Fabrikant aus Bolton schreibt: die Verlängerung der Wagen an unseren Stühlen macht es uns möglich, nur sechsundzwanzig Spinner anzustellen, wo wir im J. 1837 fünfunddreißig brauchten.“ — Eine fernere Decimirung der Arbeiter: unter Vieren immer ein Opfer.

Ich entnehme diese Thatsachen der Revue Economique von 1842, und Jeder weiß ähnliche anzuführen. Ich habe selbst der Einführung der Schnellpressen beigewohnt und kann sagen, daß ich mit eigenen Augen gesehen habe, was die Drucker dadurch litten. Seit dem fünfzehn- oder zwanzigjährigen Bestehen des Maschinendruckes hat sich ein Theil der Arbeiter wieder auf den Satz gelegt, andere haben ihr Gewerbe aufgegeben, mehrere sind in Elend gestorben: das ist die Weise, in der sich die Entlassung der Arbeiter in Folge industrieller Neuerungen bewerkstelligt. — Vor zwanzig Jahren thaten achtzig Gespann Pferde den Schiffsschleppdienst von Beaucaire nach Lyon; sie sind sämmtlich verschwunden und haben etwa zwanzig Dampfböten weichen müssen. Der Handel hat dadurch unstreitig gewonnen; aber was ist aus den Flußschiffern und aus den Leuten geworden, welche den Schleppdienst besorgten? Haben sie sich von den Kähnen auf die Dampfböte begeben? Nein: sie sind eben hingegangen, wohin alle außer Nahrung gesetzten Gewerbszweige hingehen, sie sind verschwunden.

Ueberdies werden die folgenden Documente, die ich derselben Quelle entnehme, eine bestimmtere Vorstellung geben von dem Einfluß der Industrievervollkommnung auf das Loos der Arbeiter.

„Der durchschnittliche Wochenlohn in Manchester beträgt 12 Fr. 50 C. (10 Schilling). Unter 450 Arbeitern sind nicht 40, die 25 Fr. verdienen.“ — Der Verfasser des Artikels bemerkt ausdrücklich, daß ein Engländer fünf Mal mehr verbraucht als ein Franzose. Es ist also, als wenn ein Arbeiter in Frankreich mit 2 Fr. 50 C. wöchentlich leben müßte.

Edinburger Revue von 1835: „den Wagen von Sharpe und Robert in Manchester verdankt man einem Bündniß der Arbeiter (welche ihren Lohn nicht wollten herabsetzen lassen), und diese Erfindung hat die unklugen Verbündeten hart gezüchtigt.“ — Ein „Gezüchtigter“ würde die Züchtigung verdient haben. Die Erfindung von Sharpe und Robert mußte aus ihrer Lage hervorgehen; die Weigerung der Arbeiter, sich die Herabsetzung ihres Lohns gefallen zu lassen, war weiter nichts als die veranlassende Gelegenheit. Sollte man nicht nach der rachsüchtigen Miene, die das Edinburger Blatt annimmt, meinen, daß die Maschinen eine rückwirkende Kraft haben?

Ein englischer Manufakturist sagt: „Die Widerspänstigkeit unserer Arbeiter hat uns darauf denken lassen, uns ohne sie zu behelfen. Wir haben alle irgend denkbare Geisteskraft und Anstrengung aufgeboten, um die Verrichtungen der Menschen durch gelehrigere Werkzeuge zu ersetzen, und es ist uns gelungen. Die Mechanik hat das Kapital befreit von der Bedrückung durch die Arbeit. Ueberall, wo wir noch einen Menschen anstellen, geschieht es nur vorläufig in der Erwartung, daß man das Mittel erfinde, seine Leistung ohne ihn zu verrichten.“

Was ist das für ein System, das einen Geschäftsmann mit Seligkeit denken läßt, die Gesellschaft werde sich bald ohne Menschen behelfen können! Die Mechanik hat das Kapital befreit von der Bedrückung durch die Arbeit! Es ist genau dasselbe, als wenn das Ministerium es unternähme, das Budget zu befreien von der Bedrückung durch die Steuerpflichtigen. Sinnloser! wenn deine Arbeiter dir Geld kosten, so sind sie auch deine Käufer: was willst du mit deinen Produkten anfangen, wenn sie, von dir fortgejagt, sie nicht mehr verbrauchen können? So bleibt es also nicht aus, daß der Gegenstoß der Maschinen, nachdem er die Arbeiter erdrückt, auch die Herren trifft; denn wenn die Produktion die Konsumtion ausschließt, so wird sie selbst bald gezwungen, Stillstand zu machen.

„Im vierten Quartal des J. 1841 machten vier große Bankerotte, die in einer Manufakturstadt Englands ausbrachen, 1720 Personen brot- und obdachlos.“ — Die Ursache dieser Ban-

kerotte war die Ueberproduktion, also der ungenügende Absatz oder der Nothstand des Volkes. Wie schade, daß die Mechanik das Kapital nicht auch von der Bedrückung durch die Konsumenten befreien kann! welch ein Unglück, daß die Maschinen die Gewebe, welche sie fabriciren, nicht auch selbst kaufen! Das wäre das Ideal der Gesellschaft, wenn Handel, Ackerbau und Industrie ihr Wesen forttreiben könnten, ohne daß ein Mensch auf Erden wäre!

„In einer Gemeinde von Yorkshire wurden die Arbeiter neun Monate lang nur zwei Tage wöchentlich beschäftigt." — Maschinen!

„In Geston wurden zwei Fabriken, die man auf 60,000 Pfd. Sterling abschätzte, für 26,000 Pfd. St. verkauft." — Sie producirten mehr, als sie verbrauchen konnten. Maschinen!

„Im Jahre 1841 verminderte sich in den Fabriken die Zahl der Kinder unter dreizehn Jahren, weil die Kinder über dreizehn Jahre ihre Stelle einnehmen." — Maschinen! Der erwachsene Arbeiter wird wieder zum Lehrling, zum Kinde: dies Resultat ließ sich schon in der Phase der Arbeitstheilung vorhersehen, wo wir sahen, daß die Beschaffenheit des Arbeiters sich verschlechtern muß in dem Maaße, als die Industrie sich vervollkommnet.

Schließlich macht der Journalist folgende Bemerkung: „Seit 1836 ist die Baumwollenindustrie im Rückschritt begriffen." — D. h. sie steht nicht mehr im Verhältniß zu den anderen Industrieen. Ein zweites Resultat, das ebenfalls von der Theorie der Verhältnißmäßigkeit der Werthe vorhergesehen wurde.

Gegenwärtig scheinen die Arbeiterbündnisse und Auflehnungen auf allen Punkten Englands aufgehört zu haben, und die Oekonomen freuen sich mit Recht über diese Rückkehr zur Ordnung, wir wollen selbst sagen, zur Wohlgesinntheit. Wenn aber die Arbeiter in Zukunft, wie ich wenigstens hoffen will, die Noth, welche ihnen die Maschinen verursachen, nicht mehr vermehren wollen durch die Noth absichtlicher Einstellung der Arbeit, folgt daraus schon, daß die Lage eine andere geworden ist? Und wenn in ihrer Lage nichts anderes geworden ist, wird dann nicht die Zukunft immer die traurige Kopie der Vergangenheit sein?

Die Oekonomen lassen ihren Geist gern ausruhen bei den Bildern der allgemeinen Glückseligkeit: es ist dies das Hauptmerkmal, an dem man sie erkennt und nach dem sie einander würdigen. Gleichwohl fehlt es auch unter ihnen nicht an Männern von verstimmter, krankhafter Einbildungskraft, die stets bereit sind, den Berichten vom wachsenden Gedeihen die Beweise eines hartnäckigen Elends entgegenzusetzen.

Hr. Theodor Fix gab folgende Uebersicht der allgemeinen Lage im December 1844:

„Die Ernährung der Völker ist nicht mehr den schrecklichen Störungen ausgesetzt, die durch Mißwachs und Hungersnoth herbeigeführt wurden und bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts so häufig waren. Die Mannichfaltigkeit der Kultur und die Verbesserungen in der Landwirthschaft haben diese zwiefache Geißel fast völlig fortbeschworen. Im Jahre 1791 schätzte man die gesammte Getreideproduktion Frankreichs auf ungefähr 47 Millionen Hectoliter, was, nach Abzug der Aussaat, für jeden Kopf ein Hectoliter 65 Centiliter ausmachte. Im J. 1840 wird dieselbe Produktion auf 70 Millionen Hect. und für den Kopf auf 1 Hect. 82 Centil. geschätzt, während die bebaute Bodenfläche ungefähr dieselbe ist wie der Revolution. . . . Die Stoffe zur Verarbeitung haben sich in mindestens eben so großem Verhältniß vermehrt, und man kann sagen, daß die Masse der gewebten Zeuge sich seit fünfzig Jahren mehr als verdoppelt, vielleicht verdreifacht hat. Die Vervollkommnung des technischen Verfahrens hat zu diesem Resultat geführt. . . .

„Seit dem Beginn des Jahrhunderts hat sich die durchschnittliche Lebensdauer um zwei bis drei Jahre verlängert, was ein unabweisliches Anzeichen vermehrten Wohllebens oder wenn man will verminderter Noth ist.

„In dem Zeitraum von zwanzig Jahren ist die Ziffer der indirekten Einnahmen, ohne irgend eine lästige Aenderung in der Gesetzgebung, von 540 auf 720 Millionen gestiegen, ein Anzeichen, das weit mehr für den ökonomischen Fortschritt als für den des Finanzwesens spricht.

„Am 1. Januar 1844 war die Depots- und Consignationskasse den Sparkassen 351½ Mill. schuldig, und Paris war dabei

mit 105 Mill. betheiligt. Gleichwohl hat sich diese Einrichtung erst seit zwölf Jahren entwickelt, und man muß bemerken, daß die 351½ Mill., welche die Sparkassen gegenwärtig ausstehen haben, nicht die ganze Masse der bewerkstelligten Ersparnisse ausmachen, weil von einem festgesetzten Augenblick an die aufgehäuften Kapitalien eine andere Bestimmung erhalten... Im J. 1843 haben von 320,000 Arbeitern und 80,000 Dienstboten, die in der Hauptstadt wohnen, 90,000 Arbeiter 2,547,000 Fr. und 34,000 Dienstboten 1,268,000 Fr. in der Spaarkasse niedergelegt."

Alle diese Thatsachen sind vollkommen wahr und die Folgerung, die man daraus zu Gunsten der Maschinen zieht, so richtig als irgend möglich. Diese haben in der That dem allgemeinen Wohlsein einen mächtigen Aufschwung gegeben. Allein die Thatsachen, die wir jetzt folgen lassen, sind nicht minder authentisch, und die Folgerung, die aus ihnen gegen die Maschinen hervorgehen wird, nicht minder richtig, die Folgerung nämlich, daß sie eine stätig fortwirkende Ursache des Pauperismus sind. In Bezug auf die Zahlen halte ich mich an Hrn. Fix selbst.

Unter den in Paris wohnenden 320,000 Arbeitern und 80,000 Dienstboten befinden sich 230,000 der ersten, 46,000 der zweiten Klasse, zusammen 276,000, die nichts in die Sparkasse legen. Man wird schwerlich zu behaupten wagen, daß dies 276,000 Verschwender und Taugenichtse seien, die sich freiwillig dem Elend aussetzten. Da nun selbst unter denen, die Ersparnisse machen, arme und mittelmäßige Menschen sind, für welche die Sparkasse weiter nichts ist als eine fristende Zuflucht in der Lüderlichkeit und Noth, so können wir annehmen, daß von allen den Personen, die von ihrer Arbeit leben, gegen drei Viertel entweder leichtsinnig, oder träge und lüderlich sind, weil sie nichts in die Sparkasse geben, oder daß sie zu arm sind, um Ersparnisse zu machen. Aber selbst abgesehen von der christlichen Liebe erlaubt es schon der gesunde Menschenverstand nicht, die arbeitende Klasse in Masse zu beschuldigen. Wir müssen also die Schuld auf unsere ökonomischen Zustände schieben. Wie hat Hr. Fix es übersehen können, daß seine Zahlen sich untereinander anklagen?

Man hofft, daß mit der Zeit alle oder doch fast alle Arbeiter Geld in die Sparkasse legen werden. Wir wollen nicht auf das Zeugniß der Zukunft warten, sondern können sofort untersuchen, ob diese Hoffnung gegründet ist.

Nach der Angabe des Hrn. Vée, Maire des fünften Arondissements von Paris, „sind in den Verzeichnissen der Wohlthätigkeitsanstalten 30,000 hülfsbedürftige Familien = 65,000 Personen eingeschrieben." Die Zählung zu Anfang des Jahres 1846 hat 88,474 ergeben. — Und wie viel arme Familien mag es geben, die nicht eingeschrieben sind? Eben so viel. Nehmen wir also 180,000 Personen an, die unzweifelhaft, wenn auch nicht officiell, zu den Armen gehören. Und wie viele giebt es, die in bedrängten Umständen selbst unter dem äußern Schein des Wohlstandes leben? Zweimal so viel. In Summa leben also 360,000 Personen in Paris in Dürftigkeit.

„Man spricht vom Getreide, ruft ein andrer Oekonom, Hr. Louis Leclerc; aber giebt es denn nicht große Massen von Bevölkerung, die sich ohne Brot behelfen? Selbst wenn wir nur bei Frankreich stehen bleiben, giebt es hier nicht eine Menge von Leuten, die ausschließlich von Mais, Hirse und Kastanien leben?..."

Hr. Leclerc giebt die Thatsache; wir wollen sie auslegen. Wenn, wie nicht zu bezweifeln, die Zunahme der Bevölkerung sich vorzüglich in den großen Städten fühlbar macht, also auf den Punkten, wo das meiste Getreide verbraucht wird, so ist es klar, daß der Durchschnittsverbrauch für den Kopf zugenommen haben kann, ohne daß der allgemeine Zustand darum schon ein besserer wäre. Nichts ist lügnerischer als eine Durchschnittszahl.

„Man spricht, sagt Derselbe ferner, von der Vermehrung der indirekten Konsumtion. Es ist ein vergeblicher Versuch, die Verfälschungen in Paris zur Unschuld weiß zu brennen: sie existirt; sie hat ihre Meister, ihre Sachverständigen, ihre Literatur, ihre didaktischen und klassischen Abhandlungen... Frankreich hatte ausgezeichnete Weine. Was hat man aus ihnen gemacht? was ist geworden aus diesem glänzenden Reichthum? wo sind die Schätze, die der nationale Genius seit Probus geschaffen? Und doch, wenn man Alles, selbst die Ausschweifungen ins Auge faßt, zu denen der Wein Anlaß giebt

überall, wo er theuer ist, überall, wo er nicht zum gewöhnlichen Leben gehört; wenn man sieht, wie sich in Paris, der Hauptstadt des Vaterlandes guter Weine, das Volk vollsäuft an einem nachgemachten, verfälschten, ekelhaften, zuweilen entsetzlichen Zeuge, wie wohlhabende Leute bei sich zu Hause oder bei namhaften Restauranten, ohne ein Wort zu sagen, sich sogenannten Wein vorsetzen lassen und trinken, der so trübe, veilchenblau, kraftlos und schaal, kurz so erbärmlich ist, daß der ärmste Bauer aus dem Burgundischen und der Touraine davor zurückschaudern würde, kann man da noch aufrichtig zweifeln, daß geistige Flüssigkeiten eines der dringendsten Bedürfnisse unserer Natur sind?..."

Ich führe diese ganze Stelle an, weil sie bei einem besonderen Falle Alles zusammenfaßt, was sich über die Nachtheile der Maschinen sagen läßt. Es ist in Bezug auf das Volk mit dem Weine wie mit den Kleiderstoffen und im Allgemeinen mit allen Bedürfnissen und Waaren für den Verbrauch der armen Klassen. Es ist stets derselbe Hergang: durch irgend ein Verfahren die Fabrikationskosten verringern, um

1) mit Vortheil der Konkurrenz mit glücklicheren oder reicheren Kollegen aushalten zu können;

2) die unzählige Kundschaft der Beraubten zu bedienen, die nicht im Stande sind, wenn die Beschaffenheit nur gut ist, sich über den Preis hinwegzusetzen.

Auf dem gewöhnlichen Wege producirt kommt der Wein der Masse der Konsumenten zu theuer zu stehen, und die Verkäufer laufen Gefahr, daß er ihnen im Keller liegen bleibt. Der Weinfabrikant umgeht die Schwierigkeit: da er die Kultur nicht maschinenmäßig betreiben kann, so findet er Mittel, mit Hülfe einiger Zusätze die köstliche Flüssigkeit Jedermann zugänglich zu machen. Manche wilden Völkerschaften essen in Zeiten der Hungersnoth Erde; der Arbeiter der Civilisation trinkt Wasser. Malthus war ein großes Genie.

Was die Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer anlangt, so will ich die Richtigkeit der Thatsache zugeben; zugleich aber erkläre ich die daran geknüpfte Bemerkung für unzuverlässig. Ich will mich darüber näher auslassen. Nehmen wir eine Bevölkerung

von zehn Mill. Seelen an: wenn durch irgend eine beliebige Ursache die durchschnittliche Lebensdauer sich für eine Million Personen um fünf Jahre verlängerte, unter den übrigen neun Millionen aber die Sterblichkeit in der bisherigen Weise fortwüthete, so würde man bei einer Vertheilung jenes Zuwachses auf die ganze Anzahl finden, daß die durchschnittliche Lebensdauer sich für Jeden um ein halbes Jahr vermehrt habe. Es verhält sich mit der durchschnittlichen Lebensdauer als sogenanntem Anzeichen des durchschnittlichen Wohlseins, wie mit der durchschnittlichen Bildung: das allgemeine Niveau der Kenntnisse hört nicht auf zu steigen, aber das hindert nicht, daß es in Frankreich noch heutigen Tages eben so viel Barbaren gebe, als zur Zeit Franz I. Die Marktschreier, welche die Eisenbahnen ausbeuten wollten, machten großes Aufsehen von der Bedeutsamkeit der Lokomotive für die Verbreitung der Ideen, und die Oekonomen, die stets auf der Lauer liegen auf civilisirte Albernheiten, verfehlten nicht, auch diese Abgeschmacktheit nachzusprechen. — Als bedürften die Ideen zu ihrer Verbreitung der Lokomotiven! Wer verhindert denn die Ideen, sich aus der Pariser Akademie nach den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau zu verbreiten oder in die engen und elenden Gassen der Cité und des Marais, kurz überall hin, wo jene Menge wohnt, der es an Ideen noch mehr fehlt als an Brot? Wie kommt es, daß zwischen einem Pariser und einem andern Pariser trotz der Omnibus und der Stadtpost der geistige Abstand oft dreimal so groß ist, als im 14. Jahrhundert?

Der zerstörende Einfluß der Maschinen auf die gesellschaftliche Oekonomie und die Lage der Arbeiter wirkt auf tausenderlei Arten, die alle mit einander verkettet sind und sich wechselwirkend erzeugen: Aufhören der Arbeit, Verringerung des Lohns, Ueberproduktion, Ueberschwemmung des Marktes, Verschlechterung und Verfälschung der Produkte, Bankerotte, Erniedrigung der Arbeiter, Ausartung der Geschlechter und zuletzt Krankheiten und Tod.

Hr. Theodor Fix hat selbst bemerkt, daß seit fünfzig Jahren die durchschnittliche Mannesgröße in Frankreich um einige Millimeter geringer geworden ist. Diese Bemerkung hat eben so viel Gewicht, als die eben angeführte. Es fragt sich, wen hat diese Verminderung betroffen?

In einem Bericht über die Wirkungen des Gesetzes vom 22. März 1841, den Hr. Leon Faucher der Akademie der Moralwissenschaften vorlas, hieß es: „Die jungen Arbeiter sind bleich, schwach, klein und im Denken eben so langsam als in ihren Bewegungen. Im vierzehnten oder fünfzehnten Jahre erscheinen sie nicht mehr entwickelt als Kinder von neun bis zehn Jahren im Normalzustande. Mit ihrer geistigen und sittlichen Entwicklung steht es so, daß man Menschen unter ihnen findet, die in einem Alter von dreizehn Jahren noch keinen Begriff von Gott haben, die nie etwas gehört von ihren Pflichten, und für die die erste Moralschule ein Gefängniß gewesen ist."

Das ist es, was Hr. Leon Faucher gesehen zum großen Mißvergnügen des Hrn. Charles Dupin und wofür, wie er erklärt, das Gesetz vom 22. März nicht im Stande ist, eine Abhülfe zu gewähren. Und wir dürfen nicht böse werden über diese Ohnmacht des Gesetzgebers: das Uebel entsteht aus einer Ursache, die eben so nothwendig ist, als das Sonnenlicht, und in dem Geleise, in dem wir einmal festsitzen, würde der Zorn sowohl als jedes Palliativmittel unsere Lage nur verschlimmern. Ja, während Wissenschaft und Industrie so wunderbare Fortschritte machen, ist es, wofern der Schwerpunkt der Civilisation nicht urplötzlich umschlägt, schlechterdings nothwendig, daß die Einsicht und der Komfort des Proletariats mehr und mehr schwinde; während das Leben der wohlhabenden Klassen sich verlängert und verbessert, muß das Leben der Dürftigen unabwendlich schlechter und kürzer werden. Dies geht hervor aus den bestdenkenden Schriften, womit ich die meist optimistischen meine.

Nach Hrn. v. Morogues haben in Frankreich 7,500,000 Menschen nicht mehr als 91 Franken jährlich = 25 Centimen täglich. Fünf Sous, fünf Sous! Es liegt also etwas Prophetisches in diesem verhaßten Refrain!

In England, Irland und Schottland nicht mitgerechnet, betrug die Armentaxe

im Jahr			
1801	4,078,891 Pfd. St.	auf eine Bevölkrg. von	8,872,980 Seelen
1818	7,870,801 =	= = = = =	11,978,875 =
1833	8,000,000 =	= = = = =	14,000,000 =

Der Fortschritt des Elends ist also ein schnellerer gewesen, als der der Bevölkerung. Was wird diesen Thatsachen gegenüber aus der Theorie des Malthus? — Und dennoch steht unzweifelhaft fest, daß das durchschnittliche Wohlsein zugenommen hat. Was hat also die Statistik zu bedeuten?

Das Sterblichkeitsverhältniß im ersten Arondissement von Paris ist = 1 auf 52 Einwohner, im zwölften Arondissement aber = 1 auf 26. Das letztere zählt je einen Armen auf sieben Einwohner, das erstere dagegen nur einen auf achtundzwanzig. Darum aber ist dennoch die durchschnittliche Lebensdauer selbst in Paris gewachsen, wie Hr. Fix ganz richtig bemerkt.

In Mühlhausen beträgt die wahrscheinliche mittlere Lebensdauer für Kinder der wohlhabenden Klasse neunundzwanzig, für Kinder der Arbeiterklasse aber nur zwei, sage zwei Jahre! Im Jahre 1812 war ebendaselbst die mittlere Lebensdauer 25 Jahre 9 Monate 12 Tage; dagegen betrug sie im Jahre 1827 nur noch 21 Jahre 9 Monate. Und dennoch ist für das gesammte Frankreich die mittlere Lebensdauer im Steigen begriffen. Was will nun das sagen [1])?

Hr. Blanqui, der sich so viel Wohlfahrt und so viel Elend gleichzeitig nicht erklären kann, ruft irgendwo aus: „Die Zunahme

---

1) Mindestens doch so viel, sollte man meinen, daß die Anzahl der Wohlhabenden im Steigen, die der Armen, die so bedürftig sind, daß die Entbehrungen ihr Leben abkürzen, im Fallen begriffen sei; denn die Lebenszunahme der an Zahl so geringen begüterten Stände müßte ja eine ganz außerordentliche, das Maaß aller natürlichen Wahrscheinlichkeit übersteigende sein, um auf die ganze Bevölkerung vertheilt und dazu noch mit der angeblichen Lebensabnahme der Bedürftigen ausgeglichen, für einen verhältnißmäßig kurzen Zeitraum zwei Jahre zu betragen. Vielleicht aber ist die Zunahme der Lebensdauer überhaupt von weit geringerer Beweiskraft in Bezug auf die Staatsökonomie, besonders wenn man die Gegenwart mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts vergleicht: sie dürfte mehr den Fortschritten der Sanitätsanstalten und überhaupt der Medicin, namentlich in der Behandlung der gewöhnlichsten Krankheiten zuzuschreiben sein. Erwiesen ist wenigstens, um ein Hauptbeispiel anzuführen, daß die durchschnittliche Lebensdauer im ganzen kultivirten Europa um ein Merkliches länger geworden ist seit der Einführung der Schutzblattern. A. d. Uebers.

der Produktion ist keine Vermehrung des Reichthums... Vielmehr breitet sich das Elend mehr aus, je mehr sich die Industrie koncentrirt. Es muß irgend ein Wurzelübel in einem System liegen, das weder dem Kapital noch der Arbeit irgend welche Sicherheit verbürgt, und während es die Producenten zwingt, ihre Produkte zu vermehren, zugleich ihre Verlegenheiten zu vermehren scheint."

Es giebt hier kein Wurzelübel. Was Hr. Blanqui in Verwunderung setzt, ist ganz einfach das, dessen Bestimmung die Akademie verlangt hat, zu welcher er gehört: die Pendelschwingungen der Oekonomie, der Werth, der abwechselnd und gleichmäßig das Gute und das Böse trifft, bis einst die Stunde der allgemeinen Gleichung geschlagen hat. Ich erlaube mir einen andern Vergleich: die Menschheit in ihrem Gange gleicht einer Kolonne Soldaten, die in demselben Schritt und in demselben Augenblick nach dem abgemessenen Trommelschlag abmarschirt sind, aber allmälig aus dem Takt kommen. Alles geht vorwärts; aber der Abstand der Vordersten und Hintersten wird immer größer und größer, und die Bewegung bringt es nothwendig mit sich, daß es Nachzügler und Verirrte geben muß.

Wir müssen aber noch tiefer in die Antinomie eindringen. Die Maschinen versprachen uns einen Zuwachs an Reichthum; sie haben Wort gehalten, uns aber mit demselben Schlage mit einem Zuwachs von Elend ausgestattet. — Sie versprachen uns die Freiheit; ich werde beweisen, daß sie uns die Sklaverei gebracht haben.

Ich habe gesagt, daß die Bestimmung des Werthes und mit ihr die Widerwärtigkeiten der Gesellschaft begannen mit der Theilung der Industrieen, ohne die es weder Austausch, noch Reichthum, noch Fortschritt geben könnte. Die Periode, die wir in diesem Augenblick durchlaufen, die der Maschinen, unterscheidet sich durch einen besondern Charakter: durch das Löhnerthum (salariat).

Das Löhnerthum stammt in gerader Linie von der Anwendung der Maschinen her, d. h., um meinen Gedanken so allgemein auszudrücken, als er es erheischt, von der ökonomischen Fiktion, nach welcher das Kapital eine Triebkraft der Produktion wird. Kurz, das Löhnerthum, als das Spätere gegen die Theilung der Arbeit und den Austausch, ist das gebotene Korrelativ der Theorie der Kosten-

ermäßigung, auf welche Weise diese Ermäßigung auch erzielt werden möge. Diese Genealogie ist zu interessant, als daß wir ihr nicht einige Worte widmen sollten.

Die erste, einfachste und mächtigste Maschine ist die Werkstatt [1]).

Die Theilung trennte nur erst die verschiedenen Stücke der Arbeit und erlaubte Jedem, sich dem besondern Geschäft zu widmen, das ihm am meisten zusagte. Die Werkstatt dagegen gruppirt die Arbeiter nach dem Verhältniß eines jeden Theiles zum Ganzen. Sie ist die allererste elementarische Form der Abwägung der Werthe, die gleichwohl nach der Meinung der Oekonomen nicht soll zu finden sein. Durch die Werkstatt nun wächst gleichzeitig die Produktion und der Ausfall (deficit).

Jemand wird gewahr, daß er durch die Theilung der Produktion und ihrer verschiedenen Stücke und durch die Ueberweisung jedes einzelnen Stücks an einen besondern Arbeiter eine Vervielfältigung der Kraft erzielt und ein Produkt dieser Kraft, welches die Summe der Arbeit derselben Arbeiteranzahl bei nichtgetheilter Arbeit um Vieles übertrifft.

Von diesem Gedanken geleitet, sagt er sich, daß er eine sorgfältigere, reichlichere und billigere Produktion erzielen werde, wenn er eine stehende Gruppe von Arbeitern bilde, die er zu seinem besondern Gegenstande eigens ausgesucht. Uebrigens ist es nicht unumgänglich nöthig, die Arbeiter in einem und demselben Lokal zu vereinigen: das Bestehen der Werkstatt ist durch diese Berührung nicht wesentlich bedingt, vielmehr geht es hervor aus der Beziehung und dem Verhältniß der verschiedenen Arbeiten und dem gemeinsamen Gedanken, der sie leitet. Kurz, die Vereinigung an einem und dem-

---

1) Das franz. Wort, atelier, läßt sich nicht anders übersetzen, hat aber gleichwohl eine etwas weitere Bedeutung, insofern es mehr die Gesellschaft der Arbeiter, als das Local, in dem sie arbeiten, bezeichnet. So heißt z. B. in den franz. Kolonieen der gesammte Sklavenbestand einer Pflanzung l'atelier, obgleich denselben weder eine gleichartige Thätigkeit noch eine gemeinsame Werkstatt vereinigt.
A. d. Uebers.

selben Orte kann ihre Vortheile haben, die nicht zu vernachlässigen sind, aber sie ist nicht das, was die Werkstatt ausmacht.

Der Spekulant macht denjenigen, die er zu seinen Mitarbeitern wünscht, folgenden Vorschlag: Ich verbürge euch für immer den Absatz eurer Produkte, wenn ihr mich zum Verkäufer oder Vermittler annehmen wollt. Dieser Handel ist so einleuchtend vortheilhaft, daß eine Annahme des Vorschlages nicht ausbleiben kann. Der Arbeiter findet dauernde Beschäftigung, einen festen Preis und Sicherheit; dem Unternehmer dagegen wird der Verkauf leichter, weil er billiger producirt und vom Preise nachlassen kann; kurz, sein Gewinn wird beträchtlicher durch die Masse des Absatzes. Männiglich beglückwünscht ihn, selbst das Publikum und die Behörden, daß er den gesellschaftlichen Reichthum vermehrt durch seine Kombinationen, und erkennt ihm eine Belohnung zu.

Allein zunächst ist zu bemerken, daß eine Verminderung der Kosten eine Verminderung der Dienstleistungen mit sich bringt, zwar nicht in der neuen Werkstatt, wohl aber für die außengebliebenen Arbeiter desselben Gewerbes, so wie für viele Andere, deren nebenher laufende Dienste in Zukunft minder begehrt sein werden. Jeder Bildung einer Werkstatt entspricht also eine Ausstoßung von Arbeitern, und diese Behauptung, so widersprechend sie scheint, ist eben so wahr in Bezug auf die Werkstatt als in Bezug auf eine Maschine.

Die Oekonomen geben es zu: aber sie wiederholen hier ihre ewige Predigt, daß nach Ablauf einer gewissen Zeit, da die Nachfrage nach dem Produkt im Verhältniß der Preiserniedrigung zunimmt, die Arbeit zuletzt begehrter wird als zuvor. Gewiß, mit der Zeit wird sich das Gleichgewicht wieder herstellen; aber noch einmal sei es gesagt, kaum wird sich das Gleichgewicht auf dem einen Punkte hergestellt haben, so wird es auch schon auf einem andern wieder gestört sein, weil der Erfindungsgeist eben so wenig als die Arbeit jemals stillsteht. Und welche Theorie will es übernehmen, diese ewigen Hekatomben zu rechtfertigen?

„Wenn man, sagt Sismondi, die Anzahl der Peinarbeiter bis auf ein Viertel oder Fünftel ihres gegenwärtigen Betrages vermindert haben wird, dann wird man nur den vierten oder fünften Theil so viel Priester, Aerzte u. s. w. brauchen. Hat man sie einst

ganz beseitigt, so kann man sich auch ohne — die Menschheit behelfen."

Dahin würde es auch wirklich kommen, wenn man nicht, um die Arbeit jeder Maschine in Verhältniß zu bringen mit den Konsumtionsbedürfnissen, d. h. um die fortwährend zerstörte Verhältnißmäßigkeit der Werthe herzustellen, unaufhörlich neue Maschinen erschaffen, neue Absatzwege eröffnen, mithin die Dienstleistungen vervielfachen und andere Arbeiter aus ihrer Anstellung bringen müßte... So schreiten also einerseits die Industrie und der Reichthum, andererseits die Bevölkerung und das Elend in einer Reihe hinter einander und stets eins das andere nach sich ziehend vor.

Ich zeigte, wie der Unternehmer beim Beginn der Industrie mit seinen Genossen, als mit seines Gleichen unterhandelt und wie sie später *seine Arbeiter* werden. Man begreift, daß diese ursprüngliche Gleichheit durch die vortheilhafte Stellung des Herrn und die Abhängigkeit der Löhner schnell verschwinden muß. Es hilft nichts, daß das Gesetz Jedem das Recht der Unternehmung, so wie die Befugniß, allein zu arbeiten und seine Produkte unmittelbar zu verkaufen, sichert. Nach der Hypothese ist diese letzte Auskunft unanwendbar, weil die Werkstatt es zu ihrem Ziele hat, die vereinzelte Arbeit zu vernichten. Es verhält sich mit der Industrie wie mit der Landwirthschaft: daß man zu arbeiten versteht, will noch nichts sagen, man muß auch zur rechten Zeit gekommen sein; der Verkaufsladen gehört eben so wie das Land *Dem*, der es zuerst in Besitz nimmt. Hat ein Etablissement Muße gehabt, sich zu entwickeln, seine Grundlagen zu erweitern, den gehörigen Ballast an Kapitalien einzunehmen und sich seine Kundschaft zu sichern, was vermag dann gegen eine so überlegene Gewalt der einzelne Arbeiter, der nichts hat als seine Hände? Es war also kein Willkührakt der souverainen Gewalt, keine auf gut Glück unternommene rohe Usurpation, was im Mittelalter die Zünfte und Meisterschaften ins Leben rief, sondern die Gewalt der Umstände hatte sie längst geschaffen, bevor noch die Edikte der Könige ihnen die gesetzliche Weihe gaben; und trotz der Reform von 1789 sehen wir, wie sie sich unter unsern Augen mit einer hundert Mal gefährlicheren Energie wieder herstellen. Man überlasse die Arbeit ihren eigenen Strebungen, und

die Leibeignung dreier Viertheile des Menschengeschlechts ist gesichert.

Allein das ist noch nicht Alles. Nachdem die Maschine oder die Werkstatt den Arbeiter erniedrigt, indem sie ihm einen Herrn gegeben, entwürdigt sie ihn vollends, indem sie ihn von dem Range eines (mit Ueberlegung schaffenden*) Handwerkers[1]) auf die Stufe eines bloßen Handlangers herunterſetzt.

Früher bestand die Bevölkerung der Rhone- und Saoneufer zum großen Theile aus Flußschiffern, die ihre Kähne theils durch Ruder, theils durch Pferde bewegten. Jetzt thun fast überall die Dampfboote den Bugsirdienst. Die Flußschiffer können von ihrem Gewerbe meistens nicht mehr leben und bringen entweder drei Viertel ihres Lebens in Unthätigkeit zu, oder werden Heizer auf Dampfböten. Wer nicht der Noth anheim fallen will, der muß sich die Erniedrigung gefallen lassen: das ist die Verschlimmerung, welche die Maschinen für den Arbeiter mit sich bringen. Denn mit einer Maschine verhält es sich wie mit einem Geschütz: alle, die mit demselben, außer dem Kapitain, zu thun haben, sind Dienende, Sklaven.

Seit der Einführung der großen Manufakturen ist eine Menge kleiner Industrieen vom häuslichen Heerde verschwunden. Glaubt man etwa, daß die Arbeiterinnen für 50 und 75 Centimen so viel Einsicht besitzen als ihre Urgroßmütter?

„Nach der Eröffnung der Eisenbahn von Paris nach St. Germain, erzählt Hr. Dunoyer, entstanden zwischen Le Pecq und einer Menge mehr oder minder benachbarter Ortschaften eine so große Anzahl von Omnibus und anderen Fahrgelegenheiten, daß dieser Schienenweg wider alles Erwarten die Verwendung von Pferden beträchtlich vermehrt hat.“

Wider alles Erwarten! Nur ein Oekonom konnte dergleichen nicht erwarten. Vermehre die Maschinen, und du ver-

---

1) In dem Wort artisan liegt etwas vom Begriff des Künstlers, was die deutsche Bezeichnung Handwerker nicht enthält. Dergleichen feine Unterschiede sind, beiläufig bemerkt, nicht nur sprachlich, sondern auch sittlich interessant, weil sie auf abweichende Anschauungen und somit auf Unterschiede gesellschaftlicher Verhältnisse der beiden Nationen hinweisen.

mehrst die beschwerliche und widerstrebende Arbeit: dieser Satz ist eben so zuverlässig als irgend einer der Sprüche, die aus den Zeiten der Sindfluth herrühren. Meinetwegen beschuldige man mich des Uebelwollens gegen die schönste Erfindung unseres Jahrhunderts; nichts soll mich hindern, es herauszusagen, daß das Ergebniß der Eisenbahn nach Leibeignung der kleinen Industrie das sein wird, eine Bevölkerung von erniedrigten Arbeitern, Wegwärtern, Fegern, Auf- und Ablädern, Kärrnern, Wächtern, Thürstehern, Wägern, Wagenschmierern, Putzern, Heizern u. s. w. zu schaffen. Vier tausend Kilometer Eisenbahnen werden Frankreich einen Zuwachs von fünfzigtausend Leibeignen geben. Offenbar sind es nicht diese Leute, für welche Hr. Chevalier Gewerbeschulen verlangt.

Man wird vielleicht sagen: die Masse der Transporte wachse verhältnißmäßig weit mehr als die Zahl der Tagelöhner, somit falle der Unterschied zu Gunsten der Eisenbahnen aus und, Alles berücksichtigt, sei mit ihnen doch ein Fortschritt erreicht. Man kann diese Bemerkung sogar allgemeiner fassen und dieselbe Schlußreihe auf alle Industrieen anwenden.

Aber gerade diese Allgemeinheit der Erscheinung läßt die Leibeignung der Arbeiter hervortreten. Die erste Rolle in der Industrie spielen die Maschinen, der Mensch nur die zweite. Alles Genie, das durch die Arbeit entfaltet wird, schägt zur Verdumpfung des Proletariats aus. Welch eine glorreiche Nation werden wir sein, wenn wir unter vierzig Millionen Einwohnern fünfunddreißig Peinarbeiter, Tintenklerer und Bediente zählen!

Mit der Maschine und der Werkstatt hält das göttliche Recht, d. h. das Princip der Autorität seinen Einzug in die Staatsökonomie. Das Kapital, die Meisterschaft, das Privilegium, das Monopol, die Kommandite, der Kredit, das Eigenthum u. s. w., das sind in der ökonomischen Sprache die verschiedenen Namen für jenes Ichweißnichtwas, das man sonst Macht, Autorität, Souverainität, geschriebenes Gesetz, Offenbarung, Religion, Gott genannt hat, die Ursache und das Princip aller unserer Noth, aller unserer Verbrechen, und das uns immer desto ungreiflicher wird, je mehr wir uns abmühen, es zu bestimmen.

Ist es also unmöglich, daß beim gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft die Werkstatt mit ihrer hierarchischen Organisation und die Maschinen, anstatt ausschließlich der Klasse zu dienen, welche die mindest zahlreiche, die mindest arbeitsame und die reichste ist, zum Wohle Aller angewendet werden?

Das ist eben die Frage, die wir jetzt untersuchen wollen.

§. 3.

Die Schutzmittel gegen den unheilvollen Einfluß der Maschinen.

Verringerung der Handarbeit ist gleichbedeutend mit dem Sinken des Preises, mithin mit der Zunahme des Austausches; denn wenn der Verbraucher weniger bezahlt, so kauft er mehr.

Allein die Verringerung der Handarbeit ist auch gleichbedeutend mit einer Beschränkung des Marktes, weil der Producent weniger kauft, wenn er weniger verdient. Und so geht es in der That zu. Die Koncentration der Kräfte in der Werkstatt und die Dazwischenkunft des Kapitals bei der Produktion unter dem Namen von Maschinen bringen gleichzeitig Ueberproduktion und Entbehrung mit sich. Jeder hat gesehen, wie diese beiden Geißeln, die gefährlicher sind als Feuersbrunst und Pech, sich in unseren Tagen im weitesten Maaßstabe und mit verzehrender Intensität entwickelt haben. Gleichwohl können wir unmöglich zurückweichen: wir müssen produciren, immer produciren, billig produciren, denn sonst ist das Bestehen der Gesellschaft gefährdet. Der Arbeiter, welcher der Verdumpfung entgehen wollte, mit der ihn das Princip der Theilung bedrohte, und deshalb so viele wunderbare Maschinen schuf, sieht sich durch seine eigenen Werke vom Bann getroffen oder unterjocht. Welche Mittel bieten sich dar gegen diese Doppelnothwendigkeit?

Hr. v. Sismondi wünscht mit allen Leuten von patriarchalischen Ideen, daß die Theilung der Arbeit sammt den Maschinen aufgegeben würde und daß jede Familie zurückkehrte zu dem System der ursprünglichen Ungetheiltheit, d. h. zu dem Grundsatze: Jeder bei sich und Jeder für sich in der buchstäblichsten Bedeutung der Worte. — Das hieße aber Rückschritte machen, und das ist unmöglich.

Hr. Blanqui versucht es noch einmal mit seinem Plan, den Arbeiter zu betheiligen und alle Industriezweige zu Gunsten des Kollektivarbeiters in Kommandite zu geben. —

Ich habe gezeigt, daß dieser Plan das Staatsvermögen gefährden würde, ohne das Loos der Arbeiter merklich zu verbessern, und Hr. Blanqui selbst scheint wieder auf diesen Gedanken gekommen zu sein. In der That, wie soll man diese Betheiligung des Arbeiters beim Gewinn versöhnen mit den Rechten der Erfinder, der Unternehmer und der Kapitalisten? Die Erfinder müssen sich decken für ihre beträchtlichen Auslagen und langen und geduldigen Anstrengungen. Die Unternehmer setzen fortwährend ihr erworbenes Vermögen aufs Spiel und unterziehen sich allein den Wechselfällen ihrer oft gewagten Unternehmungen. Die Kapitalisten endlich können sich eine Herabsetzung ihrer Zinsen nicht gefallen lassen, ohne gewissermaaßen ihre Ersparnisse zu verlieren. Wie will man, um es mit einem Wort zu sagen, die Gleichheit, die man zwischen den Arbeitern und ihren Herren einführen möchte, in Einklang bringen mit dem Uebergewicht, das man dem Oberhaupt der Anstalt, dem Inhaber der Kommandite und dem Erfinder nicht entziehen kann und das für sie so unzweideutig die ausschließliche Aneignung des Gewinns mit sich bringt? Durch ein Gesetz, die Betheiligung aller Arbeiter am Gewinn dekretiren, hieße die Auflösung der Gesellschaft aussprechen. Das haben alle Oekonomen so wohl eingesehen, daß sie ihren anfänglichen Plan zuletzt in eine bloße Ermahnungspredigt an die Herren verwandeln. So lange aber der Löhner nur den Gewinn hat, welchen ihm der Unternehmer läßt, so lange kann man darauf rechnen, daß ewige Dürftigkeit sein Loos ist. Zu bewirken, daß es anders sei, steht nicht in der Macht derer, welche die Arbeit in Beschlag halten.

Uebrigens kommt auch die sonst sehr lobenswerthe Idee, die Arbeiter mit den Unternehmern zu vergesellschaften, zuletzt auf den kommunistischen, in seinen Vordersätzen offenbar falschen Schluß hinaus: das letzte Ziel der Maschinen ist, den Menschen reich und glücklich zu machen, ohne daß er zu arbeiten brauchte. Nachher also, wenn die Naturkräfte Alles für uns thun müssen, sollen die Maschi-

nen dem Staat gehören, und der Zweck des Fortschritts ist die Gemeinschaft (communauté).

Die kommunistische Theorie werde ich am geeigneten Orte untersuchen.

So viel aber glaube ich den Anhängern dieses Nirgendheims schon jetzt vorweg sagen zu müssen, daß die Hoffnung, welcher sie sich in Bezug auf die Maschinen hingeben, nichts ist, als eine Illusion der Oekonomen, etwas Aehnliches wie die ewige Bewegung (das Perpetuum mobile*), etwas, das man stets sucht und niemals findet, weil man es von Dingen verlangt, die es nicht leisten können. Maschinen können nicht ganz allein arbeiten, vielmehr muß man, um ihre Bewegung zu unterhalten, eine umfassende Bedienung einrichten, so daß sich der Mensch zuletzt desto mehr Anstrengungen schafft, mit je mehr Werkzeugen er sich umgiebt und die große Aufgabe in Betreff der Maschinen weit weniger die ist, ihre Erzeugnisse zu theilen, als ihre Ernährung zu sichern, d. h. das Bewegende unaufhörlich zu erneuern. Dies Bewegende aber ist nicht die Luft, das Wasser, der Dampf, die Elektricität, sondern die Arbeit, d. h. der Absatz.

Eine Eisenbahn unterdrückt auf ihrer ganzen Länge die gewöhnlichen Frachtfahrten, die Eilwagen, die Riemer, Sattler, Wagner, Gastwirthe. Ich nehme diese Thatsache im Augenblick nach der Eröffnung der Fahrten. Angenommen, der Staat träfe, als Maaßregel der Erhaltung oder im Sinne des Entschädigungsprincips, die Einrichtung, daß die durch die Eisenbahn außer Nahrung gesetzten Gewerbtreibenden die Eigenthümer oder Nutznießer des Schienenweges würden. Die Kosten des Transports mögen um 25 Procent vermindert werden (denn wozu wäre sonst die Eisenbahn?): das Einkommen aller dieser Gewerbtreibenden zusammen wird alsbald um ein Gleiches vermindert, d. h. ein Viertel der Leute, die bisher vom Frachtfuhrwesen u. s. w. leben, wird sich trotz der Freigebigkeit des Staats buchstäblich in Mittellosigkeit versetzt sehen. Sie haben ihrem Ausfall nur eine Hoffnung entgegenzustellen: die, daß die Masse der auf der Eisenbahnlinie stattfindenden Transporte sich um 25 Procent vermehrt, oder daß sie in anderen Industriezweigen Beschäftigung finden, was anfangs unmöglich scheint, weil nach der

Hypothese und auch thatsächlich die Stellen überall besetzt, das Verhältniß überall beobachtet wird und das Angebot der Nachfrage genügt.

Gleichwohl ist es nothwendig, daß die Arbeit in anderen Industriezweigen eine neue Anregung erhalte, wenn die Masse der Transporte sich vermehren soll. Zugegeben nun, man beschäftige die brotlos gewordenen Arbeiter bei dieser Ueberproduktion, und ihre Vertheilung an die verschiedenen Arten von Arbeit sei so leicht auszuführen, wie die Theorie es verlangt, so wird man doch noch lange nicht am Ziele sein. Denn da sich das Personal, das bei der Beförderung der Frachten beschäftigt ist, zu dem, das mit der Produktion zu thun hat, verhält wie 100 : 1000, so muß man, um bei einer um ein Viertel billigeren Beförderung, die also auch um ein Viertel der Menge nach beträchtlicher ist, die Produktion ebenfalls um ein Viertel verstärken, d. h. die ackerbauende und industrielle Mannschaft nicht um 25, welche Ziffer nur die Verhältnißmäßigkeit der Frachtindustrie anzeigt, sondern um 250 vermehren. Um aber dies Resultat zu erreichen, muß man Maschinen und, was schlimmer ist, Menschen schaffen: was die Frage immer wieder auf denselben Punkt zurückführt. So häuft sich Widerspruch auf Widerspruch. Es ist nicht mehr blos die Arbeit, welche der Maschine wegen dem Menschen fehlt, sondern auch der Mensch, der vermöge seiner numerischen Schwäche und vermöge der Unzureichendheit seines Verbrauchs der Maschine fehlt, so daß es bis zur Herstellung des Gleichgewichts eben so wohl an Arbeit als an Händen, eben so wohl an Produkten als an Absatz fehlt. Und was wir von der Eisenbahn sagen, gilt von allen Industrieen. Stets verfolgen sich der Mensch und die Maschine, ohne daß der erstere zur Ruhe gelangen oder die letztere gesättigt werden könnte.

Die Fortschritte der Mechanik mögen noch so groß sein, man möge Maschinen erfinden, die hundert Mal wunderbarer sind, als die Spinnmaschine, der Strumpfwebestuhl, die Cylinderpresse; man möge Kräfte entdecken, hundert Mal gewaltiger als der Dampf: statt die Menschheit zu befreien, ihr Muße zu verschaffen und Alles umsonst zu produciren, würde man immer nur die Arbeit vermehren, die Bevölkerungszunahme veranlassen, die Leibeigenschaft erschweren,

das Leben immer mehr vertheuern und den Abgrund noch tiefer aushöhlen, der zwischen der gebietenden und genießenden und der gehorchenden und leidenden Klasse gähnt.

Nehmen wir jetzt an, alle Schwierigkeiten wären überwunden; nehmen wir an, die durch die Eisenbahn zur Verfügung gekommenen Arbeiter genügten zu der Arbeitsvermehrung, welche die Ernährung der Lokomotive verlangt, so wird, da die Ausgleichung ohne Riß bewerkstelligt ist, Niemand leiden, vielmehr das Wohlsein eines Jeden um einen Bruchtheil des Gewinns wachsen, den die Eisenbahn im Vergleich zur gewöhnlichen Fahrweise eingebracht hat. Was steht denn im Wege, wird man mich fragen, daß die Dinge nicht mit dieser Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung ablaufen? Und was kann für eine einsichtsvolle Regierung leichter sein, als auf diese Weise alle industriellen Uebergänge zu bewerkstelligen?

Ich habe die Hypothese so weit geführt, als sie gehen konnte, um einerseits das Ziel zu zeigen, auf welches die Menschheit losgeht, andererseits die Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hat, um es zu erreichen. Sicherlich ist es das Gebot der Vorsehung, daß der Fortschritt sich in Betreff der Maschinen in der genannten Weise vollziehe: allein was den Gang der Gesellschaft behindert und sie aus der Scylla in die Charybdis stürzt, das ist gerade der Umstand, daß sie nicht organisirt ist.

Wir sind erst bis zur zweiten Phase ihrer Entwicklungen gelangt, und schon haben wir auf unserem Wege zwei Abgründe getroffen, welche unüberschreitbar schienen, die Theilung der Arbeit und die Maschinen. Wie soll man es anstellen, daß der Stückarbeiter, wenn er ein geistig begabter Mensch ist, nicht verdumpfe, oder gar zum geistigen Leben gelange, wenn er schon verdumpft ist? Wie soll man zweitens unter den Arbeitern die Sammtverbindlichkeit des Interesses herstellen, ohne die der industrielle Fortschritt seine Schritte nur nach Katastrophen zählt, so lange eben diese Arbeiter tief entzweit sind in Bezug auf Arbeit, Lohn, Einsicht und Freiheit, mit einem Wort, entzweit durch Egoismus? Kurz, wie will man das versöhnen, was eben der vollzogene Fortschritt unversöhnlich gemacht hat? Zur Gemeinschaft und Brüderschaft seine Zuflucht nehmen, hieße der Zeit vorgreifen: es giebt keine Gemeinschaft, es kann

keine Brüderschaft bestehen zwischen Geschöpfen wie die, welche aus der Theilung der Arbeit, aus dem Dienst der Maschinen hervorgegangen sind. Nicht hier, wenigstens jetzt nicht, dürfen wir die Lösung suchen.

Nun gut! wird man sagen, weil denn das Uebel noch mehr in den geistigen Zuständen als im System liegt, so wollen wir uns wieder dem Unterricht zuwenden und an der Erziehung des Volks arbeiten.

Soll der Unterricht nützlich sein, ja soll er selbst nur Eingang finden, so muß vor allen Dingen der zu Unterrichtende frei sein, wie man den Acker, bevor man ihn besät, erst mit dem Pfluge bearbeiten und von Dornen und Hundszahn säubern muß. Ferner wäre das beste Erziehungssystem, selbst in Bezug auf Philosophie und Moral die gewerbliche Ausbildung: wie aber will man wiederum diese Erziehung in Einklang bringen mit der Theilarbeit und den Maschinen? Wie soll der Mensch, der durch seine Arbeit ein Sklav, d. h. ein Geräth, ein Ding geworden ist, durch dieselbe Arbeit oder durch Fortsetzung derselben Thätigkeit wieder eine Person werden? Wie kann man es nur nicht einsehn, daß diese Ideen einander widerstreiten und daß der Proletarier, wenn er durch ein Wunder zu einem gewissen Grade geistiger Ausbildung gelangen könnte, sich derselben zunächst bedienen würde, um die Gesellschaft umzuwälzen und alle bürgerlichen und industriellen Verhältnisse umzugestalten? Was ich hier sage, ist nicht eine leere Uebertreibung. Die arbeitende Klasse in Paris und den großen Städten hat sich in Vergleich zu der vor fünf und zwanzig Jahren zu weit höheren Ideen aufgeschwungen: und ich frage, ist nicht gerade diese Klasse entschieden und energisch revolutionär gesinnt? Und sie wird es immer mehr und mehr in dem Maaße, als sie sich Ideen der Gerechtigkeit und Ordnung aneignet, besonders aber den Mechanismus des Eigenthums begreift.

Die Sprache — ich bitte um die Erlaubniß, noch einmal auf die Etymologie zurückzukommen — die Sprache scheint mir den sittlichen Zustand des Arbeiters, nachdem ihn die Industrie so zu sagen entpersönlicht hat, klärlich ausgedrückt zu haben. Im Lateinischen

enthält der Begriff der Sklaverei den der Unterordnung des Menschen unter die Dinge, und als später das Feudalrecht den Leibeignen für gebunden an die Scholle erklärte, that es weiter Nichts, als daß es den buchstäblichen Sinn des Wortes servus mit einer Umschreibung übersetzte. Die unwillkührliche Vernunft, das Orakel der Schicksalsnothwendigkeit, hatte also den untergeordneten Arbeiter verurtheilt, bevor die Wissenschaft seine Unwürde erwiesen. Was vermögen hienach die Anstrengungen der Philanthropie für Wesen, welche die Vorsehung verworfen hat?

Die Arbeit ist die Erziehung unserer Freiheit. Die Alten hatten den tiefen Sinn dieser Wahrheit erfaßt, als sie einen Unterschied machten zwischen freien und unfreien Künsten. Denn wie das Gewerbe, so die Ideen, wie die Ideen, so die Sitten. Im Sklaven nimmt Alles, Gewohnheit, Geschmack, Neigung, Gesinnung und Vergnügen, den Charakter der Erniedrigung an: in ihm wird Alles untergraben und zerstört. Sich der Erziehung der armen Klassen widmen! Es heißt nur in entarteten Seelen den grausamsten Widerstreit schaffen, ihnen Ideen beibringen, welche die Arbeit für sie unerträglich macht, Neigungen in ihnen erregen, die sich nicht vertragen mit der Gemeinheit ihres Standes, und Lüste in ihnen erwecken, für die ihr Gefühl abgestumpft ist. Wenn ein solcher Plan gelingen könnte, würde er aus dem Arbeiter nicht einem Menschen, sondern einen Teufel machen. Man studire nur die Physiognomieen, welche die Gefängnisse und Bagnos bevölkern, und sage mir dann, ob nicht die meisten solche Individuen verrathen, welche für die Offenbarung des Schönen, der Eleganz, des Reichthums, der Ehre und Wissenschaft und Alles dessen, was die Würde des Menschen ausmacht, zu schwach waren und die von ihr entsittlicht und geistig getödtet wurden!

„Mindestens müßte man die Löhne festsetzen, sagen die wenigst Kecken, und für alle Industriezweige Tarife entwerfen, die von den Herren und von den Arbeitern zuvor genehmigt wären.“

Hr. Fix ist es, der diese Hypothese des Heils vornimmt. Aber siegreich antwortet er:

„Solche Tarife sind in England und anderwärts zu Stande gebracht; man weiß was sie werth sind: überall waren sie kaum angenommen, als sie auch schon verletzt wurden, sowohl von den Herren als von den Arbeitern."

Die Ursachen dieser Uebertretung der Tarife sind mit Händen zu greifen. Es sind die Maschinen, die unaufhörlichen Verbesserungen und Kombinationen der Industrie. Ein Tarif wird in einem bestimmten Augenblick festgesetzt: plötzlich aber tritt eine neue Erfindung auf, welche ihrem Urheber das Mittel in die Hand giebt, den Preis der Waare herabzusetzen. Was werden die andern Unternehmer thun? Sie hören auf zu fabriciren und entlassen ihre Arbeiter oder sie schlagen ihnen eine Herabsetzung des Lohnes vor. Es ist dies das Einzige was sie thun können, bis sie ihrerseits ebenfalls ein Verfahren entdecken, vermittelst dessen sie ohne Verminderung der Löhne noch billiger produciren können als ihre Konkurrenten, was wiederum einer Arbeiterabschaffung entspricht.

Hr. Leon Faucher scheint sich einem Entschädigungssystem zuzuneigen. Er sagt:

„Wir begreifen, daß der Staat als der Vertreter des allgemeinen Wunsches in irgend einem Interesse die Aufopferung eines Industriezweiges gebietet." — Man meint stets, er gebiete sie, sobald er jedem die Freiheit bewilligt zu produciren und diese Freiheit gegen jeden Angriff vertheidigt und in Schutz nimmt. — Allein dies ist eine äußerste Maaßregel, ein stets gefährlicher Versuch, den man nur mit aller irgendmöglichen Schonung der Einzelnen wagen darf. Der Staat hat nicht das Recht, einer Klasse von Bürgern die Arbeit zu nehmen, von welcher sie leben, bevor er nicht anderweitig für ihren Unterhalt gesorgt oder sich die Gewißheit verschafft hat, daß sie in einer neuen Industrie Gelegenheit finden, ihre Kraft und Einsicht anzuwenden. In civilisirten Ländern ist es Grundsatz, daß sich die Regierung selbst nicht zum allgemeinen Besten eines Privateigenthums bemächtigen darf, wofern sie nicht zuvor das Interesse des Eigenthümers durch eine angemessene Entschädigung abgelöst hat. Nun aber scheint uns die Arbeit ein eben so rechtmäßiges, eben so geheiligtes Eigenthum zu sein als ein Feld oder ein Haus, und wir

begreifen nicht, wie man sie ohne irgend eine Art von Entschädigung expropriiren kann . . .

„Eben so wie wir einerseits die Lehren für chimärisch halten, welche die Regierung darstellen als die allgemeine Arbeitsnachweiserin für die Gesellschaft, gleichermaaßen scheint es uns andrerseits gerecht und nothwendig, daß jede Arbeitsberaubung, die zum allgemeinen Besten vorgenommen wird, nur in Verbindung mit einer Ausgleichung oder einem Uebergange ins Werk gesetzt werde und daß man den Staatsrücksichten weder Individuen noch ganze Klassen zum Opfer bringe. Bei Nationen, die eine gute Verfassung haben, besitzt die Macht stets Zeit und Geld genug, um diese theilweisen Leiden zu stillen. Und gerade deshalb, weil die Industrie nicht von ihr ausgeht, weil sie entsteht und sich entwickelt unter dem freien und individuellen Antriebe der Bürger, ist die Regierung gehalten, ihr eine Art von Vergütung oder Entschädigung anzubieten, wenn sie den Lauf derselben stört."

Das nenne ich Gold sprechen: Hr. Leon Faucher verlangt, was er auch dazu sagen möge, die Organisation der Arbeit. Bewirken, daß jede Arbeitsberaubung nur vor sich gehe auf dem Wege einer Ausgleichung oder eines Ueberganges, und daß weder Klassen noch Individuen jemals den Staatsrücksichten, d. h. dem Fortschritt der Industrie und der Freiheit der Unternehmen, diesem obersten Gesetze des Staats, aufgeopfert werden, das heißt ohne Zweifel sich auf eine Weise, deren nähere Bestimmung der Zukunft überlassen bleibt, zum Arbeitsnachweiser in der Gesellschaft und zum Hüter der Löhne aufzuwerfen. Da nun, wie wir wiederholentlich gesagt, der Fortschritt der Industrie und somit das Arbeitsloswerden und das neue — Arbeit — Bekommen in der Gesellschaft stätig fortdauern, so muß nicht sowohl ein besonderer Uebergang für jede Neuerung, als vielmehr ein allgemeines Princip, ein organisches Uebergangsgesetz ausfindig gemacht werden, das für alle möglichen Fälle anwendbar ist und seine Wirkung von selbst hervorbringt. Ist Hr. Leon Faucher im Stande dies Gesetz zu formeln und die verschiedenen Antagonismen zu versöhnen, die wir beschrieben haben? Nein, denn er bleibt vorzugsweise bei dem Gedanken einer Entschädigung stehen. Bei wohlorganisirten Nationen, sagt er, hat die Staatsgewalt stets Zeit

und Geld genug, um diese theilweisen Leiden zu stillen. Es thut mir leid um die edeln Absichten des Hrn. Leon Faucher, aber sie scheinen mir durchaus unausführbar.

Die Staatsgewalt hat nur so viel Zeit und Geld, als sie den Steuerpflichtigen nimmt. Mit der Staatsabgabe die brotlos gewordenen Industriellen entschädigen, hieße die neuen Erfindungen mit Bann belegen und mit der Gewalt der Bajonnette Kommunismus treiben, nicht aber die Schwierigkeit lösen. Es ist überflüssig, sich mit der Entschädigung durch den Staat weiter zu befassen. Die Entschädigung, nach dem Plane des Hrn. Leon Faucher in Anwendung gebracht, würde entweder zum industriellen Despotismus, zu einer Lage der Dinge wie die Regierung Mehemet Ali's, oder zu einer Armensteuer, d. h. zu einer eiteln Scheinheiligkeit führen. Dem Wohle der Menschheit frommt es mehr, keine Entschädigung zu leisten, sondern die Arbeit von selbst ihre ewige Verfassung suchen lassen.

Es giebt Leute, welche sagen: die Regierung schaffe die brotlos gewordenen Arbeiter nach den Punkten hin, wo die Privatindustrie sich nicht eingelassen hat und wohin die Unternehmungen Einzelner nicht gelangen können. Wir haben Gebirge zu bewalden, fünf oder sechs Millionen Hectaren Land urbar zu machen, Kanäle zu graben, kurz tausend Dinge zu unternehmen, die einen unmittelbaren und allgemeinen Nutzen gewähren würden.

„Wir müssen den Leser um Verzeihung bitten, antwortet Hr. Fix; aber auch hier sind wir genöthigt, das Kapital zum Vermittler zu nehmen. Diese Bodenflächen liegen, einige Gemeindeländereien ausgenommen, deshalb wüst, weil sie bearbeitet keinen Reinertrag und wahrscheinlich nicht einmal die Bestellungskosten abwerfen würden. Diese Ländereien befinden sich im Besitz von Eigenthümern, welche das zu ihrer Ausbeutung nothwendige Kapital entweder haben oder nicht haben. Im ersteren Falle würde sich der Besitzer sehr wahrscheinlich, wenn er diese Ländereien bewirthschaftete, selbst mit dem kleinsten Gewinn begnügen und vielleicht auf die sogenannte Bodenrente verzichten; allein er hat gefunden, daß er sein Anlagekapital verlieren würde, wenn er die Urbarmachung unternähme, und seine andern Berechnungen haben ihm bewiesen, daß der Verkauf der Erzeugnisse die Bewirthschaftungskosten nicht decken

würde . . . Zieht man Alles in gehörige Erwägung, so wird dies Land also wüst liegen bleiben, weil das hineingesteckte Kapital keinen Gewinn bringen und verloren gehen würde. Verhielte es sich anders, so würden diese Ländereien sogleich urbar gemacht werden. Die Ersparnisse, die jetzt einer andern Richtung folgen, würden sich nothwendig in einem gewissen Maaße der Landwirthschaft zuwenden; denn die Kapitalien haben keine Neigungen, sondern nur Interessen und suchen stets die Anlage, welche die größeste Sicherheit und den größesten Gewinn gewährt."

Dies sehr wohl begründete Urtheil kommt darauf hinaus, daß der Augenblick, seine wüstliegenden Ländereien urbar zu machen, für Frankreich noch nicht gekommen ist, eben so wie es für die Kaffern und Hottentotten noch nicht an der Zeit ist, Eisenbahnen zu haben. Denn die Gesellschaft beginnt wie gesagt (Kap. II.) mit den leichtesten, sichersten, nothwendigsten und mindest kostspieligen Erwerbszweigen, und erst allmälig gelingt es ihr auch die verhältnißmäßig minder ergiebigen Dinge nutzbar zu machen. Seit die Menschheit sich abmüht auf der Erde, hat sie nicht anders gearbeitet und es kehrt für sie stets dieselbe Sorge wieder: für ihren Unterhalt zu sorgen, indem sie auf Entdeckungen ausgeht. Soll die Urbarmachung, von der die Rede ist, nicht eine ruinirende Spekulation, eine Ursache der Noth werden, mit anderen Worten, soll sie möglich sein, so müssen wir noch ferner unsere Kapitalien und Maschinen vermehren, neue Verfahren entdecken und die Arbeit besser theilen. Die Regierung aber angehen, sie möge dazu den ersten Schritt thun, das hieße handeln wie die Bauern, die zu Gott beten und ihren Heiligen anrufen, wenn sie ein Unwetter heraufziehen sehn. Die Regierungen sind — man kann es heutzutage nicht genug wiederholen — die Stellvertreter der Gottheit, ich habe beinahe gesagt die Vollstrecker der himmlischen Rache: sie vermögen Nichts für uns. Ist die englische Regierung z. B. im Stande, den Unglücklichen, die im Arbeitshause ihre Zuflucht suchen, Arbeit zu gewähren? Und wenn sie es wäre, würde sie es wagen? Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen! Dieser Ausdruck des Mißtrauens des Volkes gegen die Gottheit sagt uns zugleich, was wir von der Gewalt zu erwarten haben! . . . . Nichts.

Wir sind angelangt bei der zweiten Station unseres Golgathazuges; aber statt uns unfruchtbaren Betrachtungen zu überlassen, wollen wir lieber immer mehr aufmerksam sein auf die Lehren des Schicksals. Im Fortschritt unseres Leidens liegt das Unterpfand unserer Freiheit.

Fünftes Kapitel.

Dritte Epoche: Die Konkurrenz.

Was soll aus der Menschheit werden zwischen der hundertköpfigen Hyder der Arbeitstheilung und dem unbezwingbaren Drachen der Maschinen? Ein Prophet hat es gesagt vor mehr denn zweitausend Jahren: Satan sieht sein Opfer an, und der Krieg ist entbrannt, Aspexit gentes, et dissolvit. Um uns zu beschützen vor zwei Geißeln, der Hungersnoth und der Pest, schickt uns die Vorsehung eine dritte, die Zwietracht.

Die Konkurrenz stellt die Periode der Philosophie dar, in welcher, nachdem eine halbe Erkenntniß der Antinomien der Vernunft die Sophistik erzeugt hatte, die Merkmale des Falschen und Wahren sich vermischten und man anstatt der Lehrgebäude weiter Nichts mehr hatte, als die betrüglichen Kampfspielereien des Geistes. So wiederholt die industrielle Bewegung getreu die metaphysische; die ganze Geschichte der Socialökonomie ist enthalten in den Schriften der Philosophen. Wir wollen jetzt diese interessante Phase studiren, deren auffallendste Eigenthümlichkeit darin besteht, daß sie sowohl Denen, die da glauben, als Denen, die da protestiren, den Kopf benimmt.

§. 1.

Nothwendigkeit der Konkurrenz.

Hr. Louis Reybaud, seines Gewerbes ein Romanschreiber, nur gelegentlich Oekonom geworden und von der Akademie der Moral- und Staatswissenschaften für seine antireformatorischen Karikaturen mit Patent versehen; ein Mann, der mit der Zeit einer der feindseligsten Schriftsteller gegen die socialen Ideen geworden ist; Hr. Louis Reybaud ist Nichts desto weniger, wie er sich auch anstellen möge, tief erfüllt von eben diesen Ideen: die Opposition, die er zu Tage bringt, liegt weder in seinem Herzen noch in seinem Geiste, sondern in seinen Thatsachen.

In der ersten Ausgabe seiner Studien „über die zeitgenössischen Reformatoren" hatte Hr. Reybaud, gerührt vom Anblick der socialen Schmerzen und ergriffen vom Muthe jener Stifter der Schulen, welche geglaubt, mit einem Ausbruch von Sentimentalität die Welt reformiren zu können, ausdrücklich die Ansicht ausgesprochen: das, was sich über allen ihren Systemen erhalte, sei die Association. Hr. Dunoyer, einer der Beurtheiler des Hrn. Reybaud, gab ihm dies Zeugniß, das für Hrn. Reybaud um so schmeichelhafter war, als es in der Form eine leichte ironische Färbung hatte.

„Hr. Reybaud, der in einem von der Akademie gekrönten Buche so treffend und talentvoll die Fehler der drei hauptsächlichen reformistischen Systeme dargelegt hat, steht dennoch ein für das Princip, das ihnen gemeinsam ist und ihre Grundlage bildet, die Association. — Die Association ist in seinen Augen, wie er erklärt, das größeste Problem der neueren Zeit. Sie, sagt er, ist berufen, das Problem der Vertheilung der Früchte der Arbeit zu lösen. Wenn für die Lösung dieses Problems die geltende Macht Nichts vermöchte, würde die Association Alles vermögen. Hr. Reybaud spricht hier wie ein Schriftsteller des Phalanstère . . ."

Hr. Reybaud hatte sich, wie man hieraus entnehmen kann, etwas vorgewagt. Er besaß aber zu viel gesunden Menschenverstand und Redlichkeit, um den Abgrund zu übersehen. Bald sah er ein, daß er irre ging und begann zurückzuzuppen. Ich mache ihm kein Verbrechen aus dieser Schwenkung, denn Hr. Reybaud ist Einer

von Denen, die man nicht ohne Ungerechtigkeit verantwortlich machen kann für ihre Metaphern. Er hatte geredet ohne es zuvor zu überlegen und nahm sein Wort zurück: was kann natürlicher sein? Wenn die Socialisten dies überhaupt Jemand verdenken wollten, so wäre Hr. Dunoyer der Mann, denn er hatte die Verläugnung von Seiten Hrn. Reybaud's durch jenes sonderbare Kompliment veranlaßt.

Uebrigens bemerkte Hr. Dunoyer sehr bald, daß seine Worte keine tauben Ohren gefunden. Er erzählt zum Ruhme der guten Grundsätze, daß Hr. Reybaud in einer zweiten Ausgabe seiner „Studien über die Reformatoren" von selbst das Absprechende seiner Ausdrücke gemildert habe. Statt „Alles vermögen" habe er gesagt: „Viel vermögen".

Das war eine bedeutende Aenderung, wie Hr. Dunoyer sehr gut bemerkte. Gleichwohl konnte Hr. Reybaud zu derselben Zeit schreiben: „Diese Symptome sind ernst; man kann sie ansehen als die Wahrzeichen einer unbewußten Organisation, in welcher die Arbeit das Gleichgewicht und die Regelmäßigkeit sucht, die ihr fehlen. . . . Hinter allen diesen Anstrengungen verbirgt sich ein Princip, die Association, das auf Grund unregelmäßiger Bethätigungen zu verdammen Unrecht wäre."

Zuletzt hat sich Hr. Reybaud offen für einen Anhänger der Konkurrenz erklärt, d. h. er hat das Princip der Association entschieden aufgegeben. Denn wenn man unter Association weiter Nichts zu verstehen hat, als die vom Handelsgesetzbuch bestimmten Formen der Gesellschaft, deren Philosophie uns die HH. Troplong und Delongle im Auszuge gegeben haben, so ist es nicht mehr der Mühe werth, einen Unterschied zu machen zwischen den Socialisten und Oekonomen, zwischen einer Partei, welche die Association sucht, und einer anderen, welche behauptet, daß dieselbe bereits existire.

Deshalb jedoch, weil es Hrn. Reybaud begegnet ist, in einer Frage, von welcher er sich, wie es scheint, noch keine klare Vorstellung gemacht hat, unbesonnenerweise mit ja und nein abzusprechen, bilde man sich nicht etwa ein, daß ich ihn unter die Reihe Derer stelle, die mit Socialismus spekuliren und, nachdem sie eine Mystifikation in die Welt geschleudert, sogleich ihren Rückzug antreten, un-

ter dem Vorwande, die Idee sei allgemeines Eigenthum und sie brauchten dieselbe eben nur ihren Weg gehen zu lassen. Meiner Meinung nach gehört Hr. Reybaud vielmehr zur Klasse der Gefoppten, die so viele rechtschaffene und hochbegabte Leute zu den Ihrigen zählt. Hr. Reybaud bleibt also in meinen Augen der vir probus dicendi peritus, der gewissenhafte und gewandte Schriftsteller, der sich wohl einmal übertölpeln läßt, aber doch nie etwas Anderes ausspricht, als was er sieht und meint. Sobald übrigens Hr. Reybaud einmal auf dem Gebiete der ökonomischen Ideen stand, konnte er um so weniger mit sich selbst einig werden, je klarer seine Einsicht, je treffender sein Urtheil ist. Der Leser soll diese merkwürdige Erfahrung selbst machen.

Könnte ich mich Hrn. Reybaud verständlich machen, so würde ich ihm sagen: Ergreifen Sie Partei für die Konkurrenz, und Sie haben Unrecht; ergreifen Sie Partei gegen dieselbe, und Sie haben ebenfalls Unrecht; und dies bedeutet, daß Sie in beiden Fällen Recht haben. Wenn Sie nun hiernach überzeugt sind, daß Sie sich weder in der ersten noch in der vierten Auflage Ihres Buches geirrt, und es gelingt Ihnen, Ihre Ansicht auf eine verständliche Weise zu formeln, so will ich Sie für einen eben so genialen Oekonomen halten wie Turgot und A. Smith; aber ich sage es Ihnen im Voraus, wenn Sie dem Letzteren gleichen, den Sie wahrscheinlich wenig kennen, so werden Sie ein Gleichheitsmann sein! Soll die Wette gelten?

Um Hrn. Reybaud besser vorzubereiten auf diese Art von Versöhnung mit sich selbst, wollen wir ihm zunächst beweisen, daß diese Wandelbarkeit des Urtheils, die ihm jeder Andere an meiner Stelle mit beleidigender Bitterkeit vorwerfen würde, ein Verrath ist, nicht ein Verrath des Schriftstellers, sondern ein Verrath an den Thatsachen, zu deren Dolmetscher er sich aufgeworfen hat.

Im März 1844 schrieb Hr. Reybaud über die Oelfrüchte, einen Gegenstand, der seine Vaterstadt Marseille nahe anging, einen Artikel, in welchem er sich warm für die freie Konkurrenz und für das Sesamöl aussprach. Nach den wie es scheint authentischen Daten, die er gesammelt, würde Sesam 45 bis 46 Procent Oel geben, während Mohn und Raps nur 25 bis 30 und die Olive nur 20 bis 22 geben. Eben deswegen mißfällt der Sesam den Fabrikanten im Norden und sie haben ein Verbot desselben verlangt und durchgesetzt.

Indeß sind die Engländer auf der Lauer und bereit, sich dieses werthvollen Handelszweiges zu bemächtigen. Man verbiete die Frucht, sagt Hr. Reybaud, so wird uns das Oel dennoch gemischt, als Seife oder in irgend einer andern Form wieder zukommen. Ueberdies erheischt es das Interesse unserer Rhederei, daß dieser Handel beschützt werde; es handelt sich um nicht weniger als 40,000 Tonnen Frucht, für die 300 Fahrzeuge und 3000 Matrosen erforderlich sind.

Diese Thatsachen sind ausschlaggebend: 45 Procent Oel statt 25; die Qualität besser als bei allen französischen Oelfrüchten; Preisermäßigung für eine Waare von erster Nothwendigkeit; Ersparniß für die Konsumenten, 300 Schiffe, 3000 Matrosen: das Alles würde uns die Handelsfreiheit einbringen! Also die Konkurrenz und das Sesam sollen leben!

Weiterhin bemerkt Hr. Reybaud, um diese glänzenden Resultate besser zu sichern, von seinem Patriotismus hingerissen und seine Idee auf geradem Wege weiter verfolgend, und meiner Meinung nach sehr treffend: die Regierung müsse sich in Zukunft jedes Gegenseitigkeitsvertrages enthalten; er verlangt, die französische Rhederei solle sowohl die gesammte Ausfuhr als die Einfuhr des französischen Handels besorgen. „Was man Gegenseitigkeit nennt, sagt er, ist eine reine Fiktion, deren Vortheil auf Seiten der Nation bleibt, deren Schifffahrt am Wenigsten theuer zu stehen kommt. Da nun in Frankreich die Elemente der Schifffahrt, der Preis des Schiffes, die Löhnung der Mannschaft, die Ausrüstungs- und Verproviantirungskosten eine außerordentliche Höhe erreichen und größer sind als bei den andern seefahrenden Nationen, so folgt daraus, daß jeder Gegenseitigkeitsvertrag für uns einem Entsagungsvertrage gleichkommt und daß wir, anstatt zu einer Maaßregel gegenseitigen Genehmseins uns wissentlich oder unbewußt zu einem Opfer verstehn: „Frankreich verbraucht 500,000 Ballen Baumwolle, und die Amerikaner sind es, welche dieselbe auf unsere Kay's bringen; es verwendet ungeheuere Mengen Steinkohlen, und die Engländer besorgen die Zufuhr derselben; die Schweden und Norweger bringen uns ihr Eisen und Holz selbst, die Holländer ihren Käse, die Russen ihren Hanf und ihr Getreide, die Genuesen ihren Reis, die Spanier ihr

Oel, die Sicilier ihren Schwefel, die Griechen und Armenier alle Waaren des mittelländischen und des schwarzen Meeres."

Offenbar ist ein solcher Zustand der Dinge unerträglich, denn er führt dahin, unsere Handelsmarine überflüssig zu machen. Beeilen wir uns also, in die Seewerkstätte zurückzukehren, aus welcher der niedrige Preis der fremden Schifffahrt uns auszuschließen bestrebt ist. Schließen wir unsere Häfen den fremden Fahrzeugen oder belegen sie wenigstens mit einer hohen Taxe. Also nieder mit der Konkurrenz und der nebenbuhlerischen Rhederei!

Fängt Hr. Reybaud an zu begreifen, daß seine ökonomisch-socialistischen Schwankungen weit unschuldiger sind, als er geglaubt hat? Welchen Dank wird er mir schuldig sein für die Beruhigung seines vielleicht beunruhigten Gewissens!

Die Gegenseitigkeit, über die sich Hr. Reybaud so bitter beklagt, ist weiter Nichts als eine Form der Handelsfreiheit. Man mache die Freiheit des Verkehrs zu einer vollständigen unbeschränkten, und unsere Flagge ist von den Meeren vertrieben, wie unsere Oele vom Festlande verdrängt werden würden. Wir werden also unser Oel theurer bezahlen, wenn wir darauf bestehen, es selbst zu fabriciren, und eben so unsere Kolonialwaaren, wenn wir ihren Transport selbst besorgen wollen. Um größere Billigkeit zu erlangen, müßten wir, nachdem wir unsere Oele aufgegeben, auch unsere Marine aufgeben: eben so gut könnten wir auf der Stelle unsere Tücher, unsere Leinwand, unsern Kattun, unser Eisen aufgeben und dann, da jede vereinzelte Industrie nothwendig zu theuer wird, auch unsere Weine, unser Getreide, unsere Futtergewächse! Was man auch wählen möge, das Privilegium oder die Freiheit, man gelangt zum Unmöglichen, zum Unsinn.

Gewiß giebt es ein Princip der Ausgleichung; allein wenn es nicht der vollendetste Despotismus sein soll, so muß dies Princip aus einem Gesetze herfließen, welches ein Höheres ist gegen die Freiheit selbst. Gerade dies Gesetz aber ist es, was noch Niemand definirt hat und was ich von den Oekonomen verlange, wenn sie wirklich im Besitz der Wissenschaft sind. Denn für einen Gelehrten kann ich Den nicht halten, der mit vollster Ueberzeugung und mit allem

möglichen Geiste jetzt für die Freiheit und funfzehn Zeilen weiter für das Monopol predigt.

Ist es nicht einleuchtend, unmittelbar und für die bloße Anschauung einleuchtend, daß die Konkurrenz die Konkurrenz zerstört? Giebt es selbst in der Geometrie einen gewisseren und ausgemachteren Satz als diesen? Wie, unter welchen Bedingungen und in welchem Sinne kann nun ein Princip, das die Negation seiner selbst ist, in die Wissenschaft hineingehören? Wie kann es ein organisches Gesetz der Gesellschaft werden? Wenn die Konkurrenz nothwendig ist, wenn sie, wie die Schule sagt, ein Postulat der Production ist, wie wird sie dann so verwüstend? Und wenn ihre gewisseste Wirkung die ist, Diejenigen zu Grunde zu richten, die sie mit fortreißt, wie wird sie dann nützlich? Denn weder die Uebelstände, die sie in ihrem Gefolge hat, noch das Gute, das sie uns verschafft, sind Zufälligkeiten, die aus der That des Menschen entstehn: vielmehr entspringen beide logisch aus dem Princip und bestehen einander gegenüber mit demselben Rechte . . .

Zunächst ist die Konkurrenz für die Arbeit eben so wesentlich als die Theilung, weil sie selbst die Theilung ist, nur in einer anderen Form zurückgekehrt, oder vielmehr auf ihre zweite Potenz erhoben. Sie ist die Theilung, sage ich, nicht mehr wie in der ersten Epoche der ökonomischen Entwickelungen als adäquat der Gesammtkraft, mithin die Persönlichkeit des Arbeiters in der Werkstatt verschlingend, sondern die Theilung, wie sie die Freiheit gebiert, indem sie aus jeder Unterabtheilung der Arbeit gleichsam eine Souveränität bildet, in welcher sich der Mensch in seiner Kraft und Unabhängigkeit setzt. Die Konkurrenz ist mit einem Wort die Freiheit in der Theilung und in allen getheilten Stücken: sie beginnt mit den zusammengesetztesten Verrichtungen und trachtet dahin, sich bis hinab in die untergeordneten Hanthierungen des Theilarbeiters zu verwirklichen.

Hier kommen die Kommunisten mit einem Einwurfe. Man muß in allen Dingen, sagen sie, den Gebrauch und den Mißbrauch unterscheiden. Es giebt eine nützliche, lobenswerthe, sittliche Konkurrenz, eine Konkurrenz, welche Geist und Herz erweitert, eine edle und großmüthige Konkurrenz, den Wetteifer, und warum sollte dieser Wetteifer nicht den Vortheil Aller zum Zweck haben? . . . Es

giebt eine andere Konkurrenz, die unheilbringend, unsittlich, ungesellschaftlich ist, eine eifersüchtige Konkurrenz, welche haßt und tödtet: den Egoismus.

So spricht der Kommunismus; so drückte sich vor einem Jahre das Journal la Réforme in seinem socialen Glaubensbekenntniß aus.

Wie sehr es mir auch widerstrebt, Opposition zu machen gegen Männer, deren Ideen im Grunde die meinigen sind, so kann ich doch eine solche Dialektik nicht gelten lassen. In dem Glauben, durch eine mehr grammatische als wirkliche Untersuchung Alles zu versöhnen, hat die Réforme, ohne es zu merken, für die „rechte Mitte" gearbeitet, d. h. auf die schlechteste Weise diplomatisirt. Ihre Beweisführung ist genau dieselbe wie die des Hrn. Rossi in Bezug auf die Theilung der Arbeit. Sie besteht darin, die Konkurrenz und die Moral in Gegensatz zu bringen, um die eine durch die andere zu begrenzen, wie Hr. Rossi durch die Moral die ökonomischen Schlußfolgerungen aufzuhalten und einzuschränken gedachte, indem er bald hier bald da, je nach Bedürfniß und Gelegenheit, beschnitt und ausmerzte. Ich habe Hrn. Rossi widerlegt durch die einfache Frage: wie ist es möglich, daß die Wissenschaft mit sich selbst entzweit ist, nämlich die Wissenschaft vom Reichthum mit der von der Pflicht? Eben so frage ich die Kommunisten: wie kann ein Princip, dessen Entwickelung sichtbar nützlich ist, zugleich unheilbringend sein?

Man sagt: der Wetteifer ist nicht die Konkurrenz. Ich bemerke zunächst, daß dieser vorgebliche Unterschied sich nur auf die verschieden verlaufenden Wirkungen des Princips bezieht, wodurch der Glaube entsteht, es seien zwei Principien, die man nur verwechsele. Der Wetteifer ist nichts Anderes als die Konkurrenz selbst; und da man sich einmal auf Abstractionen eingelassen hat, will ich gern darauf eingehen. Es giebt keinen Wetteifer ohne Ziel, wie es keine leidenschaftliche Regung giebt ohne Gegenstand; und wie der Gegenstand jeder Leidenschaft nothwendig der Leidenschaft selbst analog ist, beim Verliebten ein Weib, beim Herrschsüchtigen Macht, beim Geizigen Gold, beim Dichter ein Lorbeerkranz, so ist der Gegenstand des industriellen Wetteifers nothwendig der Gewinn.

Nein, entgegnet der Kommunist, der Gegenstand des Wettei-

fers beim Arbeiter soll der allgemeine Nutzen, die Brüderlichkeit, die Liebe sein.

Allein die Gesellschaft selbst — weil man sich einmal, anstatt beim Einzelnen stehen zu bleiben, um den es sich hier handelt, nur mit dem Gesammtmenschen befassen will — die Gesellschaft, sage ich, arbeitet nur im Hinblick auf den Reichthum; das Wohlsein, das Glück ist ihr einziger Gegenstand. Wie sollte nun, was für die Gesellschaft wahr ist, für den Einzelnen nicht wahr sein, da doch am Ende die Gesellschaft der Mensch ist und die ganze Menschheit in jedem einzelnen Menschen lebt? Wie will man an Stelle des unmittelbaren Gegenstandes des Wetteifers, der in der Industrie das persönliche Wohlsein ist, jenen entlegenen und fast metaphysischen Beweggrund setzen, den man das allgemeine Wohlsein nennt, zumal da dies Nichts ist ohne jenes und nur aus jenem hervorgehen kann?

Die Kommunisten geben sich im Allgemeinen einer seltsamen Illusion hin: schwärmerisch erpicht auf die Gewalt gedenken sie aus der Centralkraft, und in dem besondern Falle, von dem hier die Rede ist, aus dem Gesammtreichthum durch eine Art von Umkehr das Wohlsein des Arbeiters herzuleiten, der diesen Reichthum geschaffen hat: als ob das Individuum das Spätere wäre gegen die Gesellschaft und nicht umgekehrt die Gesellschaft das Spätere gegen das Individuum! Uebrigens ist dieser Fall nicht der einzige, in dem wir die Socialisten unbewußt beherrscht sehen von den hergebrachten Satzungen der Wirthschaft, gegen welche sie protestiren.

Allein was haben wir nöthig weiter darauf einzugehen? Sobald der Kommunismus den Namen der Sachen, vera rerum vocabula, ändert, gesteht er mittelbar seine Ohnmacht und tritt aus der Reihe der Kämpfenden. Darum sage ich ihm statt aller Antwort: Indem Ihr die Konkurrenz leugnet, laßt Ihr die These im Stich und habt fortan bei der Verhandlung nicht weiter mitzureden. Ein ander Mal wollen wir untersuchen, in wie weit sich der Mensch für das Interesse Aller aufopfern muß: hier gilt es, das Problem der Konkurrenz zu lösen, d. h. die höchste Befriedigung des Egoismus mit den gesellschaftlichen Nothwendigkeiten zu versöhnen; verschont uns daher mit euren Moralpredigten.

Die Konkurrenz ist nothwendig für die Feststellung des Werths,

d. h. für das Princip der Vertheilung selbst, und somit für das Zustandekommen der Gleichheit. So lange ein Produkt nur von einem einzigen Fabrikanten geliefert wird, bleibt der wirkliche Werth desselben ein Geheimniß, sei es nun durch Verheimlichung von Seiten des Producenten, sei es durch Unbekümmertheit oder Unfähigkeit, den Herstellungspreis bis aufs Aeußerste zu beschränken. So ist das Privilegium der Production ein wirklicher Verlust für die Gesellschaft, und die Oeffentlichkeit der Industrie, wie die Konkurrenz der Arbeiter, ist ein Bedürfniß. Keiner der erdachten und erdenkbaren utopistischen Pläne kann sich diesem Gesetze entziehen.

Gewiß, es fällt mir nicht ein zu leugnen, daß die Arbeit und der Lohn gewährleistet werden müssen; ich hege sogar die Hoffnung, daß die Zeit dieser Gewährleistung nicht fern ist: aber ich behaupte, daß die Gewährleistung des Lohns unmöglich ist ohne genaue Kenntniß des Werths, und daß dieser Werth nur durch die Konkurrenz, keineswegs aber durch kommunistische Einrichtungen oder durch ein Volksdekret entdeckt werden kann. Denn es waltet hier Etwas, das mächtiger ist als der Wille des Gesetzgebers und der Bürger: die unbedingte Unmöglichkeit für den Menschen, seine Pflicht zu erfüllen, sobald er jeder Verantwortlichkeit gegen sich selbst überhoben ist: die Verantwortlichkeit gegen sich selbst aber bringt in Bezug auf die Arbeit nothwendig den Andern gegenüber die Konkurrenz mit sich. Man befehle, daß vom 1. Januar 1847 ab die Arbeit und der Lohn Jedermann gewährleistet sein sollen: sofort wird ein ungeheures Nachlassen der heißen Anspannung der Industrie folgen; der wirkliche Werth wird schnell unter dem Nominalwerth heruntersinken; die klingende Münze wird trotz ihres Bildes und Gepräges das Schicksal der Assignaten erfahren; der Kaufmann wird für weniger Waare mehr Geld verlangen und wir werden uns um einen Kreis tiefer in der Hölle der Noth befinden, von welcher die Konkurrenz nur erst die dritte Stufe ist.

Selbst wenn ich mit einigen Socialisten zugeben wollte, daß der Reiz der Arbeit eines Tages im Stande sein werde, dem Wetteifer Nahrung zu gewähren ohne einen Rückgedanken an Gewinn: von welchem Nutzen könnte uns in der Phase, die wir studiren, diese Chimäre sein? Wir stehen erst in der dritten Epoche der ökonomi-

schen Entwicklung, im dritten Zeitalter der Feststellung der Arbeit, d. h. in einer Periode, in der die Arbeit unmöglich anreizend sein kann. Denn der Reiz der Arbeit kann nur die Frucht einer hohen physischen, sittlichen und geistigen Entwicklung des Arbeiters sein. Diese Entwicklung aber, diese Erziehung der Menschheit durch die Industrie ist gerade der Gegenstand, den wir verfolgen mitten durch die Widersprüche der Socialökonomie. Wie also vermöchte uns der Reiz der Arbeit als Princip und als Hebel zu dienen, wo er für uns noch Zweck und Ziel ist?

Wann es übrigens auch unzweifelhaft ist, daß die Arbeit als die höchste Bethätigung des Lebens, des Geistes und der Freiheit ihren Reiz in sich selbst trägt, so leugne ich doch, daß dieser Reiz jemals völlig getrennt werden könne von dem Beweggrunde des Nutzens und somit von einer Rückkehr zum Egoismus; es giebt, sage ich, keine Arbeit um der Arbeit willen, wie ich meine, daß es keinen Styl um des Styls, keine Liebe um der Liebe, keine Kunst um der Kunst willen gebe. Der Styl um des Styls willen hat in unsern Tagen die schnellfertige Literatur und die Improvisation ohne Ideen erzeugt; die Liebe um der Liebe willen führt zur Päderastie, Onanie und Hurerei; die Kunst um der Kunst willen führt zum Chinesenthum (Schnörkelei), zur Karikatur, zum Kultus des Häßlichen. Wenn der Mensch in der Arbeit weiter Nichts mehr sucht, als das Vergnügen der körperlichen Uebung, so hört er bald auf zu arbeiten und spielt. Die Geschichte wimmelt von Thatsachen, welche diese Ausartung bezeugen. Die Spiele Griechenlands, die isthmischen, olympischen, pythischen, nemeischen, Uebungen einer Gesellschaft, welche Alles durch ihre Sklaven producirte; das Leben der Spartiaten und ihrer Musterbilder, der Kreter; die Gymnasien, Palästren, Hippodrome und das Treiben auf der Agorá der Athener; die Beschäftigungen, welche Plato in seiner Republik den Kriegern zuertheilt und die uns nur die Neigungen seines Zeitalters wiedergeben; endlich unsere feudale Gesellschaft mit ihren Ringelrennen und Turnieren: alle diese Erfindungen und viele andere, die ich mit Stillschweigen übergehe, vom Schachspiel, das, wie man sagt, bei der Belagerung Trojas von Palamed erfunden wurde, bis zu den Karten, welche Gringonneur für Karl VI. malte, sind redende Bei-

spiele, was aus der Arbeit wird, wenn man den ernsten Beweggrund des Nutzens von ihr fortläßt. Die Arbeit, die wahre Arbeit, die, welche den Reichthum erzeugt und uns die Wissenschaft giebt, bedarf zu sehr der Regel, der Ausdauer und der aufopfernden Hingebung, als daß sie lange die Freundin der Lust sein könnte, die ihrer Natur nach flüchtig, unbeständig und unordentlich ist. Sie ist etwas zu Erhabnes, zu Ideales und Philosophisches, um ausschließlich Vergnügen und Genuß, d. h. etwas Mystisches und bloßes Gefühl zu sein. Die Fähigkeit zu arbeiten, welche den Menschen vom Thiere (?) unterscheidet, hat ihre Quelle in den tiefsten Tiefen der Vernunft: wie sollte sie in uns eine bloße Bethätigung des Lebens, eine wollüstige That unseres Gemeingefühls werden?

Wenn man jetzt zu der Hypothese einer Umwandlung unserer Natur seine Zuflucht nimmt, für die in der Geschichte kein Beispiel zu finden ist, und deren Idee bisher Nichts ausgedrückt haben würde, so ist das weiter Nichts als ein Traum, unverständlich selbst für Diejenigen, die ihn vertheidigen, eine Umkehrung des Fortschritts, eine Gewaltthätigkeit gegen die gewissesten Gesetze der ökonomischen Wissenschaft: und statt aller Antwort entferne ich diese Idee ganz aus der Verhandlung.

Halten wir uns an die Thatsachen, da die Thatsachen allein einen Sinn haben und uns fördern können. Die französische Revolution wurde eben so sehr für die industrielle als für die politische Freiheit vollbracht; und obgleich Frankreich im J. 1789 nicht alle Konsequenzen des Princips bemerkte, dessen Verwirklichung es verlangte, so hat es sich doch weder in seinen Wünschen noch in seiner Erwartung getäuscht. Wer es zu leugnen versuchte, würde in meinen Augen das Recht auf die Kritik verlieren: ich werde nie mit einem Gegner streiten, der den freiwilligen Irrthum von fünfundzwanzig Millionen Menschen als Princip aufstellen wollte.

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts wollte Frankreich, der Privilegien überdrüssig, um jeden Preis die Starrheit seiner Korporationen abschütteln und die Würde des Arbeiters dadurch herstellen, daß es ihm die Freiheit gab. Ueberall mußte man die Arbeit emancipiren, das Genie anspornen, den Industriellen verantwortlich machen, indem man ihm tausend Mitbewerber erweckte, und auf ihn allein

die Folgen seiner Schlaffheit, Unwissenheit und Unredlichkeit zurückfallen ließ. Schon vor 89 war Frankreich reif zum Uebergange; Turgot hatte den Ruhm, den ersten Schritt zu bewerkstelligen.

Warum also, wenn die Konkurrenz nicht ein Princip der Socialökonomie, ein Schicksalsdecret, eine Nothwendigkeit der Menschenseele gewesen wäre, warum also hätte man, anstatt die Korporationen, Meisterschaften und Zünfte abzuschaffen, nicht vielmehr daran gedacht, das Ganze herzustellen? Warum hätte man sich nicht mit einer Reformation statt einer Revolution begnügt, und das um so mehr, da dieser Mittelweg ganz im Sinne der konservativen Ideen war, welche das Bürgerthum theilte? Mögen mir doch der Kommunismus und die so zu sagen socialistische Demokratie, die auf dem Princip der Konkurrenz, ohne es zu wissen, das System der rechten Mitte, die gegenrevolutionäre Idee vertreten, diese Einmüthigkeit der Nation erklären, wenn sie es im Stande sind!

Dazu kommt, daß die Ereignisse die Theorie bestätigten. Vom Ministerium Turgot an begann sich ein Zuwachs von Thätigkeit und Wohlsein in der Nation zu offenbaren. Auch schien die Probe so entscheidend, daß sie die Zustimmung aller Gesetzgebungen erhielt. Die Freiheit der Industrie und des Handels spielt in unsern Verfassungen eine eben so bedeutende Rolle wie die politische Freiheit. Dieser Freiheit endlich verdankt Frankreich seit sechzig Jahren die Fortschritte seines Reichthums. . .

Ich bitte um die Erlaubniß, nächst dieser Hauptthatsache, welche die Nothwwendigkeit der Konkurrenz so siegreich beweist, noch drei oder vier andere anzuführen, die zwar von minder allgemeiner Bedeutung sind, aber doch den Einfluß des Princips, das ich vertheidige, besser hervortreten lassen.

Warum ist der Ackerbau bei uns so wunderweit zurückgeblieben? Wie kommt es, daß diesem wichtigen Zweige der nationalen Arbeit noch in so vielen Gegenden der alte Schlendrian und die Barbarei anhaften? Unter den zahlreichen Ursachen, die man dafür anführen könnte, scheint mir der Mangel an Konkurrenz den ersten Rang einzunehmen. Die Bauern reißen sich um die Fetzen Land; sie machen sich Konkurrenz beim Notar, aber nicht auf dem Felde. Und man

spreche zu ihnen von Wetteifer, von öffentlichem Wohl: welche staunenden Gesichter sie dazu machen werden! — Der König, sagen sie, (denn der König ist für sie gleichbedeutend mit dem Staat, dem Gemeinwohl, der Gesellschaft) der König besorge seine Geschäfte, wir wollen die unsrigen besorgen! Das ist ihre Philosophie, ihr Patriotismus. O, wenn der König ihnen Konkurrenten erwecken könnte! Unglücklicherweise ist es unmöglich. Während in der Industrie die Konkurrenz aus der Freiheit und dem Eigenthum hervorgeht, sind in der Landwirthschaft Freiheit und Eigenthum vielmehr ein unmittelbares Hinderniß der Konkurrenz. Der Gewinn, der den Bauern zufällt, richtet sich nicht nach seiner Arbeit und Einsicht, sondern nach der Beschaffenheit seines Landes und dem Belieben des Herrgotts. Daher denkt er bei seiner Wirthschaft nur darauf, so wenig als möglich Lohn zu zahlen und so wenig als möglich Ausgaben zu machen. Da er sicher ist, seine Waaren stets an den Mann zu bringen, so trachtet er weit mehr nach der Verminderung seiner Kosten als nach der Verbesserung des Ackers und der Beschaffenheit des Ertrages. Er besorgt die Aussaat, das Uebrige die Vorsehung. Die einzige Art von Konkurrenz, welche die Ackerbau treibende Klasse kennt, ist die bei Verpachtungen, und man kann es nicht leugnen, daß dieselbe in Frankreich, z. B. in der Beauce, günstige Resultate herbeigeführt hat. Da jedoch das Princip dieser Konkurrenz nur so zu sagen aus zweiter Hand kommt und nicht unmittelbar aus der Freiheit und dem Eigenbesitz der Landwirthe hervorgeht, so verschwindet sie mit der Ursache, die sie erzeugt, und das so sehr, daß es, um den Verfall der landwirthschaftlichen Industrie in manchen Gegenden zu bewirken oder wenigstens den Fortschritt derselben aufzuhalten, vielleicht genügen würde, die Pächter in Eigenthümer zu verwandeln. . .

Einen andern Zweig der Gesammtarbeit, welcher in diesen letzten Jahren zu lebhaften Debatten Anlaß gegeben hat, bilden die öffentlichen Bauten. „Zur Leitung eines Straßenbaues, sagt G. Dunoyer sehr treffend, wäre vielleicht ein Pionier und ein Postillon geeigneter als ein Ingenieur, der eben ganz frischbacken aus der Schule für Brücken- und Chausséebau hervorgegangen ist.“ Gewiß hat Jeder Gelegenheit gehabt, sich von der Richtigkeit dieser Bemerkung zu überzeugen.

Es sollte eine Brücke gebaut werden über einen der schönsten unserer Ströme, der berühmt ist durch die Bedeutung seiner Schiffahrt. Sobald die Arbeiten begannen, bemerkten die Uferbewohner, daß die Bögen viel zu niedrig ausfallen würden, um beim Hochwasser die Fahrzeuge durchlassen zu können. Sie machten den Ingenieur, der die Arbeiten zu leiten hatte, darauf aufmerksam. „Brücken, antwortete er mit stolzer Würde, sind für Diejenigen bestimmt, welche hinüber, nicht aber für die, welche unten durch wollen." Seine Antwort ist in jener Gegend zum Sprichwort geworden. Da aber die Dummheit unmöglich bis zum Ende Recht behalten kann, hat die Regierung die Nothwendigkeit eingesehen, das Werk ihres Beamten umzuändern und in diesem Augenblick werden die Brückenbögen erhöht. Würden wohl die Kaufleute, die bei der Schifffahrt auf diesem Wasserwege betheiligt sind, wenn man ihnen das Unternehmen auf ihre Gefahr übergeben hätte, zu wiederholten Malen Aenderungen daran vorgenommen haben? Man könnte ein Buch zusammenschreiben über Meisterstücke derselben Art, zu Stande gebracht von der gelehrten Jugend der Brücken- und Wegebaukunde, die, kaum aus der Schule herausgetreten, eine feste Anstellung erhält und nun durch keine Konkurrenz mehr angespornt wird.

Als Beweis für die industrielle Befähigung des Staats und somit für die Möglichkeit, die Konkurrenz überall abzuschaffen, wird die Tabaksverwaltung angeführt. Da ist von keiner Verfälschung, keinem Proceß, da ist weder von Bankerott noch von Elend die Rede. Die Arbeiter werden genügend bezahlt, unterrichtet und sittlich gebildet; durch Abzüge wird ihnen eine Pension gesichert und sie befinden sich in einer unvergleichlich besseren Lage, als die große Mehrzahl Derer, die von der freien Industrie beschäftigt werden.

Alles das mag wahr sein; ich weiß es nicht. Es ist mir unbekannt, was innerhalb der Tabaksverwaltung vorgeht; ich habe mich weder bei den Direktoren noch bei den Arbeitern erkundigt und hatte es auch nicht nöthig. Wieviel kostet der Tabak, den die Verwaltung verkauft? und was ist er werth? Um die erste Frage zu beantworten, braucht man sich nur an das erste beste Bureau zu wenden. Ueber die zweite aber weiß man mir Nichts zu sagen, weil es

an einem Maaßstabe zur Vergleichung fehlt, weil es verboten ist, durch Versuche die Herstellungskosten der Regie zu kontrolliren, mithin unmöglich, sie abzuschätzen. Also kostet das zum Monopol erhobene Tabaksgeschäft der Gesellschaft nothwendig mehr, als es ihr einbringt; es ist eine Industrie, die von Unterstützungen lebt, anstatt durch ihren eigenen Ertrag zu bestehen, die also, weit entfernt, uns als Muster zu dienen, vielmehr einer der ersten Mißbräuche ist, der einer Reform unterliegen muß.

Wenn ich von einer Reform spreche, die mit der Tabaksproduktion vorzunehmen ist, so habe ich dabei nicht blos die ungeheure Auflage im Auge, welche den Preis dieses Produkts verdreifacht und vervierfacht, auch nicht blos die hierarchische Organisation der Beamten, welche die Einen durch ihren Gehalt zu ebenso kostspieligen als unnützen Aristokraten, die Andern zu hoffnungslosen Söldnern macht, die für immer in einer untergeordneten Stellung zurückgehalten werden. Selbst das Privilegium der Bureaus und den ganzen Schwarm von Schmarotzern, den sie füttern, lasse ich dahingestellt sein. Ich habe vor Allem die nützliche Arbeit im Auge, die Arbeit der wirklichen Arbeiter. Schon allein deswegen, weil der Arbeiter keine Konkurrenz hat und weder beim Gewinn noch beim Verlust interessirt ist, kurz, weil er nicht frei ist, muß seine Productivität nothwendig eine geringere, seine Dienstleistung zu theuer sein. Und nun sage man mir noch, daß die Regierung ihre Löhner gut besolde und sich mit ihrem Wohlergehn beschäftige! Was ist denn dabei Wunderbares? Wie mag man es doch übersehen, daß die Freiheit es ist, welche die Lasten des Privilegiums trägt, und daß, wenn alle Industriezweige eben so wie die Tabaksindustrie behandelt würden, was freilich unmöglich ist, die Quelle der Unterstützungen ausgehen würde, die Nation nicht mehr im Stande wäre, ihre Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht zu erhalten und der Staat Bankerott machen müßte?

Fremde Produkte. — Ich berufe mich hier auf einen Gelehrten, der kein Staatsökonom ist, H. Liebig. — „Früher bezog Frankreich von Spanien jährlich für 20—30 Millionen Fr. Soda, denn die spanische Soda war die beste. Während der ganzen Dauer des Krieges mit England war der Preis der Soda, mithin auch der der

Seife und des Glases fortwährend im Steigen begriffen und alle Fabrikationen litten darunter. Da entdeckte Leblanc das Verfahren, die Soda aus dem gewöhnlichen Kochsalz zu bereiten. Dies Verfahren war für Frankreich eine Quelle des Reichthums: die Sodafabrikation gewann eine außerordentliche Ausdehnung; allein weder Leblanc noch Napoleon genossen den Gewinn der Erfindung. Die Restauration benutzte die Erbitterung auf den Urheber der Kontinentalsperre und weigerte sich, die Schuld des Kaisers zu tilgen, dessen Versprechungen die Entdeckung Leblanc's veranlaßt hatten. . ."

„Vor einigen Jahren wollte der König von Neapel den Schwefelhandel Siciliens in ein Monopol verwandeln. England, das eine ungeheure Masse von diesem Schwefel verbraucht, drohte ihm den Krieg zu erklären, wenn er das Monopol fortbestehen ließe. Während die beiden Regierungen diplomatische Noten wechselten, wurden in England fünfzehn Patente genommen auf die Erfindung, Schwefelsäure aus Gyps, Eisenkies und anderen Mineralien, an denen England Ueberfluß hat, zu bewirken. . . Allein die Angelegenheit mit dem König von Neapel ward gütlich beigelegt und diese Bereitungsarten wurden nicht weiter verfolgt. Doch hatten die angestellten Versuche bewiesen, daß die Schwefelsäurebereitung auf dem neuen Wege erfolgreich gewesen sein würde, wodurch der Handel Siciliens mit seinem Schwefel vielleicht zu Grunde gerichtet worden wäre."

Ohne den Krieg mit England, ohne das Gelüst des Königs von Neapel nach einem Monopol hätte man noch lange nicht daran gedacht, in Frankreich die Soda aus dem Seesalz, in England die Schwefelsäure aus Gyps und Eisenkies zu ziehen. Eben diesen Einfluß hat die Konkurrenz auf die Industrie. Der Mensch geht aus seiner Trägheit nur dann heraus, wenn das Bedürfniß ihn beunruhigt und das sicherste Mittel den Geist in ihm auszulöschen, besteht darin, ihn von jeder Sorge zu befreien und ihm den Köder des Gewinns und der daraus folgenden gesellschaftlichen Auszeichnung zu nehmen, indem man rings um ihn her einen „allgemeinen und ewigen Frieden" schafft und dem Staat die Verantwortlichkeit für seine Trägheit aufbürdet.

Ja, zum Verdruß der modernen Ruhseligkeit muß man es sa-

gen, das menschliche Leben ist ein fortwährender Krieg, ein Krieg mit dem Bedürfniß, mit der Natur, ein Krieg des Menschen mit seines Gleichen und folglich mit sich selbst. Die Theorie einer friedlichen Gleichheit, beruhend auf Brüderschaft und Hingebung, ist Nichts als ein Abklatsch der katholischen Lehre von der Entsagung auf die Güter und Freuden dieser Welt, dieses Princips des Bettlerthums, dieses Lobgesangs auf das Elend. Der Mensch kann seinen Nächsten wohl so lieben, daß er für ihn in den Tod geht, aber nicht so, daß er für ihn arbeitet.

An die eben widerlegte Theorie der Hingebung knüpfen die Gegner der Konkurrenz eine andere an, welche gerade das Gegentheil der ersteren ist. Denn es ist ein Gesetz des Geistes, wenn er die Wahrheit, seinen Gleichgewichtspunkt, verkennt, zwischen zwei Widersprüchen hin und her zu pendeln. Diese neue Theorie des der Konkurrenz feindlichen Socialismus ist die der Aufmunterung.

Was kann socialer und dem Anschein nach fortschrittsförderlicher sein, als die Aufmunterung zur Arbeit und zur Industrie? Es giebt keinen Demokraten, der nicht aus ihr eine der schönsten Befugnisse der Gewalt machte, keinen Utopisten, der sie nicht unter die obersten Mittel zählte, das Glück zu organisiren.

Die Regierung ist aber vermöge ihrer Natur so unfähig, die Arbeit zu leiten, daß jede von ihr bewilligte Belohnung ein wahrer Diebstahl an der gemeinschaftlichen Kasse ist. Hr. Reybaud liefert uns den Text zu diesem Satze.

„Die Prämien, die man bewilligt, um die Ausfuhr anzuspornen, sagt er irgendwo, kommen den bei der Einfuhr des Rohstoffes bezahlten Zöllen gleich; der Vortheil bleibt durchaus Null und ist nur eine Ermunterung zu einem ausgedehnten Schleichhandel."

Dies Resultat ist unvermeidlich. Man hebe den Eingangszoll auf, und die Nationalindustrie leidet darunter, wie wir vorhin beim Sesam sahen; man behalte die Taxe bei und bewillige keine Ausfuhrprämie, und der nationale Handel wird auf den fremden Märkten besiegt. Will man, um diesem Uebelstande vorzubeugen, wieder zur Prämie zurückkehren? So giebt man mit einer Hand, was man mit der andern genommen, und veranlaßt als letztes Resultat den Betrug, dies Caput mortuum aller Aufmunterungen der Industrie.

Es folgt daraus, daß jede Aufmunterung zur Arbeit, jede der Industrie bewilligte Belohnung außer dem natürlichen Preise des Produkts ein umsonst gegebenes Geschenk, eine Zugabe ist, die man vom Konsumenten vorweg nimmt und in seinem Namen einem Günstling der Macht anbietet für — eine Null, für gar Nichts. Die Industrie aufmuntern bedeutet daher soviel als zur Trägheit aufmuntern: die Ermunterung ist Nichts als eine Art von Prellerei.

Im Interesse unserer Kriegsmarine glaubte die Regierung den Rhedern eine Prämie für jeden an Bord angestellten Mann bewilligen zu müssen. „Jedes Fahrzeug," sagt Hr. Reybaud, „das nach Terre Neuve abgeht, nimmt 60—70 Mann an Bord. Darunter sind 12 Matrosen, die übrigen sind Landleute, die man ihren Feldarbeitern entrissen. Sie werden auf Tagelohn zur Zubereitung der gefangenen Fische gedungen, haben mit der Führung des Schiffes Nichts zu thun und besitzen vom Matrosen weiter Nichts als den Magen und die Füße. Gleichwohl figuriren diese Leute auf den Marine-Militärrollen und verewigen in diesen eine Täuschung. Gilt es die Einrichtung der Prämien zu vertheidigen, so bringt man sie in Rechnung; sie zählen mit und tragen bei zum Erfolge."

Das ist ja eine unwürdige Gaunerei! ruft gewiß irgend ein naiver Reformator. Gut. Wir wollen die Thatsache analysiren, und die allgemeine Idee, welche sie enthält, herauszuziehen suchen.

Dem Princip nach ist die einzige Aufmunterung der Arbeit, welche die Wissenschaft zugeben kann, der Gewinn. Denn wenn die Arbeit nicht in ihrem eignen Ertrage ihren Lohn finden kann, so muß sie, anstatt aufgemuntert, vielmehr so schnell als möglich aufgegeben werden; wenn sie aber einen Reinertrag gewährt, so ist es widersinnig, zu diesem Reinertrag noch ein unverdientes Geschenk hinzuzufügen und so den Werth der Leistung zu übertreiben. Ich wende diesen Grundsatz an und sage also: wenn der Dienst der Handelsmarine nur 10,000 Matrosen erheischt, so muß man nicht auffordern, 15,000 zu halten; das Kürzeste für die Regierung wäre 5000 Rekruten auf Staatsfahrzeugen einzuschiffen und sie wie die Prinzen ihre Uebungsfahrten machen zu lassen. Jede der Handelsmarine angebotene Aufmunterung ist eine unmittelbare Aufforderung zum Betruge, ja ein Lohn, den man für einen unmöglichen Dienst bietet.

Können sich etwa die Bedienungsweise des Schiffs, die Mannszucht, kurz alle Erfordernisse des Seeverkehrs diesem Zuwachs eines überflüssigen Personals anpassen? Was soll denn der Rheder thun gegenüber einer Regierung, die ihm einen Zuschuß anbietet, damit er Leute an Bord seines Schiffes nehme, die er nicht braucht? Wenn der Minister das Geld der Staatskasse zum Fenster hinauswirft, bin ich dann strafbar, wenn ich es aufhebe? . . .

So geht, was wohl bemerkt zu werden verdient, die Theorie der Aufmunterungen in gerader Linie hervor aus der Theorie der Aufopferung, und um nicht zu verlangen, daß der Mensch verantwortlich sei, werden die Gegner der Konkurrenz durch den verhängnißvollen Widerspruch ihrer Ideen gezwungen, aus dem Menschen bald einen Gott, bald ein Vieh zu machen. Und dann wundern sie sich, daß sich die Gesellschaft auf ihren Ruf nicht rühren will! Ihr armen Kinder! Die Menschen werden niemals weder besser noch schlechter sein, als ihr sie seht und als sie stets gewesen sind. Sobald ihr besonderes Wohl sie drängt, lassen sie das allgemeine Wohl im Stiche, und ich finde dies, wenn nicht ehrenwerth, so doch zu entschuldigen. Es ist eure eigne Schuld, wenn ihr von ihnen bald mehr verlangt, als sie schuldig sind, bald wieder ihre Habgier ködert durch Belohnungen, welche sie nicht verdienen. Der Mensch hat nichts Werthvolleres als sich selbst, mithin kein anderes Gesetz als seine Verantwortlichkeit gegen sich selbst. Die Theorie der Hingebung ist eben so wie die der Belohnungen eine Gaunertheorie, welche die Gesellschaft und die Sittlichkeit zerstört, und eben dadurch, daß ihr einerseits von der Aufopferung, andererseits vom Privilegium die Aufrechterhaltung der Ordnung erwartet, schafft ihr in der Gesellschaft einen neuen Antagonismus. Anstatt die Harmonie der freien Thätigkeit der Personen zu Stande zu bringen, entfremdet ihr das Individuum und den Staat gegen einander; indem ihr die Einigkeit gebietet, schürt ihr die Zwietracht.

Kurz, außer der Konkurrenz bleibt nichts Anderes übrig, als diese Doppelnothwendigkeit: die Aufmunterung, eine Betrügerei, oder die Aufopferung, eine Heuchelei.

Die Konkurrenz, in ihrem Princip analysirt, ist also eine Ein-

gebung der Gerechtigkeit. Dennoch werden wir sehen, daß die Konkurrenz in ihren Folgen ungerecht ist.

§. 2.

Zerstörende Wirkungen der Konkurrenz. Sie vernichtet die Freiheit.

„Die Kraft gewinnt das Himmelreich, sagt das Evangelium, und nur die Gewaltigen rauben es.“ Diese Worte sind die Allegorie der Gesellschaft. In der durch die Arbeit geregelten Gesellschaft werden Würde, Reichthum und Ruhm der Bewerbung anheimgegeben; sie sind die Belohnung der Starken und man kann die Konkurrenz definiren als die Herrschaft der Stärke. Die alten Oekonomen hatten diesen Widerspruch nicht sogleich bemerkt; die neueren haben ihn zugeben müssen.

„Nur drei Dinge gehören dazu, schrieb A. Smith, um einen Staat von der untersten Stufe der Barbarei zur höchsten des Wohlstandes emporzubringen: Friede, mäßige Steuern und eine erträgliche Rechtspflege. Alles Uebrige bringt der natürliche Lauf der Dinge.“

Hiezu macht der letzte Uebersetzer Smith's, Hr. Blanqui, folgende düstre Anmerkung: „Wir haben gesehen, wie der natürliche Lauf der Dinge heillose Wirkungen hervorbringt und die Anarchie in der Produktion, den Krieg um Absatzwege und den Raubkampf der Konkurrenz erzeugt. Die Theilung der Arbeit und die Vervollkommnung der Maschinen, welche für die große Arbeiterfamilie des Menschengeschlechts die Eroberung einiger Muße zu Gunsten ihrer Würde zu Wege bringen sollten, haben auf mehreren Punkten Nichts erzeugt, als Verdumpfung und Elend. . . . Als A. Smith schrieb, war die Freiheit noch nicht gekommen mit ihren Wirren und Mißbräuchen; der Professor von Glasgow sah nur ihre Wohlthaten vorher. . . . Smith hätte geschrieben wie H. Sismondi, wäre er Zeuge gewesen von dem traurigen Zustande Irlands und der Manufakturdistrikte Englands in unsern Tagen. . . .“

Ei, ihr schriftstellernden Staatsmänner, ihr Publicisten des Tages, ihr Gläubigen und Halbgläubigen, ihr Alle, die ihr euch die Aufgabe gestellt, die Menschen mit euren Lehren zu beglücken, hört

ihr wohl diese Worte, die gerade so klingen, als wären sie aus dem Jeremias übersetzt? Werdet ihr uns nun endlich sagen, wohin ihr die Civilisation zu führen gedenkt? Welchen Rath habt ihr der Gesellschaft, dem Vaterlande in ihrer Angst zu geben?

Doch zu wem rede ich denn? Zu Ministern, Journalisten, Küstern und Pedanten! Und kümmern sich diese Leute etwa um die Socialökonomie? Haben sie von der Konkurrenz auch nur reden gehört?

Ein Lyoneser, eine im Handelskriege erhärtete Seele, reiste in Toskana. Er bemerkt, daß in diesem Lande jährlich fünf bis sechsmalhunderttausend Strohhüte verfertigt werden, die einen Gesammtwerth von 4 bis 5 Millionen haben. Diese Industrie ist fast der einzige Broderwerb des kleinen Volkes. „Wie kommt es, sagt er zu sich selbst, daß ein so leichter Kultur- und Industriezweig nicht nach der Provence und nach Languedoc verpflanzt ist, wo das Klima dasselbe ist wie in Toskana?" Wenn man nun aber, bemerkt bei dieser Gelegenheit ein Oekonom, den Landleuten in Toskana ihre Industrie nimmt, wovon sollen sie denn leben?

Die Fabrikation schwarzer Seidenzeuge war für Florenz eine besondere Kunst geworden, deren Geheimniß man dort sorgfältig bewahrte. „Ein geschickter Fabrikant aus Lyon, bemerkt der Tourist mit Genugthuung, ließ sich in Florenz nieder und erfuhr zuletzt das Verfahren beim Färben und Weben. Wahrscheinlich wird diese Entdeckung die florentinische Ausfuhr vermindern." [1])

Die Zucht der Seidenraupe überließ man früher den toskanischen Landleuten, denen sie einen Theil ihres Lebensunterhalts verschaffte. „Da kamen die landwirthschaftlichen Gesellschaften und stellten den Leuten vor, daß die Seidenraupe im Schlafzimmer des Landmanns weder genug Luft, noch eine hinreichend gleichmäßige Temperatur, noch auch eine so richtige Pflege genösse, als wenn die Arbeiter, die sie aufzögen, dies zu ihrem einzigen Gewerbe machten. Demzufolge haben denn reiche, einsichtsvolle und großmüthige Bür-

1) Fulchiron, Voyage en Italie.

ger, unter allgemeinem Beifall, eigne Seidenwurmhäuser gebaut. (Sismondi)."

Ihr fragt, ob nun die Seidenwurmzüchter, die Fabrikanten der schwarzen Zeuge und die der Hüte ihre Arbeit verlieren werden? — Gewiß: man wird ihnen sogar beweisen, daß es zu ihrem Besten sei, sofern sie dieselben Produkte in Zukunft billiger kaufen können, als sie selbst sie producirten. Das ist die Konkurrenz.

Die Konkurrenz mit ihrem mörderischen Instinkt nimmt einer ganzen Arbeiterklasse das Brot und sieht darin weiter Nichts als eine Verbesserung, eine Ersparniß: — sie stiehlt hinterlistig ein Geheimniß und wünscht sich dazu Glück als zu einer „Entdeckung"; — sie verwandelt die natürlichen Zonen der Produktion zum Nachtheil eines ganzen Volkes und behauptet weiter Nichts gethan, als die Vortheile ihres Klimas benutzt zu haben. Die Konkurrenz wirft alle Begriffe von Billigkeit und Gerechtigkeit über den Haufen; sie vermehrt die wirklichen Kosten der Produktion, indem sie ohne Nothwendigkeit die angelegten Kapitalien vermehrt; sie veranlaßt bald die Theuerung, bald die Entwerthung der Produkte, verderbt das allgemeine Gewissen, indem sie überall das Spiel an die Stelle des Rechts treten läßt und unterhält überall Schrecken und Mißtrauen.

Doch was! ohne diesen grausamen Charakter würde die Konkurrenz ihrer glücklichsten Wirkungen verlustig gehen; ohne die Willkühr im Handel und ohne die Angst des Marktes würde die Arbeit nicht unaufhörlich Fabrik gegen Fabrik errichten und, minder in Athem erhalten, könnte die Produktion keins ihrer Wunder vollbringen. Nachdem sie das Uebel eben aus der Nützlichkeit ihres Princips hat entstehen lassen, weiß die Konkurrenz aufs Neue das Gute aus dem Bösen zu ziehen; die Zerstörung erzeugt Nützlichkeit, das Gleichgewicht verwirklicht sich durch aufgeregte Bewegung und man kann von der Konkurrenz sagen, was Simson von dem Löwen sagte, den er getödtet: De comedente cibus exiit et de forti dulcedo. Giebt es in allen Sphären des menschlichen Wissens etwas Ueberraschenderes als die Staatsökonomie?

Hüten wir uns jedoch einer ironischen Regung Raum zu geben, die von unserer Seite nur ein ungerechter Angriff sein würde. Es ist das Eigenthümliche der ökonomischen Wissenschaft, ihre Gewißheit

in ihren Widersprüchen zu finden und das ganze Unrecht der Oekonomen besteht nur darin, daß sie dies nicht haben begreifen können. Nichts ist dürftiger als ihre Kritik, Nichts trübseliger als die Gedankenverwirrung, in die sie gerathen, sobald sie auf diese Frage (die der Konkurrenz) zu reden kommen. Sie gehaben sich dabei etwa wie Zeugen, welche durch die Folter gezwungen werden, auszusagen, was ihr Gewissen lieber verschweigen möchte. Der Leser wird mir Dank wissen, wenn ich ihm die Gründe vorführe, mit denen sie sich beschwichtigen und (in Betreff der Konkurrenz*) zufrieden geben, indem ich ihn gleichsam einem Konventikel von Oekonomen beiwohnen lasse.

Hr. Dunoyer eröffnet die Verhandlung.

Hr. Dunoyer hat sich unter allen Oekonomen mit der größten Energie auf die positive Seite der Konkurrenz gelegt und eben deswegen, wie zu erwarten, ihre negative Seite am Schlechtesten begriffen. In Bezug auf das, was er Principien nennt, läßt er gar nicht mit sich reden, und ist weit entfernt davon, zu glauben, daß in der Staatsökonomie das Ja und das Nein gleichzeitig und in demselben Grade wahr sein könnten; ja, man kann es sagar zu seinem Lobe sagen, ein solcher Begriff widersteht ihm um so mehr, je freimüthiger und redlicher er in seinen Lehren ist. O, was würde ich darum geben, um diese so reine, aber auch so hartnäckige Seele mit der Wahrheit zu durchdringen, die für mich eben so gewiß ist, als das Dasein des Sonnenlichts, der Wahrheit, daß alle Kategorien der Staatsökonomie Widersprüche sind! Statt sich umsonst abzumühen mit dem Versuch, Theorie und Praxis zu versöhnen; statt sich zufrieden zu geben mit der lächerlichen Ausflucht, daß hienieden eben Alles seine gute und seine schlimme Seite habe, würde Hr. Dunoyer die synthetische Idee suchen, in welcher alle Antinomien sich lösen und aus einem paradoxen Konservativen, was er gegenwärtig ist, mit uns ein unerbittlicher und konsequenter Revolutionär werden.

„Wenn die Konkurrenz ein falsches Princip ist, sagt Hr. Dunoyer, so folgt daraus, daß die Menschheit seit zweitausend Jahren einen falschen Weg geht."

Nein, das folgt nicht so, wie Sie es sagen, und Ihre vorurtheilbehaftete Bemerkung widerlegt sich eben durch die Theorie des Fort-

schritts. Die Menschheit setzt ihre Principien eins nach dem andern und zuweilen in langen Zwischenräumen: was ihren Inhalt anlangt, läßt sie dieselben niemals fahren, wenn sie dieselben auch der Reihe nach in Betreff des Ausdrucks oder der Formel zerstört. Diese Zerstörung nennt man Negation, weil die allgemeine Vernunft vermöge ihres steten Fortschreitens unaufhörlich die Völle (plénitude; die vollkommene Angemessenheit des allgemeinen Ausdrucks für den gesammten Inhalt*) und das Genügen ihrer bisherigen Ideen negirt. Weil auf diese Weise die Konkurrenz eine der Epochen der Feststellung des Werthes, eins der Elemente der socialen Synthese ist, ist es eben so wahr, daß sie unzerstörbar ist in ihrem Princip, als es wahr ist, daß sie Nichts desto weniger in ihrer gegenwärtigen Form abgeschafft, negirt werden muß. Wenn sich also hier Jemand in Widerspruch mit der Geschichte befindet, so sind Sie es.

„Ich habe in Bezug auf die Beschuldigungen, welche man gegen die Konkurrenz erhoben hat, Mehreres zu bemerken; zunächst dies, daß diese Wirthschaft (die Konkurrenz*), sie mag nun gut oder schlecht, zerstörend oder befruchtend sein, in der Wirklichkeit noch nicht existirt; daß sie überall nur als Ausnahme und auf die unvollständigste Weise eingerichtet ist."

Diese erste Bemerkung hat keinen Sinn. Die Konkurrenz tödtet die Konkurrenz, sagten wir am Anfange, und dieser Satz kann als Definition genommen werden. Wie sollte die Konkurrenz wohl jemals eine vollständige werden können? Wenn man übrigens auch zugäbe, daß die Konkurrenz noch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung existire, so würde dies doch nur einfach so viel beweisen, daß die Konkurrenz nicht mit der ganzen Ausstoßungskraft wirkt, die in ihr liegt; allein dies würde Nichts an ihrer kontradiktorischen Natur ändern. Was brauchen wir noch drei Jahrtausende zu warten, um zu lernen, daß die Konkurrenz, je mehr sie sich entwickelt, desto mehr dahin strebt, die Zahl der Konkurrenten zu vermindern?

„Zweitens bemerke ich, daß das Gemälde, welches man von ihr entwirft, kein treues ist, und daß man bei demselben die Ausdehnung nicht genügend in Anschlag bringt, welche das allgemeine Wohlsein, selbst das der arbeitenden Klassen gewonnen hat."

Wenn einige Socialisten die nützliche Seite der Konkurrenz ver-

kennen, so lassen Sie dafür ihre verderblichen Wirkungen unerwähnt. Erst die Ergänzung Ihrer Darstellung durch das Zeugniß ihrer Gegner stellt die Konkurrenz in ihr ganzes Licht und aus einer zwiefachen Lüge ergiebt sich für uns die Wahrheit. — Was aber die Bedeutsamkeit ihrer verderblichen Seite anlangt, so werden wir sogleich sehen, woran wir uns zu halten haben.

„Drittens bemerke ich, daß die Leiden der arbeitenden Klasse nicht aus ihren wahren Ursachen hergeleitet werden."

Wenn es noch andere Ursachen des Elends giebt als die Konkurrenz, hindert das die letztere, auch das Ihrige dazu beizutragen? Und würde nur jährlich ein Industrieller durch die Konkurrenz zu Grunde gerichtet, so zwar, daß es erwiesen wäre, daß sein Sturz die nothwendige Wirkung der Konkurrenz sei, so müßte die Konkurrenz als Princip schon verworfen werden.

„Viertens, daß die Hauptmittel gegen die Uebel der Konkurrenz Nichts weniger als erfolgreich sein würden. . ."

Das ist möglich; allein ich schließe daraus, daß das Nichtgenügen der vorgeschlagenen Mittel Ihnen eine neue Pflicht auferlegt, die gerade darin besteht, die wirksamsten Mittel zur Vorbeugung gegen die Uebel der Konkurrenz aufzusuchen.

„Fünftens endlich, daß die wahren Heilmittel, in sofern es möglich ist, dem Uebel durch die Gesetzgebung abzuhelfen, gerade in der Wirthschaft (régime) liegen würden, die man beschuldigt, dasselbe erzeugt zu haben, d. h. in einer immer mehr und mehr verwirklichten Wirthschaft der Freiheit und Konkurrenz."

Gut, damit bin ich zufrieden. Das Heilmittel gegen die Konkurrenz besteht Ihrer Meinung nach darin, die Konkurrenz allgemein zu machen. Damit aber die Konkurrenz allgemein werde, muß man Allen die Mittel verschaffen zu konkurriren; man muß die Uebermacht des Kapitals über die Arbeit zerstören oder doch mildern, das Verhältniß des Herrn zum Arbeiter ändern, kurz, man muß die Antinomie der Theilung der Arbeit und die der Maschinen lösen; man muß die Arbeit organisiren: können Sie diese Lösung geben?

Hr. Dunoyer entwickelt dann mit einem Muth, der einer besseren Sache würdig wäre, sein selbeignes Nirgendheim der allgemei-

nen Konkurrenz: diese Entwickelung ist ein Labyrinth, in welchem der Verfasser bei jedem Schritt strauchelt und sich widerspricht.

„Die Konkurrenz, sagt Hr. Dunoyer, stößt auf eine Menge von Hindernissen."

In der That, sie stößt auf so viele und so gewaltige Hindernisse, daß sie durch dieselben selbst unmöglich wird. Denn wo giebt es ein Mittel, über die Hindernisse der Konstituirung der Gesellschaft zu siegen, die in ihrem eignen Wesen liegen, mithin von der Konkurrenz selbst untrennbar sind?

„Es giebt außer den öffentlichen Dienstleistungen eine gewisse Anzahl von Gewerben, deren Ausübung die Regierung mehr oder minder ausschließlich sich vorbehalten zu müssen geglaubt hat; noch beträchtlicher ist die Anzahl Derer, für welche die Gesetzgebung einer beschränkten Zahl von Personen ein Monopol zugestanden hat. Die der Konkurrenz anheim gegebenen sind gleichwohl gewissen Formalitäten, Beschränkungen und Hemmnissen ohne Zahl unterworfen, welche dieselbe für Viele unzugänglich machen, so daß auch hier die Konkurrenz bei Weitem keine unbegrenzte ist. Endlich aber giebt es fast gar kein Gewerbe, das nicht mannichfaltigen, ohne Zweifel nothwendigen Abgaben unterworfen wäre . . . . u. s. w."

Was soll das Alles? Hr. Dunoyer ist doch ganz gewiß nicht der Meinung, daß die Gesellschaft sich behelfen solle ohne Regierung, ohne Verwaltung, Polizei, Steuern, Universitäten, kurz ohne alles das, was einer Gesellschaft ihre Verfassung giebt. Weil also der Begriff der Gesellschaft nothwendig Ausnahmen von der Konkurrenz mit sich bringt, ist die Hypothese einer allgemeinen Konkurrenz chimärisch, und somit wären wir wieder glücklich angelangt bei der Wirthschaft des bloßen Beliebens; ein Umstand, den wir schon durch die Definition der Konkurrenz wußten. Liegt denn aber nichts Ernsthaftes in dieser Beweisführung des Hrn. Dunoyer?

Die Meister der Wissenschaft machten früher damit den Anfang, daß sie jede vorgefaßte Idee weit von sich wiesen und sich darauf legten, die Thatsachen, ohne sie jemals zu verändern oder zu verläugnen, auf allgemeine Gesetze zurückzuführen. Die Untersuchungen A. Smith's sind für die Zeit, in welcher sie erschienen, ein Wunder von Scharfsinn und tiefem Verständniß. Das ökonomische Gemälde

Quesnay's, so unverständlich es scheint, giebt Zeugniß von einem tiefen Gefühl der allgemeinen Synthese. Die Einleitung des großen Werkes von J. B. Say beschäftigt sich ausschließlich mit den wissenschaftlichen Merkmalen der Staatsökonomie, und man merkt es jeder Zeile an, wie sehr der Verfasser das Bedürfniß absoluter Begriffe gefühlt hat. Die Oekonomen des vorigen Jahrhunderts haben allerdings nicht die Wissenschaft wirklich zu Stande gebracht, aber sie suchten diese Verwirklichung mit Eifer und redlichem Willen.

Wie weit sind wir gegenwärtig entfernt von diesen edeln Gedanken. Man sucht nicht mehr die Wissenschaft, sondern man vertheidigt die Dynastie- und Kasteninteressen. Man rennt sich hartnäckig fest im hergebrachten Schlendrian eben wegen seiner Ohnmacht; man beruft sich auf die ehrwürdigsten Namen um widernatürlichen Erscheinungen einen Stempel der Aechtheit aufzuprägen, der ihnen nicht zukommt. Anklägerische Thatsachen werden für Ketzerei erklärt, die Bestrebungen des Jahrhunderts verläumdet, und Nichts bringt einen Oekonomen so sehr in Harnisch, als wenn man es darauf absieht, sich mit ihm auf Vernunftgründe einzulassen.

„Was unserer Zeit eigenthümlich ist, ruft mit höchst mißvergnügtem Tone Hr. Dunoyer aus, das ist die Aufregung aller Klassen, ihre Unruhe, ihre Unfähigkeit bei irgend Etwas stehen zu bleiben und sich jemals zufrieden zu geben und das teuflische Losarbeiten auf die am Wenigsten glücklichen Klassen, um sie immer desto mißvergnügter zu machen, je größere Anstrengungen die Gesellschaft aufbietet, um ihre Lage zu einer in der Wirklichkeit minder beklagenswerthen zu machen."

Gut! Weil die Socialisten die Staatsökonomie aufstacheln, darum sind sie eingefleischte Teufel! Und giebt es in der That etwas Nutzloseres, als dem Proletarier beizubringen, daß er beeinträchtigt und geschädigt wird an Arbeit und Lohn, und daß es inmitten der Zustände, in denen er lebt, keine Heilmittel giebt für seine Noth?

Hr. Reybaud wiederholt die Klage seines Meisters Dunoyer in verstärkter Weise; es ist als ob die beiden Seraphs des Jesaias ein Sanctus sängen auf die Konkurrenz. Im Juni 1844, gerade als er die vierte Ausgabe seiner „Zeitgenössischen Reformatoren" veröffentlichte, schrieb Hr. Reybaud in der Bitterkeit seines Herzens: Man

verdankt den Socialisten die Organisation der Arbeit, das Recht auf die Arbeit; sie sind die Anreger des Ueberwachungssystems... Auf beiden Seiten des Kanals gerathen die gesetzgebenden Kammern allmälig unter ihren Einfluß... So gewinnt das Nirgendheim Boden..." Hr. Reybaud beklagt den geheimen Einfluß des Socialismus auf die besten Köpfe; er brandmarkt (flétrir) — welche Bosheit! — die unvermerkte Ansteckung, von der sich selbst Diejenigen beschleichen lassen, welche Lanzen gebrochen haben gegen den Socialismus. Dann knüpft er als einen letzten Akt seiner hohen Justiz gegen die bevorstehende Veröffentlichung eines Werkes unter dem Titel „Die Gesetze der Arbeit" an, in welchem er beweisen wird (wofern nicht eine neue Wendung in seinen Ideen eintritt), daß die Gesetze der Arbeit weder mit dem Recht auf die Arbeit, noch mit der Organisation der Arbeit etwas Gemeinschaftliches haben, und daß die beste Reform die sei, den Dingen ihren Lauf zu lassen. „Daher ist denn auch, setzt Hr. Reybaud hinzu, das Streben der Staatsökonomie nicht mehr auf die Theorie, sondern auf die Praxis hingerichtet. Die abstrakten Theile der Wissenschaft scheinen nunmehr festgestellt zu sein. Der Streit über die Definition ist völlig, oder doch fast völlig erschöpft. Die Arbeiten der großen Oekonomen über den Werth, das Kapital, Angebot und Nachfrage, Lohn, Abgaben, Maschinen, Verpachtung, Bevölkerungszunahme, Ueberschwemmung des Markts mit Produkten, Absatz, Banken, Monopole u. s. w. scheinen die Grenzen der dogmatischen Untersuchungen abgemarkt zu haben, und bilden einen Inbegriff von Lehren, über den hinaus wohl Wenig zu hoffen ist."

„Leichtigkeit im Schwatzen, Unfähigkeit zum Denken", das wäre das Endurtheil Montesquieu's gewesen, über diesen absonderlichen Panegyrikus auf die Begründer der Socialökonomie. **Die Wissenschaft ist fertig!** Darauf schwört Hr. Reybaud, und was er mit so großer Autorität behauptet, das wiederholt man in der Akademie, auf den Lehrkanzeln, im Staatsrath, in den Kammern; das läßt man drucken in den Journalen, das läßt man den König sagen in seinen Reden zum Lobe des guten Jahres, und vor den Gerichtshöfen wird danach das Urtheil gefällt über Diejenigen, welche dagegen Einspruch thun.

Die Wissenschatt ist fertig! O wie thöricht sind wir demnach, wir Socialisten, daß wir das Licht suchen am hellen Mittage und, unsere Laternen in der Hand, Einsprache thun gegen den Glanz dieser Sonnen!

Aber, meine Herren, nur mit aufrichtigem Bedauern und großem Mißtrauen gegen mich selbst sehe ich mich genöthigt, Sie um einige Aufklärung zu bitten. Wenn Sie unsere Leiden nicht abhelfen können, so geben Sie uns wenigstens gute Worte, geben Sie uns Ueberzeugung, geben Sie uns Resignation!

„Es liegt auf der Hand, sagt Hr. Dunoyer, daß der Reichthum in unseren Tagen ganz ungleich besser vertheilt ist, als es jemals der Fall gewesen." — „Das Gleichgewicht der Freuden und Leiden, antwortet sogleich Hr. Reybaud, trachtet stets darnach, sich hienieden herzustellen."

Wie? Was sagen Sie? Besser vertheilter Reichthum, hergestelltes Gleichgewicht. Ich bitte Sie, erklären Sie sich näher über diese bessere Vertheilung! Ist etwa die Gleichheit im Kommen oder die Ungleichheit im Gehen begriffen? Schließt sich die Sammtverbindlichkeit enger, oder vermindert sich die Konkurrenz? Ich lasse Sie nicht los, bevor Sie mir geantwortet, non missura cutem.... Denn auf welcher Ursache sie auch beruhen möge, diese Herstellung des Gleichgewichts und bessere Vertheilung des Reichthums, ich nehme sie mit Inbrunst an und will sie verfolgen bis zu ihren letzten Konsequenzen. Vor 1830 — ich greife mir dies Datum auf gut Glück heraus — war der Reichthum schlechter vertheilt: wie das? Heute ist er Ihrer Meinung nach besser vertheilt: Warum? Sie sehen, wo ich hinaus will: da weder die Vertheilung eine vollkommen billige, noch das Gleichgewicht ein absolut richtiges ist, so frage ich einerseits: welches Hinderniß stört das Gleichgewicht? und andrerseits: kraft welchen Princips geht die Menschheit stets über vom Schlechteren zum minder Schlechten, und vom Guten zum Besseren? Denn am Ende kann doch dies geheime Princip der Verbesserung weder die Konkurrenz, noch das Maschinenwesen, noch die Theilung der Arbeit, noch auch Angebot und Nachfrage sein: alle diese Principien sind Nichts als Hebel, die einer nach dem anderen den Werth schwanken machen, wie das die Akademie der Moralwissenschaften

sehr wohl begriffen hat. Welches ist nun das oberste Gesetz des Wohlseins? Welches ist die Regel, das Maaß, das Kriterium des Fortschritts, dessen Verletzung die ewige Ursache des Elends wird? Redet, aber hört auf zu predigen.

Der Reichthum ist besser vertheilt, sagt Ihr. Laßt sehn, wo sind die Beweise?

Hr. Dunoyer:

„Nach officiellen Documenten hat Frankreich nicht weniger als eilf Millionen Grundsteuer-Einheiten. Die Zahl der Eigenthümer, von welchen dieselben bezahlt werden, schätzt man auf sechs Millionen, so daß, wenn man auf die Familie vier Köpfe rechnet, nicht weniger als vierundzwanzig Millionen Einwohner von vierunddreißig am Grundbesitz Theil haben würden."

Somit gäbe es nach der günstigsten Ziffer in Frankreich zehn Millionen Proletarier, fast ein Drittel der ganzen Bevölkerung. Ei, was sagen Sie dazu? Rechnet man dazu die Hälfte der übrigen vierundzwanzig Millionen, für die ihr mit Hypotheken belastetes, zerstückeltes, heruntergekommenes und armseliges Eigenthum nicht so viel werth ist, als ein Handwerk, so erhält man doch noch nicht die ganze Anzahl Derer, die ihr Leben ohne Sicherheit kümmerlich fristen.

„Die Anzahl jener vierundzwanzig Millionen ist merklich im Zunehmen begriffen."

Ich dagegen behaupte, daß sie merklich im Abnehmen begriffen ist. Wer ist Ihrer Meinung nach der wahre Eigenthümer, der Nenninhaber, der besteuert, geschatzt, verpfändet, mit Hypotheken belastet ist, oder der Gläubiger, welcher die Einkünfte bezieht? Die jüdischen und Baseler Darleiher sind gegenwärtig die wahren Besitzer des Elsaß, und diese Darleiher beweisen ihre treffliche Umsicht gerade dadurch, daß sie nicht daran denken, Grundbesitz zu erwerben, sondern es vorziehen, ihre Kapitalien anzulegen.

„Zu den Grundbesitzern sind noch ungefähr 1,500,000 mit Patenten Versehene hinzuzurechnen, also, die Familie zu vier Personen gerechnet, sechs Millionen, die bei der Leitung industrieller Unternehmungen betheiligt sind."

Zunächst ist zu bemerken, daß Viele von diesen Patentirten zu-

gleich Grundbesitzer sind, daß Sie dieselben also zweimat in Rechnung bringen. Dann kann man mit Sicherheit behaupten, daß von der gesammten Anzahl der zum Handel und zur Industrie Patentirten höchstens ein Viertel wirklich Gewinn erzielt, ein anderes Viertel sich eben erhält, die Uebrigen aber mit ihren Geschäften fortwährend unter Pari bleiben. Nehmen wir also höchstens die Hälfte der angeblichen sechs Millionen bei der Leitung industrieller Unternehmen Betheiligter und rechnen sie zu den sehr problematischen zwölf Millionen wirklicher Grundbesitzer, so erhalten wir für Frankreich eine Gesammtsumme von 15 Millionen, die vermöge ihrer Erziehung, ihrer Industrie, ihrer Kapitalien, ihres Kredits und ihres Eigenthums im Stande sind, einander Konkurrenz zu machen. Für den übrigen Theil der Nation, nämlich für 19 Millionen Seelen, ist die Konkurrenz wie das „Huhn im Topf" Heinrich's IV. ein Gericht, das sie für die Klasse produciren, welche bezahlen kann, das sie selbst aber nicht anrühren.

Noch eine Schwierigkeit. Diese neunzehn Millionen Menschen, denen die Konkurrenz unzugänglich bleibt, sind die Söldner der Konkurrenten. So kämpften vormals die Knechte für ihre ritterlichen Herren, durften aber weder selbst ein Banner führen, noch eine bewaffnete Macht aufstellen. Wenn nun die Konkurrenz nicht durch sich selbst der allgemeine Zustand werden kann, wie sollten dann Diejenigen, für welche sie nur Gefahren hat, nicht Bürgschaften verlangen von Seiten der Barone, deren Diener sie sind? Und wenn ihnen diese Bürgschaften nicht können verweigert werden, wie sollten sie dann etwas Anderes sein als Hemmnisse der Konkurrenz, eben so wie der Gottesfriede, den die Bischöfe erfanden, ein Hemmniß der Feudalkriege war? Durch die Verfassung der Gesellschaft, sagte ich so eben, ist die Konkurrenz eine Ausnahme, ein Privilegium: jetzt frage ich, wie bei der Gleichheit der Rechte dies Privilegium noch möglich ist?

Und meinen Sie etwa, daß, wenn ich für die Konsumenten und Löhner Bürgschaften gegen die Konkurrenz verlange, dies ein socialistischer Traum sei? Hören Sie nur zwei Ihrer berühmtesten Berufsgenossen, die Sie wohl nicht beschuldigen werden, ein teuflisches Werk zu vollbringen.

Hr. Rossi erkennt (Tom. 1. Lection 16) dem Staate das Recht zu, die Arbeit zu regeln, „wenn die Gefahr zu groß und die Bürgschaften ungenügend sind", was so viel heißt, als immer. Denn der Gesetzgeber muß für die öffentliche Ordnung sorgen durch Principien und Gesetze: er wartet nicht, bis unvorhergesehene Thatsachen zum Vorschein kommen, um sie mit willkührlicher Hand zurückzuweisen. — An einer andern Stelle (T. II. p. 73—77) stellt derselbe als Folge einer übertriebenen Konkurrenz die sofortige Bildung einer Geld- und Acker-Aristokratie und das baldige Verschwinden des kleinen Grundbesitzes in Aussicht, und erhebt darüber einen Nothschrei.

Hr. Blanqui erklärt, daß in der Wissenschaft der Staatsökonomie die Organisation der Arbeit an der Tagesordnung sei (später hat er es zurückgenommen); er fordert auf zur Theilnahme der Arbeiter am Gewinn und zum Auftreten des Kollektivarbeiters und donnert unaufhörlich gegen Monopole, Verbote und die Tyrannei des Kapitals. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Hr. Rossi stellt als Kriminalist Bestimmungen auf gegen die Räubereien der Konkurrenz, und Hr. Blanqui verklagt als Instruktionsrichter die Schuldigen: es ist das Gegenstück zu dem Duo, das wir aber erst von den HH. Reybaud und Dunoyer singen hörten. Während Diese ein Hosianna anstimmen, antworten Jene, wie die ehrwürdigen Väter der Koncilien mit einem Anathema.

Aber, wird man sagen, die HH. Blanqui und Rossi haben es nur auf die Mißbräuche der Konkurrenz gemünzt; es fällt ihnen nicht ein, das Princip in Acht zu erklären, und in allen diesen Dingen sind sie vollkommen einig mit den HH. Reybaud und Dunoyer.

Ich protestire gegen diese Unterscheidung im Interesse des Rufes der beiden Professoren.

In Wahrheit hat der Mißbrauch Alles in Beschlag genommen, und die Ausnahme ist zur Regel geworden. Als Hr. Troplong, während er mit allen Oekonomen die Handelsfreiheit vertheidigte, zugab, daß das Bündniß der Messagerien eine der Thatsachen sei, gegen welche der Gesetzgeber vollkommen ohnmächtig ist, und welche die gesundesten Begriffe der Socialökonomie Lügen zu strafen scheinen, da hatte er noch den Trost, sich sagen zu können, daß eine solche

Thatsache eine durchaus ausnahmsweise sei, und daß man glauben dürfe, sie werde nicht allgemein werden. Nun aber ist sie allgemein geworden: selbst der altbackenste Rechtsgelehrte braucht nur zum Fenster hinaus zu sehen, um sich zu überzeugen, daß gegenwärtig durchaus Alles durch die Konkurrenz monopolisirt ist, der Transport (zu Lande, Wasser und Eisenbahn) Getreide und Mehl, Wein und Branntwein, Holz, Kohlen, Eisen, Gewebe, Salz, chemische Produkte u. s. w. Es ist betrübend für die Jurisprudenz, diese Zwillingsschwester der Staatsökonomie, ihre ernsten Voraussichten in weniger als ein Lustrum Lügen gestraft zu sehen: aber noch trauriger ist es für eine große Nation, sich leiten zu lassen von so armseligen Geistern und kümmerliche Lese zu halten nach den Paar Ideen, von denen sie im Gestrüpp ihrer Schriften zehren muß.

Theoretisch haben wir bewiesen, daß die Konkurrenz vermöge ihrer nützlichen Seite allgemein sein und auf ihren höchsten Intensitätsgrad gesteigert werden müßte, daß sie aber, von ihrer negativen Seite aufgefaßt, überall bis auf die letzte Spur erstickt werden muß. Sind die Oekonomen im Stande, diese Elimination zu bewerkstelligen? haben sie die Konsequenzen derselben vorgesehen, ihre Schwierigkeiten berechnet? Im Bejahungsfalle würde ich es wagen, ihnen folgenden Fall zur Lösung vorzuschlagen:

Ein Bundes- oder vielmehr ein Associationsvertrag — denn die Gerichtshöfe würden sehr in Verlegenheit gerathen, wenn sie den einen oder anderen definiren sollten — hat alle Kohlenbergwerke des Loirebeckens zu einer Gesellschaft vereinigt. Auf die Klage des Stadtraths von Lyon und Saint-Etienne hat der Minister eine Kommission ernannt und beauftragt, den Charakter und die Tendenzen dieser erschreckenden Gesellschaft zu untersuchen. Ich frage nun, was vermag hier das Einschreiten der Staatsgewalt mit Hülfe des Civilgesetzes und der Staatsökonomie?

Man schreit über Koalition. Aber kann man es verhindern, daß die Bergwerksbesitzer sich associiren, die allgemeinen Betriebskosten vermindern, und durch eine besser geleitete Arbeit den Ertrag ihrer Minen erhöhen? Will man ihnen befehlen, ihren alten Krieg wieder zu beginnen und sich zu Grunde zu richten durch Vermehrung der Kosten, durch Verschleuderung, Ueberschwemmung des

Marktes, Unordnung und Herabdrücken der Preise? Alles das ist unsinnig.

Will man sie verhindern, ihre Preise so zu erhöhen, daß sie die Zinsen ihrer Kapitalien erlangen? Nun, dann vertheidige man sie selbst gegen die Forderung von Seiten ihrer Arbeiter, den Lohn zu erhöhen; dann ändere man das Gesetz über Kommanditengesellschaften und verbiete den Aktienhandel; und wenn nun alle diese Maaßregeln getroffen sind, so entschädige man die Kapitalisten, denen das Loirebecken gehört, da sie doch ohne Ungerechtigkeit nicht gezwungen werden können, Kapitalien zu verlieren, die sie während der Geltung anderer Gesetze angelegt haben.

Will man ihnen einen Preistarif auferlegen? Das wäre ein Maximumgesetz. Dann würde sich also der Staat an die Stelle der betheiligten Geschäftsleute setzen, ihre Kapital-, Zinsen- und Bureaukostenberechnungen übernehmen, den Lohn der Bergleute, die Besoldung der Ingenieurs und Direktoren, den Preis des Holzes, die Kosten des Materials und endlich auch den normalen und rechtmäßigen Betrag des Gewinns bestimmen müssen. Durch eine Ministerordonanz ist das Alles nicht zu bewerkstelligen: man muß ein Gesetz erlassen. Wird der Gesetzgeber es wagen, um einer besonderen Industrie willen das allgemeine Recht der Franzosen abzuändern und die Gewalt an Stelle des Besitzes zu setzen? Dann ist nur Zweierlei möglich: entweder fällt der Kohlenhandel in die Hände des Staats, oder aber der Staat findet das Mittel, für die Bergwerksindustrie die Freiheit mit der Ordnung zu versöhnen, und in diesem letzteren Falle verlangen die Socialisten, daß das, was auf *einen* Punkt durchgesetzt ist, *überall* nachgeahmt werde.

Das Bündniß der Loirebergwerke hat die sociale Frage in Ausdrücken gestellt, die keine Ausflucht mehr möglich machen. Entweder die Konkurrenz, d. h. das Monopol und seine Folgen, oder Betrieb durch den Staat, d. h. Theuerniß der Arbeit und fortwährende Verarmung; oder endlich eine Lösung durch die Gleichheit, mit anderen Worten, die Organisation der Arbeit, welche die Negation der Staatsökonomie und das Ende des Eigenthums mit sich bringt.

Allein die Oekonomen gehen nicht mit dieser harschen Logik zu Werke, sondern schachern und feilschen lieber mit der Nothwendigkeit.

Hr. Dupin [1]) meint, „wenn die Konkurrenz im Innern nützlich sein könne, so müsse sie doch zwischen den verschiedenen Völkern verhindert werden.„

Verhindern oder gewähren lassen, das ist die ewige Alternative der Oekonomen, über die ihr Geist nicht hinaus kann. Vergebens ruft man ihnen zu, daß es sich weder darum handle, irgend Etwas zu verhindern, noch darum, Alles zuzulassen, sondern daß das, was man von ihnen verlangt, und was die Gesellschaft erwartet, eine Versöhnung ist: für diese doppelte Idee hat ihr Hirn schlechterdings keine Eingangspforte.

„Man muß„ antwortet Hrn. Dupin Hr. Dunoyer, „unterscheiden zwischen Theorie und Praxis."

Mein Gott, Jedermann weiß, daß Hr. Dunoyer bei aller Unerbittlichkeit, mit der er in seinen Werken auf den Principien besteht, in Bezug auf die Praxis im Staatsrath sehr zum akkommodirenden Nachgeben geneigt ist. Aber er gebe sich doch nur einmal die Mühe, sich selbst die Frage zu stellen: warum bin ich gezwungen, unaufhörlich zwischen Theorie und Praxis zu unterscheiden? warum wollen sie mit einander nicht in Einklang kommen?

Hr. Blanqui, als ein versöhnlicher und friedliebender Mann, unterstützt den gelehrten Hrn. Dunoyer, d. h. die Theorie. Gleichwohl ist er mit Hrn. Dupin, d. h. mit der Praxis, der Meinung, daß die Konkurrenz nicht von Vorwürfen frei sei. So sehr hat Hr. Blanqui davor Angst, zu verläumden und das Feuer anzuschüren.

Hr. Dupin besteht hartnäckig auf seiner Meinung. Er beruft sich gegen die Konkurrenz auf den Betrug, auf das schlechte Gewicht beim Verkauf, auf die Ausbeutung der Kinder; alles das ohne Zweifel nur um zu beweisen, daß die Konkurrenz im Innern des Landes nützlich sein könne!

Hr. Passy bemerkt mit seiner gewöhnlichen Logik, es werde stets unredliche Leute geben, die u. s. w. — Man beschuldige die menschliche Natur, ruft er aus, aber nicht die Konkurrenz.

---

1) Sitzung der Akademie der Moral und Staatswissenschaften am 10. Juni 1843.

Gleich beim ersten Wort verliert die Logik des Hrn Passy die eigentliche Frage aus den Augen. Was man der Konkurrenz vorwirft, sind die Uebelstände, die aus ihrer Natur hervorgehen, nicht aber die Betrügereien, zu denen sie die Gelegenheit oder den Vorwand bietet. Ein Manufakturist macht es möglich, statt eines Arbeiters, der ihm drei Franken den Tag kostet, eine Frau anzustellen, welcher er nur einen Fr. zu geben braucht. Diese Auskunft ist für ihn das einzige Mittel, das Sinken des Preises auszuhalten und seine Anstalt im Gange zu erhalten. Den Arbeiterinnen wird er bald Kinder zugesellen. Durch die Nothwendigkeiten des Krieges gezwungen, vermindert er allmälig die Löhne und vermehrt die Arbeitsstunden. Worin handelt er dabei straffällig? Dasselbe Argument läßt sich auf hundert Arten fassen und auf alle Industrien anwenden, ohne daß man Grund hätte, die menschliche Natur anzuklagen.

Hr. Passy selbst ist gezwungen, dies zuzugeben, wenn er hinzusetzt: „Was die gezwungene Arbeit der Kinder betrifft, so liegt die Schuld an den Aeltern." — Das ist richtig. Und die Schuld der Aeltern, an wen liegt sie?

„In Irland," fährt dieser Redner fort, „giebt es keine Konkurrenz, und dennoch hat das Elend daselbst eine ungeheuere Höhe erreicht."

Hier wird die gewöhnliche Logik des Hrn. Passy von einem ungewöhnlichen Gedächtnißfehler verrathen. In Irland herrscht vielmehr ein vollständiges allgemeines Ackermonopol und eine unbeschränkte wüthende Konkurrenz der Pächter. Konkurrenz — Monopol, das sind die beiden schweren Kugelgewichte, welche das unglückliche Irland (wie ein Galeerensklave) an jedem Fuße mit sich schleppt.

Wenn die Oekonomen müde sind, die menschliche Natur, die Habgier der Aeltern, den tollen Ungestüm der Radikalen anzuklagen, dann erholen und weiden sie sich am Gemälde der Glückseligkeit des Proletariats. Aber auch hier können sie weder unter einander noch Jeder mit sich selbst einig werden, und Nichts schildert besser die Anarchie der Konkurrenz, als der Wirwarr ihrer Ideen.

„Gegenwärtig putzt sich die Frau des Handwerkers mit zierlichen Kleidern, wie sie im vorigen Jahrhundert selbst die vornehmsten

Damen nicht würden verschmäht haben[1]). Und das sagt derselbe Hr. Chevalier, der nach einer ihm ganz eigenthümlichen Rechnung annimmt, daß das Gesammteinkommen der Nation, gleich vertheilt, für den Kopf 65 Centimen täglich betragen würde. Einige Oekonomen geben sogar nur 55 Cent. an. Da nun aber von diesen Summen das höhere Einkommen der Reichen bestritten werden muß, so kann man mit Hrn. v. Morogues annehmen, daß das tägliche Einkommen der Hälfte aller Franzosen nicht über 25 Cent. beträgt.

„Aber," entgegnet Hr. Chevalier mit mystischem Schwunge, „beruht denn das Glück nicht auf der Harmonie der Wünsche und Genüsse, auf dem Gleichgewicht der Bedürfnisse und ihrer Befriedigungen? Giebt es nicht einen gewissen Zustand der Seele, dessen Bedingungen abzuwenden der Staatsökonomie nicht zukommt, und den zu erzeugen nicht zu ihrer Aufgabe gehört, da derselbe das Werk der Religion und Philosophie ist?" —

Staatsökonom! würde Horaz, wenn er jetzt lebte, Hrn. Chevalier zurufen, sorge du nur für meine Einnahme, und überlaß mir die Sorge für meine Seele. Det vitam, det opes, aequum mi animum ipse parabo.

Hr. Dunoyer hat wieder das Wort.

„In vielen Städten könnte man an Festtagen leicht die arbeitende Klasse mit der der Bürger (warum giebt es zwei Klassen) verwechseln, so gut kleidet sich die erstere. Nicht minder groß ist der Fortschritt in Bezug auf die Nahrungsmittel: dieselben sind reichlicher, nahrhafter und mannichfaltiger als früher. Das Brot hat sich überall verbessert. Fleisch, Suppe, Weißbrot werden in vielen Fabrikstädten weit häufiger und allgemeiner gegessen als ehedem. Endlich aber ist die durchschnittliche Lebenslänge von fünfunddreißig auf vierzig Jahre gestiegen."

Weiter unten giebt Hr. Dunoyer die Uebersicht der Vermögen in England nach Marshall. Aus derselben geht hervor, daß in England zwei Millionen fünfmalhunderttausend Familien ein durchschnittliches Einkommen von nur 1200 Franken haben. 1200 Fr.

---

1) Chevalier, leçon 4.

in England bedeuten so viel als 730 Fr. in Frankreich, eine Summe, die auf vier Personen getheilt, für jede 182 Fr. 50 Cent. und auf den Tag 50 Cent. beträgt. Dies Resultat nähert sich den 65 Cent., die Hr. Chevalier jedem Franzosen zuspricht: der Unterschied zu Gunsten des Letzteren rührt daher, daß der Fortschritt des Reichthums in Frankreich weniger weit vorgerückt, und in demselben Maaße das Elend noch geringer ist. Woran soll man nun glauben, an die üppigen Beschreibungen, oder an die Berechnungen der Oekonomen?

„Der Pauperismus hat in England dermaaßen zugenommen," gesteht Hr. Blanqui, „daß die englische Regierung zu den schrecklichen Arbeitshäusern hat ihre Zuflucht nehmen müssen. . . ." In der That, diese vorgeblichen Arbeitshäuser, in denen die Arbeit aus lächerlichen und unfruchtbaren Beschäftigungen besteht, sind, was man auch darüber sagen möge, Nichts als Folterkammern. Denn es giebt für ein vernunftbegabtes Wesen keine größere Marter, als einen Mühlstein ohne Korn und Mehl drehn zu müssen, einzig um die Ruhe zu fliehn, ohne darum doch dem Müssiggange zu entgehen.

„Diese Organisation (die Organisation der Konkurrenz)", fährt Hr. Blanqui fort, „hat die Richtung, allen Gewinn dem Kapital zuzuführen. . . . Reims, Mühlhausen, Saint Quentin, wie Manchester, Leeds, Spitalfield sind die Orte, wo die Existenz des Arbeiters die unsicherste ist. . . ." Dann folgt ein grauenhaftes Gemälde des Elends der Arbeiter. Männer und Weiber, junge Mädchen und Kinder werden uns vorgeführt als ausgehungerte, lumpenbedeckte, bleifarbige, schwindsüchtige und verwilderte Jammergestalten. Die Beschreibung schließt mit der Bemerkung „die Arbeiter der mechanischen Industrie sind nicht mehr fähig, Soldaten zur Rekrutirung der Armee zu liefern." Diesen Leuten scheint also doch die Suppe und das Weißbrot des Hrn. Dunoyer nicht zu bekommen.

Hr. Villermé hält die Liederlichkeit der jungen Arbeiterinnen für **unvermeidlich.** Das Konkubinat ist ihr gewöhnliches Verhältniß; sie werden gänzlich von den Arbeitsherren, Kommis und Studenten ausgehalten. Obgleich im Allgemeinen die Ehe für das Volk einen größeren Reiz hat, als für das Bürgerthum, so fürchtet sich doch eine beträchtliche Anzahl von Proletariern, Anhängern der Malthus'schen Theorie ohne es zu wissen, vor Familie, und folgt dem

allgemeinen Strome. Wie also die Arbeiter Kanonenfutter sind, so sind die Arbeiterinnen Futter für die Hurerei. Dadurch wird der zierliche Sonntagsanzug erklärlich. Warum sollten am Ende auch diese Fräuleins mehr zur Tugend verpflichtet sein, als ihre Bürgerinnen?

Hr. Buret, ein von der Akademie Gekrönter:

„Ich behaupte, daß die arbeitende Klasse mit Leib und Seele dem Belieben der Industrie Preis gegeben ist."

Derselbe sagt an einer anderen Stelle:

„Eine sehr geringe Bemühung der Spekulation kann den Preis des Brotes um 5 Cent. und mehr für das Pfund erhöhen, und dies macht für 34 Millionen Menschen 620,500,000 Fr. aus." Beiläufig sei hier bemerkt, daß Buret, dessen Verlust sehr zu bedauern ist, die Existenz der Kornwucherer für ein Volksvorurtheil hielt. Sophiste! Wucherer oder Spekulant, was liegt am Namen, wenn du die Sache zugiebst?

Man könnte Bände füllen mit solchen Anführungen. Allein der Zweck dieser Schrift ist nicht, die Widersprüche der Oekonomen aufzuzählen, und gegen einzelne Personen einen erfolglosen Krieg zu führen. Nein, unser Zweck ist erhabener und würdiger: er besteht darin, das System der Widersprüche der Staatsökonomie zu entwickeln, was ganz etwas Anderes ist. Wir beendigen also hiermit diese traurige Musterung, und werfen, bevor wir schließen, nur noch einen Blick auf die verschiedenen Mittel, die man vorgeschlagen hat, um den Uebelständen der Konkurrenz abzuhelfen.

§. 3.

Die Mittel gegen die Konkurrenz.

Kann die Konkurrenz in der Arbeit abgeschafft werden?

Eben so gut könnte man fragen, ob die Persönlichkeit, die Freiheit, die individuelle Verantwortlichkeit aufgehoben werden könne.

Die Konkurrenz ist in der That nichts Anderes, als der Ausdruck der Gesammtthätigkeit, eben so wie der Lohn, in seiner höchsten Bedeutung gefaßt, der Ausdruck des Verdienstes und des Unverdienstes, mit einem Wort, der Verantwortlichkeit des Arbeiters ist.

Vergebens deklamirt man und lehnt man sich auf gegen diese beiden wesentlichen Formen der Freiheit und der Disciplin in der Arbeit. Ohne eine Theorie des Lohns keine Vertheilung, keine Gerechtigkeit; ohne eine Organisation der Konkurrenz keine gesellschaftliche Gewährleistung und Sicherheit, mithin keine Sammtverbindlichkeit.

Die Socialisten haben zwei wesentlich verschiedene Sachen verwechselt, wenn sie, die Einigung des häuslichen Heerdes der industriellen Konkurrenz entgegensetzend, sich gefragt haben, ob nicht die Gesellschaft ganz eben so konstituirt werden könne, wie eine große Familie, deren sämmtliche Glieder durch die Bande des Bluts verbunden wären, und nicht wie eine Art von Bündniß, in dem Jeder durch das Gesetz seines Vortheils festgehalten wird. Die Familie ist nicht, wenn ich es so zu sagen wagen darf, der Typus, das organische Molekul der Gesellschaft. In der Familie giebt es, wie das Hr. v. Bonald sehr richtig bemerkt hatte, nur ein moralisches Wesen, nur einen Geist, eine Seele, ja ich möchte fast mit der Bibel sagen, nur ein Fleisch. Die Familie ist der Typus und die Wiege der Monarchie und des Patrizierthums: in ihr beruht und erhält sich die Idee der Autorität und Souveränität, die im Staate mehr und mehr erlischt. Die Familie war das Muster, nach welchem alle Gesellschaften des Alterthums und der Feudalzeit sich organisirt hatten, und gerade diese alte patriarchalische Verfassung ist es, gegen welche die Demokratie der Neuzeit protestirt und sich empört.

Die konstituirende Einheit der Gesellschaft ist die Werkstatt.

Die Werkstatt enthält in sich nothwendig ein körperschaftliches Interesse und Privatinteressen, eine Gesammtperson und einzelne Personen. So entsteht ein System von Beziehungen, die in der Familie unbekannt sind, und unter welchen die Opposition zwischen dem Gesammtwillen, vertreten vom Herrn, und dem Willen der Individuen, vertreten von den Löhnern, die erste Stelle einnimmt. Dann kommen die Beziehungen zwischen einer und einer anderen Werkstatt, einem und dem anderen Kapital, mit anderen Worten: die Konkurrenz und die Association. Denn die Konkurrenz und die Association stützen sich eine auf die andere; sie existiren nicht ohne einander; weit entfernt sich auszuschließen, sind sie nicht einmal verschieden verlaufend. Wer von Konkurrenz spricht, setzt bereits ein

gemeinsames Ziel voraus; die Konkurrenz ist also nicht der Egoismus, und es ist der bedauerlichste Irrthum des Socialismus, sie als den Umsturz der Gesellschaft angesehen zu haben.

Es kann also hier nicht davon die Rede sein, die Konkurrenz zu vernichten, was eben so unmöglich ist, als die Freiheit zu vernichten; es handelt sich darum, ihr Gleichgewicht, ja ich würde gern sagen, ihre polizeiliche Ordnung zu finden. Denn jede Kraft, jede freieigne Thätigkeit, sei sie nun eine individuelle oder kollektive, muß ihre bestimmte Begrenzung erhalten. Es verhält sich in dieser Beziehung mit der Konkurrenz wie mit der Einsicht und Freiheit. Wie also wird sich die Konkurrenz in der Gesellschaft harmonisch ordnen?

Wir haben bereits die Antwort gehört, die Hr. Dunoyer giebt, der für die Staatsökonomie spricht: die Konkurrenz muß sich durch sich selbst ordnend begrenzen. Mit anderen Worten: nach Hrn. Dunoyer's und aller Oekonomen Meinung ist das Heilmittel gegen die Uebelstände der Konkurrenz wiederum die Konkurrenz, und da die Staatsökonomie die Theorie des Eigenthums, des unbeschränkten Rechtes zum Gebrauch und Mißbrauch ist, so ist es klar, daß sie keine andere Antwort zu geben im Stande ist. Es ist dies aber gerade so, als wenn man behaupten wollte, daß die Erziehung der Freiheit durch die Freiheit, die Bildung des Geistes durch den Geist, die Bestimmung des Werthes durch den Werth bewerkstelligt werde: lauter Sätze, die offenbar tautologisch und widersinnig sind.

Und in der That, es springt in die Augen, daß die Konkurrenz, wenn sie um ihrer selbst willen und ohne einen anderen Zweck betrieben wird, als den, eine unbestimmte und mißstimmende Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten, zu Nichts führen kann, und daß dann ihre Schwankungen ewig sind. In der Konkurrenz sind die mit einander ringenden Gewalten die Kapitalien, die Maschinen, die Verfahrungsarten, das Talent und die Erfahrung, also wieder die Kapitalien; der Sieg ist den stärksten Bataillonen gesichert. Wenn also die Konkurrenz sich nur zu Gunsten der Privatinteressen bethätigt, und ihre socialen Wirkungen weder durch die Wissenschaft bestimmt, noch vom Staate zurückgehalten werden, so wird in der Konkurrenz wie in der Demokratie ein fortwährendes Streben vom Bürgerkriege zur Oligarchie, von der Oligarchie zum Despotismus walten; diesem folgt

dann die Auflösung und Rückkehr zum Bürgerkriege ohne Ende und ohne Ruhe. Darum kann die Konkurrenz, sich selbst überlassen, niemals zu ihrer Feststellung gelangen; sie bedarf eben so wie der Werth eines höheren Princips, das sie socialisire und bestimme. Diese Thatsachen stehen jetzt genügend fest für uns, so daß wir sie als kritisch begründet ansehen können, und nicht mehr auf dieselben zurückzukommen brauchen. Die Staatsökonomie hat sich in Betreff der Ordnung der Konkurrenz, da sie kein anderes Mittel hat und haben kann, als eben die Konkurrenz selbst, als ohnmächtig erwiesen.

Es bleibt uns also noch die Frage zu beantworten, wie der Socialismus die Lösung gefaßt hat. Ein einziges Beispiel wird einen Maaßstab für die von ihm angewandten Mittel geben, und es uns möglich machen, in Betreff seiner allgemeine Schlüsse zu ziehen.

Hr. Louis Blanc hat durch sein bedeutendes schriftstellerisches Talent die Aufmerksamkeit des Publikums vielleicht am Meisten von allen modernen Socialisten auf sich gezogen. In seinem Buche über die Organisation der Arbeit führt er das Problem der Association auf einen Punkt zurück, auf die Konkurrenz, und erklärt sich ohne Zaudern für die Abschaffung derselben. Man kann hiernach beurtheilen, wie dieser für gewöhnlich so umsichtige Schriftsteller sich getäuscht hat über den Werth der Staatsökonomie und die Tragweite des Socialismus. Einerseits bezieht Hr. Blanc seine Ideen ganz fertig, ich weiß nicht von woher, will Alles nur in seinem Jahrhundert und Nichts in der Geschichte finden, verwirft also die Staatsökonomie durchaus, sowohl ihrem Inhalt als ihrer Form nach, und beraubt sich somit eben der Materialien zur Organisation; andrerseits legt er gewissen wieder heraufbeschworenen Bestrebungen aller früheren Epochen, die er für neu nimmt, eine Wirklichkeit bei, die sie nicht haben, und verkennt die Natur des Sociaiismus, die darin besteht, ausschließlich kritisch zu sein. Hr. Blanc gewährt uns daher das Schauspiel einer lebendigen und raschen Einbildungskraft, die mit einer Unmöglichkeit ringt; er hat an die Eingebung des Genies geglaubt, aber er muß wohl bemerkt haben, daß die Wissenschaft sich nicht improvisiren läßt, und daß, man mag nun Adolph Boyer, Louis Blanc oder J. J. Rousseau heißen, sobald die Erfahrung inhaltslos ist, auch die Vernunft keinen Inhalt haben kann.

Hr. Louis Blanc beginnt mit folgender Erklärung:

„Ich kann Diejenigen nicht begreifen, die, ich weiß nicht welche mystische Paarung zwei entgegensetzter Principien erfunden haben, Die Association auf die Konkurrenz pfropfen ist eine armselige Idee, und heißt so viel, als die Verschnittenen durch Zwitter ersetzen wollen."

Daß Hr. Blanc diese vier Zeilen geschrieben, bleibt für ihn ewig zu bedauern. Sie beweisen, daß er bei der vierten Ausgabe seines Buchs in der Logik noch eben so zurückgewesen ist, wie in der Staatsökonomie, und daß er über Beide urtheile, wie ein Blinder über die Farben. Das Zwitterthum in der Politik besteht gerade in der Ausschließung, weil die Ausschließung die ausgeschlossene Idee stets unter irgend einer Form und in gleichem Grade zurückführt. Hr. Blanc würde sehr erstaunt sein, wenn man es ihm an der fortwährenden Vermengung der entgegengesetztesten Principien, die er sich in seinem Buche zu Schulden kommen läßt, an der Verwechselung der Autorität mit dem Recht, des Eigenthums mit dem Kommunismus, der Aristokratie mit der Gleichheit, der Arbeit mit dem Kapital, der Belohnung mit der Hingebung, der Freiheit mit der Diktatur, der freien Prüfung mit dem religiösen Glauben, aufzeigte, daß der wahre Zwitter, der Publicist doppelten Geschlechts, Niemand anderes ist, als er selbst. Hr. Blanc steht auf der Grenze der Demokratie und des Socialismus, eine Stufe tiefer als die Republik, zwei Stufen unter Hrn. Barrot, drei unter Hrn. Thiers, und ist selbst, was er auch sagen und thun möge, ein Abkömmling des Hrn. Guizot in vierter Generation, ein Doktrinär.

„Wahrlich," ruft Hr. Blanc, „wir gehören nicht zu Denen, die da Anathema rufen über das Princip der Autorität. Wir haben tausendfältige Gelegenheit gehabt, dies Princip gegen Angriffe zu vertheidigen, die eben so gefährlich als einfältig waren. Wir wissen, daß, wenn in einer Gesellschaft die organisirte Kraft nirgend zu finden ist, der Despotismus überall waltet. . ."

Also besteht nach Hrn. Blanc das Mittel gegen die Konkurrenz, oder vielmehr das Mittel, sie abzuschaffen, in der Einmischung der Autorität, in der Substitution des Staats an Stelle der persönlichen Freiheit: es ist das Umgekehrte vom System der Oekonomen.

Es sollte mir leid thun, wenn Hr. Blanc, dessen sociale Bestre-

bungen bekannt sind, mich beschuldigte, daß ich einen unpolitischen Krieg gegen ihn führe, indem ich ihn widerlege. Ich lasse den edeln Absichten des Hrn. Blanc alle Gerechtigkeit widerfahren; ich liebe und lese seine Werke, und bin ihm besonders dankbar für den Dienst, den er mir dadurch erwiesen, daß er in seiner „Geschichte der zehn Jahre" die unheilbare Armuth seiner Partei klargelegt hat. Allein Niemand kann es sich gefallen lassen, als ein Gefoppter oder als ein Einfältiger zu erscheinen: was kann daher, frage ich, jede persönliche Frage bei Seite lassend, der Socialismus, diese allgemeine Protestation, Gemeinsames haben mit dem bunten Wirrwarr alter Vorurtheile, aus denen sich die Republik des Hrn. Blanc zusammensetzt? Hr. Blanc hört nicht auf, die Autorität anzurufen, und der Socialismus erklärt sich laut und offen für anarchisch; Hr. Blanc stellt die Macht über die Gesellschaft, und der Socialismus strebt dahin, die Gewalt unter die Gesellschaft zu bringen; Hr. Blanc läßt das sociale Leben von oben herabkommen, und der Socialismus ist anheischig, es von unten aufkommen und emporwachsen zu lassen; Hr. Blanc läuft der Politik nach, und der Socialismus sucht die Wissenschaft. Keine Heuchelei weiter! rufe ich Hrn. Blanc zu: Sie wollen weder Katholicismns, noch Monarchie, noch Adel; aber Sie brauchen einen Gott, eine Religion, eine Diktatur, eine Censur, eine Hierarchie, Unterschiede und Rangstufen. Und ich, ich leugne Ihren Gott, Ihre Autorität, Ihre Souveränität, Ihren juridischen Staat und alle Ihre repräsentativen Augenverblendnisse; ich mag weder das Pfaffenthum Robespierres, noch den Heiligenscepter Marats, und ehe ich mir Ihre mannweibliche Demokratie gefallen lasse, unterstütze ich lieber den Statusquo. Seit sechzehn Jahren widersteht Ihre Partei dem Fortschritt nnd hemmt die öffentliche Meinung; seit sechzehn Jahren beweist sie ihren despotischen Ursprung, und macht Schweif hinter der bestehenden Gewalt auf der äußersten Linken: es ist Zeit, daß sie entweder abtritt, oder eine Metamorphose mit sich vornimmt. Ihr unversöhnlichen Theoretiker der Autorität, welche von Euern Vorschlägen könnte denn nicht die Regierung, die Ihr bekriegt, auf eine erträglichere Weise verwirklichen als Ihr?

Das System des Hrn. Louis Blanc kommt auf drei Punkte hinaus:

1) Der Gewalt eine große Initativkraft zu schaffen, d. h. deutlich gesprochen, die Willkür allmächtig zu machen, um ein Nirgendheim zu verwirklichen.

2) Auf Kosten des Staats öffentliche Werkstätten zu schaffen, und als Kommanditen einzurichten.

3) Die Privatindustrie durch die Konkurrenz der Nationalindustrie zu beseitigen.

Und das ist Alles.

Hat Hr. Blanc das Problem des Werths in Angriff genommen, welches allein alle anderen in sich enthält? Es ist ihm nicht eingefallen. — Hat er eine Theorie der Vertheilung gegeben? Nein. — Hat er die Antinomie der Theilung der Arbeit gelöst, diese ewige Ursache der Unwissenheit, Unsittlichkeit und des Elends für den Arbeiter? Nein. — Hat er den Widerspruch der Maschinen und des Löhnerthums beseitigt und die Rechte der Association mit denen der Freiheit versöhnt? Im Gegentheil, Hr. Blanc giebt diesem Widerspruch die bestätigende Weihe. Unter der despotischen Beschützerschaft des Staats giebt er als Princip die Ungleichheit der Rangstufen und der Löhne zu, und fügt zur Ausgleichung das Wählerrecht hinzu. Arbeiter, welche ihre Arbeitsordnung votiren und ihre Oberhäupter ernennen, sind sie denn nicht frei? Es kann wohl kommen, daß diese votirenden Arbeiter unter sich weder einen Oberbefehl noch einen Unterschied der Besoldung zugeben; dann wird, da gar nicht dafür gesorgt ist, den industriellen Talenten eine Befriedigung zu gewähren, die Auflösung in die Werkstatt eindringen, und, wofern sich nicht die Polizei ins Mittel legt, Jeder zu seinen eignen Geschäften zurückkehren. Diese Befürchtungen scheinen Hrn. Blanc weder ernst, noch gegründet: er erwartet unbesorgt die Probe, da er sicher sein kann, daß die Gesellschaft sich nicht aus ihren Fugen herausmachen wird, um ihn zu widerlegen.

Und die so zusammengesetzten und verwickelten Fragen über Abgaben, Kredit, internationalen Handel, Eigenthum, Erbschaftsrecht: hat Hr. Blanc sie ergründet? Und das Problem der Bevölkerung, hat er es gelöst? Nein, nein, tausendmal nein! Wenn Hr. Blanc eine Schwierigkeit nicht durchhaut, so schiebt er sie auf die Seite. In Bezug auf die Bevölkerung sagt er: „Da nun das Elend so zu-

gungsfruchtbar ist, und durch die sociale Werkstatt das Elend verschwinden wird, so braucht man sich hierauf nicht weiter einzulassen."

Vergebens ruft Hr. Sismondi, gestützt auf die allgemeine Erfahrung, ihm zu: „Wir haben kein Vertrauen zu Denen, welche übertragene Gewalten ausüben. Wir glauben, daß jede Korporation ihre Geschäfte schlechter besorgen wird, als Leute, die ein persönliches Interesse beseelt; die Direktoren werden nachlässig, prunksüchtig und verschwenderisch sein, sie werden sich dem Günstlingswesen ergeben und der Furcht, sich bloßzustellen, kurz es werden sich bei ihnen alle Fehler einstellen, die man bei der Verwaltung des Staatsvermögens im Gegensatz zum Privatvermögen wahrnimmt. Wir glauben ferner, daß man bei einer Versammlung von Aktionären nur Unaufmerksamkeit, launenhaftes Wesen und Nachlässigkeit finden wird, und daß ein Handelsunternehmen fortwährend beeinträchtigt und bald zu Grunde gerichtet werden würde, wenn es von einer berathenden Versammlung und einem Kaufmann abhinge."

Hr. Blanc hört Nichts, er betäubt sich selbst mit dem schallenden Klange seiner Phrasen; das Privatinteresse ersetzt er durch Hingebung für die allgemeine Sache, die Konkurrenz durch den Wetteifer und seine Belohnungen. Nachdem er die industrielle Hierarchie als Princip aufgestellt hat, was eine nothwendige Konsequenz seines Glaubens an Gott, an die Autorität und an das Genie ist, giebt er sich mystischen Gewalten hin, den Idolen seines Herzens und seiner Einbildungskraft.

So macht denn Hr. Blanc auch den Anfang mit einem Staatsstreich, oder vielmehr, wie er sich ausdrückt, mit einer Anwendung der Initiativkraft, die er der Gewalt beilegt; er schatzt die Reichen mit einer außerordentlichen Steuer, um die Kommanditen für das Proletariat einzurichten. Die Logik des Hrn. Blanc ist ganz einfach: es ist die der Republik: die Gewalt kann, was das Volk will, und was das Volk will, das ist wahr. Wahrlich, es ist eine absonderliche Weise, die Gesellschaft zu reformiren, wenn man ihre unwillkürlichsten Strebungen unterdrückt, ihre unzweideutigsten Darlegungen leugnet, und anstatt das Wohlsein zu verallgemeinern durch regelmäßige Entwicklung des Ueberkommenen, die Arbeit und

das Einkommen völlig umstellen will: Aber, aufrichtig gesagt, wozu denn diese Verkleidung, wozu so viel Umwege? Wäre es nicht viel einfacher, ohne Weiteres das agrarische Gesetz einzuführen? Könnte nicht die Staatsgewalt vermöge ihrer Initiativkraft mit einem Schlage erklären, daß alle Kapitalien und Arbeitsinstrumente Eigenthum des Staates seien, vorbehältlich einer Entschädigung, die man den Inhabern der Uebergangsform wegen bewilligen müßte? Vermittelst dieser entschiedenen aber loyalen und redlichen Maaßregel wäre das ökonomische Feld rein gefegt; weiter hätte es dem Utopier Nichts gekostet, und Hr. Blanc hätte dann ohne irgend ein Hinderniß ganz nach seiner Bequemlichkeit zur Organisation der Gesellschaft schreiten können.

Aber was spreche ich von Organisiren! Das ganze organische Werk des Hrn. Blanc besteht in diesem großen Akt der Expropriation oder Substitution, wie man will; ist die Industrie einmal umgestellt und republikanisirt, das große Monopol eingerichtet, so zweifelt Hr. Blanc weiter nicht daran, daß die Produktion nach Wunsch gehen werde. Er begreift nicht, daß man gegen sein sogenanntes System eine, eine einzige Schwierigkeit einwendet. Und in der That, was läßt sich gegen einen Plan einwenden, der so radikal nichtig, so ungreiflich ist, wie der des Hrn. Blanc?

Der merkwürdigste Theil seines Buches ist die Zusammenstellung von Einwürfen, die einige Ungläubige ihm gemacht haben, und die er, wie man sich denken kann, siegreich beantwortet. Diese Kritiker waren es nicht gewahr geworden, daß sie bei der Erörterung des Systems des Hrn. Blanc verhandelten: über die Dimensionen, die Schwere und die Gestalt eines — mathematischen Punktes. Es hat sich aber so ereignet, daß Hr. Blanc bei dem Streit, den er geführt, mehr gelernt hat, als durch seine eignen Betrachtungen, und man wird inne, daß wenn die Einwendungen fortgedauert hätten, er am Ende wirklich entdeckt haben würde, was er erfunden zu haben glaubte: die Organisation der Arbeit.

Aber ist denn am Ende das Ziel, das Hr. Blanc verfolgte, und das im Uebrigen so eingeschraubt ist, nämlich die Abschaffung der Konkurrenz und die Garantie des Erfolges für ein vom Staate beschütztes und geleitetes Unternehmen wirklich erreicht? — Ich will in

Bezug auf diese Frage die Bemerkung eines talentvollen Oekonomen, des Hrn. Joseph Garnier, anführen und mir erlauben, zu seinen Worten einige Erläuterungen zu geben.

„Die Regierung würde," nach Hrn. Blanc, „moralische Arbeiter wählen und ihnen gute Löhne zahlen." — Somit braucht Hr. Blanc eigens für ihn gemachte Leute, und schmeichelt sich nicht mit der Hoffnung, auf jede Art von Temperament einzuwirken. Die Löhne, verspricht er, sollen gut sein, und das ist freilich leichter, als das Maaß derselben zu bestimmen.

„Hr. Blanc nimmt hypothetisch an, daß diese Werkstätten einen reinen Gewinn abwerfen, und außerdem der Privatindustrie eine so gute Konkurrenz machen würden, daß die letztere sich in Nationalwerkstätten umwandeln müßte."

Wie soll das möglich sein, wenn die Herstellungspreise der Nationalwerkstätten höher sind, als die der freien Werkstätten? Ich habe im ersten Kapitel gezeigt, daß die 300 Arbeiter einer Spinnerei Dem, der sie ausbeutet, noch keinen Reingewinn von 20,000 Fr. abwerfen, und daß diese 20,000 Fr., auf die 300 Arbeiter vertheilt, ihre Einnahme nur um 18 Cent. täglich vermehren würden. Dies gilt aber für alle Industriezweige. Wie will die Nationalwerkstatt, die ihren Arbeitern gute Löhne schuldet, diesen Ausfall decken? — Durch Wetteifer, sagt Hr. Blanc.

Hr. Blanc führt mit ungemeinem Wohlgefallen das Haus Leclaire an, eine Gesellschaft von Haus- und Stubenmalern, die ihre Geschäfte sehr gut besorgt, und in welcher er einen lebendigen Beweis für sein System sieht. Hr. Blanc hätte zu diesem Beispiel noch eine Menge ähnlicher Gesellschaften hinzufügen können, welche eben so viel, d. h. auch nicht mehr beweisen würden, als das Haus Leclaire. Das Haus Leclaire ist ein Kollectivmonopol, unterhalten von der vornehmen Gesellschaft, die dasselbe in sich schließt. Es fragt sich aber, ob die ganze Gesellschaft ein Monopol werden kann im Sinne des Hrn. Blanc und nach dem Muster des Hauses Leclaire. Dies leugne ich mit Bestimmtheit. Ein Umstand aber, welcher die uns beschäftigende Frage weit näher berührt, und auf den Hr. Blanc nicht Acht gegeben hat, ist der, daß es aus den Vertheilungsrechnungen, die das Haus Leclaire ihm geliefert, hervorgeht, daß die Löhne

dieses Hauses weit höher sind, als der allgemeine Durchschnittsbetrag, daß also das Erste, was bei einer Reorganisation der Gesellschaft geschehen müßte, das wäre, daß man dem Hause Leclaire entweder unter seinen Arbeitern, oder außerhalb eine Konkurrenz erweckte.

„Die Löhne würden durch die Regierung bestimmt werden. Die Mitglieder der socialen Werkstatt könnten über dieselben nach Belieben verfügen und unfehlbar würde die unbestreitbare Vortrefflichkeit des Lebens in Gemeinschaft aus der Association der Arbeiten die freiwillige Association des Vergnügens hervorgehen lassen."

Ist Hr. Blanc Kommunist oder nicht? Er spreche sich einmal aus, anstatt sich immer in der Weite zu halten; wenn der Kommunismus ihn nicht verständlicher macht, so wird man doch wenigstens wissen, was er will.

„Wenn man den Anfang liest, in welchem Hr. Blanc für angemessen erachtet hat, die Einwürfe zu bekämpfen, die einige Journale gegen ihn erhoben haben, so erkennt man besser das Unvollständige seines Planes, der ein Kind von mindestens drei Vätern ist, vom Saint-Simonismus, Fourierismus und Kommunismus mit Beimischung der Politik und ein wenig, aber sehr wenig Staatsökonomie."

„Nach seinen Auseinandersetzungen würde der Staat nur der Regulator, Gesetzgeber und Beschützer der Industrie sein, aber weder der allgemeine Fabrikant, noch der allgemeine Producent. Da er aber ausschließlich die socialen Werkstätten beschützt, um die Privatindustrie zu vernichten, so gelangt er nothwendig zum Monopol, und fällt unwillkürlich in die Saint-Simonistische Theorie zurück, wenigstens in Bezug auf die Produktion."

Hr. Blanc kann es nicht in Abrede stellen: sein „System" ist gegen die Privatindustrie gerichtet, und bei ihm strebt die Gewalt vermöge ihrer Initiativkraft dahin, jede Initiative des Einzelnen zu zerstören, und die freie Arbeit in Bann zu thun. Die Paarung der Gegensätze ist Hrn. Blanc verhaßt. Daher sehen wir denn, daß er der Association zuerst die Konkurrenz und dann sogar die Freiheit zum Opfer bringt. Ich erwarte, ihm bald bei der Abschaffung der Familie zu begegnen.

„Gleichwohl würde die Hierarchie hervorgehen aus dem Wahl-

princip wie beim Fourierismus, wie bei der konstitutionellen Politik. Aber selbst diese socialen Werkstätten, die das Gesetz regelt, werden sie etwas Anderes sein, als Korporationen? Was ist das Band der Korporationen? Das Gesetz. Wer wird das Gesetz geben? Die Regierung. Sie nehmen an, daß es gut sein werde? Ei, aber die Erfahrung hat bewiesen, daß es sich niemals dazu verstanden, die unzähligen Vorkommnisse der Industrie zu regeln. Sie sagen uns, es wird den Betrag des Gewinns, der Löhne festsetzen, und Sie hoffen, es werde dies in der Weise thun, daß die Arbeiter und Kapitalien sich in die sociale Werkstatt zurückziehen. Aber Sie sagen uns nicht, wie das Gleichgewicht sich herstellen wird zwischen diesen Werkstätten, mit dem Bestreben zum gemeinschaftlichen Leben im Phalanstère (Gemeindekloster*); Sie sagen uns nicht, wie diese Werkstätten die innere und äußere Konkurrenz vermeiden werden, wie sie sorgen werden für die im Verhältniß zum Kapital übermäßige Bevölkerung, wie sich die socialen Werkstätten für die Manufaktur von denen für den Ackerbau unterscheiden sollen, und so noch eine Menge von anderen Dingen. Ich weiß wohl, daß Sie antworten werden: durch die eigenthümliche Kraft des Gesetzes (wird sich Alles das schon machen*)! Und wenn Ihre Regierung, Ihr Staat dies Gesetz nicht zu entwerfen wissen? Sehen Sie nicht, daß Sie einen Abhang hinuntergleiten, und daß Sie genöthigt sind, sich an irgend Etwas anzuklammern, was dem lebendigen Gesetze ähnlich ist? Man sieht es wohl, wenn man Sie liest: Sie sind vorzüglich bemüht, eine Macht zu erfinden, die fähig wäre, zu Ihrem System zu passen; aber ich erkläre, nachdem ich Sie aufmerksam gelesen, daß ich nicht glaube, daß Sie noch einen klaren und bestimmten Begriff von dem haben, was Sie brauchen. Was Ihnen, so wie uns Allen fehlt, das ist der wahre Begriff der Freiheit und Gleichheit, dem Sie ihre Anerkennung nicht versagen möchten, den Sie aber dennoch genöthigt sind, aufzuopfern, welche Vorsichtsmaaßregeln Sie auch treffen mögen.

„Unbekannt mit der Natur und den Verrichtungen der Staatsgewalt haben Sie es nicht gewagt, auch nur bei einer Erklärung länger stehn zu bleiben; Sie haben auch nicht das geringste Beispiel gegeben."

„Angenommen, die Werkstätten sind wirksam, um zu produci-

ren, so werden sie handeltreibende Werkstätten sein, die auch die Cirkulation, den Umsatz der Produkte besorgen. Und wer soll den Preis regeln? Wieder das Gesetz? Wahrlich, ich sag' es Ihnen, ohne eine neue Offenbarung auf dem Sinai werden Sie, Ihr Staatsrath, Ihre Repräsentantenkammer, oder Ihr Areopagus von Senatoren nimmermehr damit zu Stande kommen."

Diese Bemerkungen sind unwiderleglich zutreffend. Hr. Blanc muß bei seiner Organisation durch den Staat stets gerade damit schließen, womit er hätte anfangen sollen, und was ihm die Mühe erspart hätte, sein Buch zu schreiben, nämlich mit dem Studium der ökonomischen Wissenschaft. Dies spricht sein Kritiker sehr richtig aus: „Hr. Blanc hat den großen Fehler begangen, politische Strategie zu treiben mit Fragen, die sich dazu nicht eignen;" er hat versucht, die Regierung zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten anzuhalten, und es ist ihm nur gelungen, die Unverträglichkeit des Socialismus mit der schwätzenden und parlamentarischen Demokratie immer klarer zu beweisen. Sein mit beredten Seiten reich ausgestattetes Pamphlet macht ihm als Schriftsteller Ehre: der philosophische Werth des Buchs aber würde eben so groß sein, wenn der Verfasser sich damit begnügt hätte, auf jede Seite in großen Buchstaben weiter Nichts als die Worte „ich protestire" hinzuschreiben.

Fassen wir das Bisherige zusammen:

Die Konkurrenz als eine staatsökonomische Phase in ihrem Ursprunge betrachtet, ist das nothwendige Resultat des Auftretens der Maschinen, der Einrichtung der Werkstatt und der Theorie der Verminderung der allgemeinen Kosten; in ihrer eigenthümlichen Bedeutung und ihrer Tendenz betrachtet, ist sie die Art und Weise, in der sich die Gesammtthätigkeit darlegt, der Ausdruck der gesellschaftlichen Selbstbethätigung, das Wappenschild der Demokratie und der Gleichheit, das wirksamste Werkzeug zur Feststellung des Werthes, der Grundpfeiler der Association. — Als ein Aufschwung der individuellen Kräfte ist sie das Unterpfand ihrer Freiheit, der erste Moment ihrer Harmonie, die Form der Verantwortlichkeit, welche sie alle vereinigt und sammtverbindlich macht.

Allein sich selbst überlassen und der Leitung eines höheren und wirksamen Princips beraubt, ist die Konkurrenz weiter Nichts als eine

unbestimmte Bewegung, ein zielloses Schwanken der industriellen Macht, die ewig hin- und hergeworfen wird zwischen den beiden gleich verderblichen Extremen, der Korporation und dem Patronat einerseits, welche, wie wir sahen, die Werkstatt ins Leben rufen, und andererseits dem Monopol, von dem im folgenden Kapitel die Rede sein wird.

Der Socialismus hat mit Recht gegen diese anarchische Konkurrenz protestirt, aber selbst noch nichts Befriedigendes zu ihrer Regelung vorgeschlagen, was der Umstand beweist, daß in allen bis jetzt zu Tage geförderten Nirgendheims die Bestimmung oder Socialisation des Werthes der Willkür überlassen ist, und daß deshalb alle Reformen entweder zur hierarchischen Zunft, oder zum Monopol des Staats, oder endlich zum kommunistischen Despotismus führen.

Sechstes Kapitel.

Vierte Epoche: Das Monopol.

Das Monopol ist ausschließlicher Handel mit Etwas, ausschließliches Ausbeuten, Genießen eines Gegenstandes.

Das Monopol ist der natürliche Gegensatz der Konkurrenz. Diese einfache Bemerkung genügt, wie wir bemerkt haben, die Nirgendheime abzuthun, deren Gedanke dahin geht, die Konkurrenz abzuschaffen, als ob sie zum Gegensatz die Association und die Brüderschaft hätte. Die Konkurrenz ist die Lebenskraft, welche das Gesammtwesen beseelt: sie zerstören, wenn dies möglich wäre, hieße die Gesellschaft tödten. Sobald aber die Konkurrenz nothwendig ist, bringt sie auch die Idee des Monopols mit sich, weil das Monopol gleichsam der Sitz jeder konkurrirenden Individualität ist. Auch haben die Oekonomen bewiesen, und Hr. Rossi hat es ausdrücklich anerkannt, daß das Monopol die Form des gesellschaftlichen Besitzes ist, ohne die keine Arbeit, kein Produkt, kein Austausch, kein Reichthum möglich wäre. Jeder Ackerbesitz ist ein Monopol; jedes industrielle Nirgendheim strebt danach, sich als Monopol zu konstituiren, und dasselbe gilt von den anderen Funktionen, die nicht mit inbegriffen sind in diesen beiden Kategorien.

Das Monopol an sich bringt also noch nicht die Idee der Ungerechtigkeit mit sich; ja es liegt in demselben sogar Etwas, was

dasselbe rechtmäßig macht, da dies eben so sehr zum Wesen der Gesellschaft, als zum Wesen des Menschen gehört. Es ist dies die positive Seite des Princips, welches wir jetzt untersuchen wollen.

Allein das Monopol wird ganz eben so wie die Konkurrenz antisocial und unheilbringend. Wie das? — Durch den Mißbrauch, antworten die Oekonomen, und die Mißbräuche des Monopols zu bestimmen und zu unterdrücken ist das Bemühen der Beamten, und die neue Schule der Staatsökonomie setzt ihren Ruhm darein, als Anklägerin desselben aufzutreten.

Ich werde beweisen, daß die sogenannten Mißbräuche des Monopols nichts Anderes sind, als die Wirkungen des gesetzlichen Monopols in negativer Richtung; daß sie nicht zu trennen sind von ihrem Princip, ohne Vernichtung dieses Princips, daß sie mithin dem Gesetze unzugänglich sind, und daß jede Unterdrückung dieser Art willkürlich und ungerecht ist. Sonach ist, wie wir sehen werden, das Monopol ein konstituirendes Princip der Gesellschaft, eine Bedingung des Reichthums, zugleich aber und in demselben Grade ein Princip der Beraubung und des Pauperismus; je mehr Gutes man es erzeugen läßt, desto mehr Uebel empfängt man von ihm; ohne dasselbe steht der Fortschritt still, und mit demselben wird die Arbeit unbeweglich und erlischt die Civilisation.

§. 1.

Nothwendigkeit des Monopols.

Das Monopol ist also das unabwendliche Ziel der Konkurrenz, die es durch eine stetige Negation ihrer selbst erzeugt. Denn weil die Konkurrenz der Gesellschaft wesentlich inhaftet, wie die Bewegung den lebenden Wesen, so ist das Monopol, das als Folge derselben auftritt, das Zweck und Ziel derselben ist, und ohne das die Konkurrenz nicht angenommen worden wäre, eben so lange rechtmäßig, und wird es bleiben, als die Konkurrenz, eben so lange als die mechanischen Vorrichtungen und industriellen Kombinationen, eben so lange endlich, als die Theilung der Arbeit und die Feststellung der Werthe Nothwendigkeiten und Gesetze sein werden.

So ist also das Monopol allein schon durch seine logische

Abstammung und Entwicklung gerechtfertigt. Gleichwohl würde diese Rechtfertigung wenig zu bedeuten scheinen, und nur dahin führen, daß man die Konkurrenz nur desto energischer verwerfe, wenn das Monopol sich nicht ebenfalls durch sich selbst und als Princip setzen könnte.

In den bisherigen Kapiteln haben wir gesehen, daß die Theilung der Arbeit die Besonderung des Arbeiters ist, zumal in so fern er als eine Intelligenz in Betracht kommt; daß die Erschaffung der Maschinen und die Organisation der Werkstatt seine Freiheit ausdrücken, und daß durch die Konkurrenz der Mensch oder die intelligente Freiheit in Thätigkeit tritt. Das Monopol ist nun der Ausdruck der siegreichen Freiheit, der Kampfpreis, die wirkliche Verherrlichung des Genies; es ist der kräftigste Sporn aller seit Anbeginn der Welt vollbrachten Fortschritte, und dies so sehr, daß, wie wir eben sagten, die Gesellschaft, die ohne dasselbe nicht bestehen kann, ohne dasselbe gar nicht entstanden wäre.

Von woher erhält nun das Monopol diese eigenthümliche Kraft, von der uns die Bildung des Worts und die Sache selbst, wenn wir sie mit gewöhnlichen Augen ansehen, so ganz und gar keinen Begriff geben?

Das Monopol ist im Grunde Nichts als die Eigenherrschaft (autocratie) des Menschen über sich selbst, das diktatorische Recht, welches die Natur jedem Producirenden gegeben hat, seine Fähigkeiten zu nutzen, wie es ihm gefällt, seinen Gedanken freien Lauf zu lassen in der Richtung, welche er vorzieht, mit irgend etwas Besonderem, was zu wählen ihm eben beliebt, und mit der ganzen Macht seiner Mittel zu spekuliren, unumschränkt zu verfügen über die Werkzeuge, die er sich geschaffen, und die Kapitalien, die er erspart, Behufs irgend eines Unternehmens, das er eben wagen will, und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung, allein die Frucht der Entdeckung und des Gewinns von seinem Wagniß zu genießen.

Dies Recht gehört so sehr zum Wesen der Freiheit, daß, wenn man es leugnet, man den Menschen an Leib und Seele verstümmelt und in der Ausübung seiner Fähigkeiten lähmt, und daß die Gesellschaft, die nur durch den freien Aufschwung der Individuen fortschrei-

tet, in ihrem Gange aufgehalten ist, wenn es ihr einmal an Leuten gebricht, welche sie ausbeuten.

Es ist Zeit, alle diese Ideen durch das Zeugniß der Thatsachen zu verleiblichen.

Ich kenne eine Kommune, in welcher es seit unvordenklichen Zeiten keine Wege gab, weder Feldwege noch Verbindungsstraßen nach Außen. Drei Viertheile des Jahres hindurch war jede Einfuhr oder Ausfuhr von Waaren unmöglich; eine Umfriedung von Koth und Morästen schützte das unnahbare Oertchen vor jeder Invasion von Außen und zugleich vor jeder Ausflucht der Einwohner. Bei schönem Wetter mußte man mindestens sechs Pferde vorspannen, um eine Last fortzuschaffen, die auf gutem Wege eine gewöhnliche Mähre bequem fortgezogen hätte. Der Bürgermeister des Orts beschloß trotz des Stadtraths einen Weg über sein Gebiet zu führen. Lange Zeit wurde er verunglimpft, verwünscht, verflucht. Hatte man sich doch bis auf ihn ohne Straße beholfen: was brauchte er das Geld der Kommune zu verthun und die Arbeiter um ihre Zeit zu bringen? Aus purem Hochmuth, so hieß es, wolle der Herr Bürgermeister auf Kosten der armen Pachter eine so schöne Straße eröffnen für seine Gäste aus der Stadt! . . . Trotz alle dem wurde die Straße angelegt, und bald fingen die Bauern an sich dazu Glück zu wünschen! Wie das jetzt so ganz anders geworden ist! sagten sie; sonst mußten wir acht Pferde anspannen, um dreißig Säcke Korn auf den Markt zu bringen, und blieben drei Tage fort; jetzt spannen wir zwei an, fahren des Morgens weg und kommen des Abends wieder. — Aber bei allen diesen Gesprächen ist vom Bürgermeister nicht weiter die Rede. Seitdem der Erfolg ihm Recht gegeben, hat man aufgehört, von ihm zu sprechen; ja, ich habe sogar erfahren, daß die Meisten ihm deswegen gram waren.

Dieser Bürgermeister hatte sich benommen wie ein Aristides. Angenommen, er hätte, der dumpfen Schimpferei überdrüssig, seinen Einsassen gleich Anfangs den Vorschlag gemacht, den Weg auf seine Kosten zu bauen, wenn man ihm dafür fünfzig Jahre lang ein Wegegeld bezahlen wolle, wobei es jedoch Jedem unbenommen bliebe, wie früher querfeldein zu fahren: wäre ein solcher Vertrag auch nur im Mindesten ein betrügerischer gewesen?

Hier haben wir die Geschichte der Gesellschaft und der Monopolisten.

Nicht Jedermann ist in der Lage, seinen Mitbürgern mit einer Straße oder mit einer Maschine ein Geschenk zu machen: für gewöhnlich ist es der Erfinder, der Belohnung erwartet, nachdem er Gesundheit und Vermögen aufgeopfert hat. Man verweigere also doch einem Arkwright, einem Watt, einem Jacquard das Privilegium ihrer Entdeckung und verhöhne sie noch obendrein! So werden sie hinter verschlossenen Thüren arbeiten, und ihr Geheimniß vielleicht mit ins Grab nehmen. Man entziehe dem Bauer den Besitz des Bodens, den er urbar macht, und Niemand wird mehr urbar machen wollen.

Aber, sagt man, ist dies denn das wahre Recht, das sociale, das brüderliche Recht? Was sich entschuldigen läßt beim Heraustreten aus der ursprünglichen Gemeinschaft als eine Wirkung der Nothwendigkeit, ist doch nur ein Provisorisches, das verschwinden muß vor einer vollkommneren Einsicht in die Rechte und Pflichten des Menschen und der Gesellschaft.

Ich schrecke vor keiner Hypothese zurück. Wir wollen zusehen und tiefer in die Sache eingehen. Es ist schon ein bedeutender Punkt, daß die Gegner zugeben, während der ersten Periode der Civilisation habe sich die Sache nicht anders machen können. Es fragt sich nur noch, ob die Einrichtungen dieser Periode in der That weiter Nichts sind, wie man gesagt hat, als ein Privilegium, oder aber ob sie das Ergebniß ewiger und der Gesellschaft immanenter Gesetze sind.

Der Satz, den ich in diesem Augenblick behaupte, ist um so schwieriger, weil er in geradem Gegensatz steht zu dem allgemeinen Bestreben, und weil ich ihn sogleich selbst durch seinen Widerspruch werde umstoßen müssen.

Ich bitte, mir zu sagen, wie es nur möglich ist, sich auf die Principien der Gesellschaftlichkeit, Brüderlichkeit und Sammtverbindlichkeit zu berufen, während die Gesellschaft selbst jeden sammtverbindlichen und brüderlichen Vertrag von sich weist? Beim ersten Auftreten jeder Industrie, beim ersten Aufleuchten einer Entdeckung steht der Erfinder vereinsamt da; die Gesellschaft läßt ihn im Stich und hält ihn zurück. Oder richtiger ausgedrückt: dieser Mann wird

in Bezug auf die Idee, die er gefaßt hat, und deren Verwirklichung er verfolgt, für sich allein die ganze Gesellschaft. Er hat keine Associés, keine Mitarbeiter, keine Gewährleister mehr; Alles flieht ihn: er allein hat die Verantwortlichkeit, ihm allein gebühren also auch die Vortheile der Spekulation.

Man beharrt aber auf seinem Stück: es ist, sagt man, nur Verblendung von Seiten der Gesellschaft, es ist ein Aufgeben ihrer heiligsten Rechte und Interessen, des Wohlseins künftiger Geschlechter, und der besser unterrichtete oder mehr vom Glück begünstigte Spekulant kann nicht ohne Unredlichkeit Nutzen ziehen aus dem Monopol, welches die allgemeine Unwissenheit ihm überläßt.

Ich behaupte, daß dies Benehmen der Gesellschaft ein äußerst verständiges ist, was die Gegenwart betrifft, und ich werde zeigen, daß sie, was die Zukunft anlangt, dabei nicht zu kurz kommt. Im zweiten Kapitel habe ich durch die Lösung der Antinomie des Werths gezeigt, daß der Vortheil jeder nützlichen Entdeckung für den Erfinder, wie er es auch anstellen möge, ein unvergleichlich geringerer ist als für die Gesellschaft; ich habe den Beweis dieses Punktes bis zur mathematischen Strenge geführt. Später werde ich noch zeigen, daß außer dem Gewinn, der ihr von jeder Entdeckung sicher ist, die Gesellschaft auch an die Privilegien, die sie bewilligt, sei es zeitweilig, sei es für immer, verschiedene Rückforderungen ausübt, welche das Uebermaaß einiger Privatvermögen reichlich decken und deren Wirkung das Gleichgewicht schleunig herstellt. Ich will mir jedoch nicht vorgreifen.

Ich bemerke also, daß das gesellschaftliche Leben sich auf eine zwiefache Weise bethätigt: als Erhaltung und Entwicklung.

Die Entwicklung bewerkstelligt sich durch den Aufschwung individueller Energie; die Masse ist ihrer Natur nach unfruchtbar, passiv und widerspenstig gegen alles Neue. Sie ist, wenn ich diesen Vergleich wagen darf, gleichsam die an sich unfruchtbare Mutterscheide, in der sich jedoch die von der Privatthätigkeit erzeugten Saamenkeime ablagern, denn die Letztere leistet in der zwitterlichen Gesellschaft in Wahrheit den Dienst des männlichen Gliedes.

Allein die Gesellschaft erhält sich nur, so lange sie sich der Verbindlichkeit für Privatspekulationen entzieht, und jede Neuerung durch-

aus nur auf das Risiko und die Gefahr der Einzelnen geschehen läßt. Das Verzeichniß der nützlichen Erfindungen könnte man auf einigen Seiten zusammenschreiben. Die zu einem guten Ende geführten Unternehmungen lassen sich zählen: keine Zahl dagegen giebt die Menge falscher Ideen und unbedachter Versuche an, die tagtäglich im Gehirn der Menschen aufkeimen. Es giebt auch nicht einen Erfinder, nicht einen Handwerker, der nicht auf je einen vernünftigen und richtigen Plan Tausende von Chimären ausgeheckt hätte, nicht einen Geist, der nicht auf je einen Funken Vernunft ganze Wirbel Rauch zu Tage gebracht. Wenn es möglich wäre, zwei Theile zu machen aus allen Produkten der menschlichen Vernunft, und auf eine Seite alle nützlichen Arbeiten zu stellen, auf die andere alles das, was an Kraft, Geist, Kapital und Zeit für Irrthümer verschwendet ist, so würde man erschrocken sehen, daß die Summe des Letzteren vielleicht eine Milliarde Procent von der der ersteren ausmacht. Was sollte aus der Gesellschaft werden, wenn sie diese Passivmasse tilgen, und alle diese Bankerotte bezahlen müßte? Und was würde umgekehrt aus der Verantwortlichkeit und Würde des Arbeiters werden, wenn er, gedeckt durch die Gewährleistung der Gesellschaft, ohne eignes Risiko sich allen Launen einer fieberisch aufgeregten Einbildungskraft hingeben, und jeden Augenblick die Existenz der Menschheit auf's Spiel setzen könnte?

Aus allen diesen Gründen schließe ich, daß das, was von Anbeginn Brauch gewesen ist, bis ans Ende Brauch sein wird, und daß es bei diesem Punkte wie bei jedem anderen, wenn wir die Versöhnung im Auge haben wollen, sinnlos ist, zu glauben, daß irgend Etwas könne abgeschafft werden. Denn da die Ideenwelt unendlich ist, wie die Natur, und die Menschen der Spekulation, d. h. dem Irrthum unterworfen sind, gegenwärtig, wie zu allen Zeiten, so haben die Individuen fortwährend eine Anregung zu spekuliren, und die Gesellschaft hat stets gerechte Ursache, mißtrauisch auf ihrer Hut zu sein, und somit sind stets die Elemente vorhanden, aus denen das Monopol entsteht.

Was bringt man in Vorschlag, um aus diesem Dilemma herauszukommen? Den Rückkauf! Dagegen ist zu allererst zu sagen, daß der Rückkauf unmöglich ist. Wenn alle Werthe monopolisirt

sind, wo will dann die Gesellschaft die Entschädigung für die Monopolinhaber hernehmen? Was soll seine Hypothek sein? Zweitens aber wäre der Rückkauf auch vollkommen nutzlos; denn wenn alle Monopole zurückgekauft wären, hätte man erst wieder die Industrie zu organisiren; und wo ist das System dieser Organisation zu finden? Worüber ist die öffentliche Meinung ganz im Reinen? Welche Probleme sind denn schon gelöst? Ist die Organisation eine Organisation in hierarchischer Weise, so kehren wir zurück zur Monopolwirthschaft; ist sie eine demokratische, so langen wir wieder an bei dem Punkt, von welchem wir ausgegangen; die angekauften Industrien fallen dem gesammten Volk, d. h. der Konkurrenz anheim, und werden allmälig wieder Monopole. Ist endlich die Organisation eine kommunistische, so sind wir nur von einer Unmöglichkeit zur anderen übergegangen; denn die Gütergemeinschaft ist, wie wir seiner Zeit beweisen werden, eben so wie die Konkurrenz und das Monopol antinomisch, unmöglich.

Will man sich, um nicht das gesellschaftliche Vermögen an eine unbegrenzte und somit unheilbringende Sammtverbindlichkeit zu wagen, etwa damit begnügen, dem Erfindungs- und Unternehmungsgeist gewisse Regeln vorzuschreiben? Will man eine Censur schaffen für die Männer von Genie und für die — Narren? Das hieße voraussetzen, die Gesellschaft wisse schon im Voraus, was eben jetzt gerade entdeckt werden müsse. Die Entwürfe der Unternehmer einer vorgängigen Prüfung unterwerfen, hieße von vornherein jede Bewegung verbieten. Denn ich sage es noch einmal, in Bezug auf das Ziel, das er sich steckt, giebt es für jeden Industriellen einen Augenblick, in welchem er in seiner Person die Gesellschaft selbst darstellt, und besser und weiter sieht, als alle anderen Menschen zusammengenommen, und das oft, ohne daß er sich auch nur aussprechen oder verständlich machen könnte. Als Kopernikus, Kepler und Galilei, die Vorläufer Newtons, dahin gelangten, der christlichen Gesellschaft, welche damals von der Kirche vertreten wurde, sagen zu können: Die Bibel hat sich geirrt, die Erde dreht sich und die Sonne steht fest; da hatten sie Recht gegen die Gesellschaft, welche sie auf Grund des Glaubens und der Ueberlieferung der Lüge zieh. Hätte also die Gesellschaft die Verbindlichkeit für das kopernikanische System über-

nehmen können? Sie vermochte dies so wenig, daß vielmehr das neue System offen ihrem Glauben widersprach, und daß, bevor die Vernunft mit der Offenbarung versöhnt werden konnte, Galilei, einer der verantwortlichen Entdecker, als Märtyrer der neuen Idee gefoltert wurde. Wir sind, ich will es annehmen, toleranter geworden; aber eben diese Toleranz beweist, daß wir, indem wir dem Genie freieren Spielraum gewähren, doch nicht gemeint sind, minder diskret zu sein als unsere Vorfahren. Es regnet Erfindungspatente, aber ohne Garantie der Regierung. Die Eigenthumstitel sind unter die Obhut der Bürger gestellt, aber weder der Kataster noch die Charte gewährleisten ihren Werth: der Arbeit liegt es ob, denselben geltend zu machen. Und was die wissenschaftlichen und anderen Aufträge betrifft, welche die Regierung mitunter geldlosen Forschern anvertraut, so sind dieselben Nichts als ein Raub und eine Korruption mehr.

Thatsächlich kann die Gesellschaft Niemand das Kapital garantiren, das zum Versuch mit einer Idee nothwendig ist; rechtlich aber kann sie nicht das Ergebniß eines Unternehmens für sich in Anspruch nehmen, bei dem sie sich nicht betheiligt hatte: deshalb ist das Monopol unzerstörbar. Uebrigens würde auch die Sammtverbindlichkeit Nichts helfen: denn da Jeder für seine Phantasien die Verbindlichkeit Aller verlangen kann, und dasselbe Recht haben würde, das Blankett der Regierung zu erhalten, so würde man bald bei einer allgemeinen Willkür, d. h. ganz einfach beim Statusquo anlangen.

Einige sehr unglücklich von evangelischen Abstractionen inspirirte Socialisten — ich sage dies mit der ganzen Kraft meines Gewissens — haben die Schwierigkeit mit folgenden schönen Maximen abzuschneiden geglaubt: — Die Ungleichheit der Fähigkeiten ist der Beweis für die Ungleichheit der Pflichten; — Ihr habt mehr von der Natur erhalten, gebt daher auch euern Brüdern mehr; — und was dergleichen hochklingende und rührende Phrasen mehr sind, die ihre Wirkung auf hohle Köpfe niemals verfehlen, nichts desto weniger aber das Allerunschuldigste sind, was man sich irgend denken kann. Die praktische Formel, welche man aus diesen bewundernswürdigen Sentenzen ableitet, lautet dahin, daß jeder Arbeiter seine ganze Zeit der Gesellschaft schuldig ist, und daß die Gesellschaft ihm dafür Alles

liefern muß, was zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nothwendig ist nach Maaßgabe der Mittel, über welche sie verfügt.

Meine kommunistischen Freunde mögen mir vergeben! Ich würde minder rauh gegen ihre Ideen auftreten, wenn ich nicht unerschütterlich in meiner Vernunft und in meinem Herzen überzeugt wäre, daß die Gütergemeinschaft, der Republikanismus und alle socialen Nirgendheime, politische wie religiöse, welche die Thatsachen und die Kritik verschmähen, das größte Hinderniß sind, das der Fortschritt jetzt zu besiegen hat. Wie kommt es doch, daß man niemals begreifen will, daß die Brüderschaft nur durch die Gerechtigkeit hergestellt werden kann; daß nur die Gerechtigkeit, die Bedingung, das Mittel und Gesetz der Freiheit und Brüderlichkeit, der Gegenstand unseres Studiums sein muß, und daß wir die Bestimmung und die Formel derselben rastlos bis in ihre kleinsten Einzelnheiten verfolgen müssen. Wie können Schriftsteller, die mit der staatsökonomischen Sprache vertraut sind, vergessen, daß Ueberlegenheit an Talent gleichbedeutend ist mit Ueberlegenheit an Bedürfnissen, und daß die Gesellschaft, weit entfernt, von besonders kräftigen Persönlichkeiten mehr zu erwarten, als vom großen Haufen, vielmehr fortwährend darüber wachen muß, daß sie nicht mehr empfangen, als sie geben, da es der Masse so schon schwer genug fällt, Alles wiederzugeben, was sie empfängt? Man wende sich wie man will, stets muß man zurückkommen auf das Kassabuch, auf die Einnahmen- und Ausgabenrechnung, diese einzige Garantie sowohl gegen die starken Konsumenten als gegen die kleinen (Geringes leistenden*) Producenten. Der Arbeiter ist unaufhörlich im Vorschuß gegen seine Produktion; stets neigt er dahin, den Kredit in Anspruch zu nehmen, Schulden und Bankerott zu machen; er muß unaufhörlich erinnert werden an den Satz Say's, daß man Produkte nur mit Produkten kauft.

Annehmen, der hochbefähigte Arbeiter könne sich zu Gunsten der geringeren begnügen mit der Hälfte seines Lohnes, seine Dienste theilweise umsonst leisten und produciren, wie das Volk sagt: „für den König von Preußen", d. h. für die Abstraction, welche sich die Gesellschaft, der Souverain, oder „meine Mitmenschen und Brüder" nennt, das hieße die Gesellschaft auf ein Gefühl gründen, von dem ich nicht gerade behaupten will, daß es dem Menschen unzugänglich

sei, das aber, wenn es systematisch zum Princip erhoben wird, Nichts ist, als eine falsche Tugend, eine gefährliche Scheinheiligkeit. Die Mildthätigkeit ist uns geboten als eine Ausgleichung der Gebrechen, welche unsere Mitmenschen zufällig betreffen, und ich begreife, daß sie von diesem Gesichtspunt aus organisirt werden kann; ja, ich meine, daß sie, aus der Sammtverbindlichkeit selbst hervorgehend, ganz einfach zur Gerechtigkeit wird. Allein als Werkzeug der Gleichheit und als Gesetz des Gleichgewichts aufgefaßt, würde die Mildthätigkeit die Auflösung der Gesellschaft sein. Die Gleichheit kommt unter den Menschen zu Stande durch das strenge und unbeugsame Gesetz der Arbeit, durch die Verhältnißmäßigkeit der Werthe, durch die Redlichkeit des Austausches und die Gleichwerthigkeit (équivalence) der Verrichtungen, kurz, durch die mathematische Lösung aller Antagonismen.

Das ist der Grund, warum die Mildthätigkeit, diese erste Tugend des Christen, die legitime Hoffnung der Socialisten, das Ziel aller Anstrengungen des Staatsökonomen, für die Gesellschaft ein Gebrechen ist, sobald man sie zu einem Verfassungsprincip und Gesetz erhebt; das ist auch der Grund, warum gewisse Oekonomen haben sagen können, die gesetzliche Mildthätigkeit habe der Gesellschaft mehr Uebel zugefügt, als die Usurpation des Eigenthums. Der Mensch so wie die Gesellschaft, zu welcher er gehört, steht mit sich selbst fortwährend in laufender Rechnung; Alles, was er konsumirt, muß er produciren. Das ist die allgemeine Regel, der sich Niemand entziehen kann, ohne ipso facto in Unehre zu verfallen, oder des Betruges verdächtig zu werden. Wahrhaftig, es ist eine seltsame Idee, unter dem Vorwande der Brüderlichkeit die verhältnißmäßig geringere Tüchtigkeit der Mehrzahl der Menschen zu dekretiren! Nach dieser schönen Erklärung bleibt Nichts übrig, als die Konsequenzen derselben zu ziehen, und bald wird, Dank der Brüderlichkeit, die Aristokratie wiederhergestellt sein.

Verdopple den normalen Lohn des Arbeiters, und du ladest ihn ein zur Trägheit, du erniedrigst seine Würde und entsittlichst sein Bewußtsein; — nimm ihm den rechtmäßigen Preis für seine Anstrengungen, und du reizest seinen Zorn oder du steigerst seinen Stolz. In beiden Fällen trübst du seine brüderliche Gesinnung. Stelle ihm

dagegen als Bedingung des Genusses die Arbeit, diese einzige von der Natur vorgesehene Weise, die Menschen zu vergesellschaften, indem sie durch dieselbe gut und glücklich werden, und du kehrst zurück unter das Gesetz der ökonomischen Vertheilung: Produkte werden mit Produkten gekauft. Der Kommunismus — ich habe es oft beklagt — ist geradezu die Negation der Gesellschaft in ihrer Basis, welche eben die fortschreitende Gleichwerthigkeit der Verrichtungen und Befähigungen ist. Die Kommunisten, zu denen aller Socialismus hinneigt, glauben nicht an die Gleichheit durch Natur und Erziehung; sie helfen ihr nach durch souveräne Dekrete, die aber, was sie auch thun mögen, unausführbar sind. Anstatt die Gerechtigkeit im Verhältniß der Thatsachen zu suchen, nehmen sie dieselbe aus ihrer Empfindsamkeit her, und nennen Gerechtigkeit alles das, was ihnen Nächstenliebe zu sein scheint, indem sie unaufhörlich die Dinge der Vernunft mit denen des Gefühls verwechseln.

Warum bringt man in Fragen der Oekonomie unaufhörlich die Brüderlichkeit, die Mildthätigkeit, Hingebung und Gott hinein? Sollte dies vielleicht daran liegen, daß die Utopisten es leichter finden, über diese großen Worte zu schwätzen, als die socialen Kundgebungen ernstlich zu studiren?

Brüderlichkeit! Seid meine Brüder, so viel es Euch beliebt, wofern ich nur der große Bruder bin und Du der kleine, wofern nur die Gesellschaft, unsere gemeinschaftliche Mutter, meine Erstgeburt und meine Dienste ehrt, indem sie mir eine doppelte Portion zuweist. — Ihr wollt für meine Bedürfnisse sorgen, sagt Ihr, nach Maaßgabe der Euch zu Gebote stehenden Mittel. Ich meine aber, es müsse vielmehr nach Maaßgabe meiner Arbeit geschehen; wo nicht, so höre ich auf zu arbeiten.

Mildthätigkeit! Ich leugne sie, sie ist Mysticismus. Umsonst redet Ihr mir vor von Brüderlichkeit und Liebe! ich bleibe überzeugt, daß Ihr mich doch nicht liebt, und ich fühle es sehr wohl, daß ich Euch nicht liebe. Eure Freundschaft ist nur Verstellung, und wenn Ihr mich liebt, so thut Ihr es aus Interesse. Ich verlange Alles, was mir zukommt, Nichts als das, was mir zukommt: warum wollt Ihr es mir nicht geben?

Hingebung! Ich leugne die Hingebung, sie ist Mysticismus. Redet mir von Soll und Haben, denn das ist in meinen Augen das einzige Kriterium des Gerechten und Ungerechten, des Guten und des Bösen in der Gesellschaft. Zunächst nur „Jedem nach seinen Werken"; und wenn ich mich dann einmal bewogen fühle, Euch zu helfen, so will ich es gern thun, aber ich will nicht dazu gezwungen sein. Mich zur Hingebung zwingen, heißt mich ermorden!

Gott! Ich kenne keinen Gott, Gott ist ebenfalls Mysticismus. Streicht mir vor allen Dingen dies Wort aus Euren Reden, wenn Ihr wollt, daß ich Euch anhöre, denn dreitausend Jahre haben es mich gelehrt, daß Jeden, der mir von Gott redet, nach meiner Freiheit oder nach meinem Beutel gelüstet. Wieviel seid Ihr mir, wieviel bin ich Euch schuldig? Das ist meine Religion und mein Gott.

Das Monopol besteht kraft der Natur und kraft des menschlichen Wesens: seine Quelle liegt in der tiefsten Tiefe unseres Gewissens, und zugleich in der äußeren Thatsache unserer Individualisation. Eben so wie an unserm Körper und in unserm Geiste Alles Besonderheit und Eigenthümlichkeit ist, eben so producirt sich unsere Arbeit mit einem eigenthümlichen und besonderen Charakter, der ihre Beschaffenheit und ihren Werth ausmacht. Da nun die Arbeit sich nicht bethätigen kann ohne Materie oder einen Gegenstand des Wirkens, und somit die Person nothwendig die Sache fordert, so entsteht das Monopol zwischen Subjekt und Objekt, eben so unfehlbar wie die Gegenwart zwischen Vergangenheit und Zukunft. Die Bienen, Ameisen und andere in Gesellschaft lebende Thiere scheinen individuell nur mit Automatismus begabt zu sein; die Seele und der Instinkt sind bei ihnen fast ausschließlich nur Kollektiveigenschaft. Eben deshalb kann es bei diesen Thieren kein Privilegium und Monopol geben, und deshalb verrichten sie selbst ihre überlegtesten Arbeiten ohne einander zu fragen oder Berathung zu halten. Die Menschheit dagegen ist in ihrer Wahrheit individualisirt, und so wird der Mensch unabwendlich Monopolist, weil er Nichts ist, wenn er nicht Monopolist ist. Deshalb ist die Frage des socialen Problems nicht die, wie man das Monopol abschaffen soll, sondern die, wie man alle Monopole mit einander versöhnen kann.

Die wichtigsten und unmittelbarsten Wirkungen des Monopols sind folgende:

1) Im staatlichen Gebiete die Klassificirung der Menschheit in Familien, Stämme, Städte, Nationen, Staaten: es ist dies die elementare Eintheilung der Menschheit in Gruppen und Untergruppen von Arbeitern, die durch Race, Sprache, Sitte und Klima unterschieden sind. Kraft des Monopols hat die Menschheit vom Erdball Besitz ergriffen, wie sie kraft der Association seine vollkommen unbeschränkte Beherrscherin werden wird.

Das Staats- und bürgerliche Recht, wie es alle Gesetzgeber ohne Ausnahme aufgefaßt und alle Rechtsgelehrten geformelt haben, entspringt aus dieser patriotischen und nationalen Organisation der Gesellschaften, und bildet in der Reihe der socialen Widersprüche eine erste und weitgreifende Verzweigung, deren Studium allein viermal so viel Zeit verlangen würde, als wir der von der Akademie gestellten industriell-ökonomischen Frage widmen können.

2) Im Gebiet der Oekonomie trägt das Monopol bei zur Zunahme des Wohlseins, indem es zunächst durch Vervollkommnung der Mittel den allgemeinen Reichthum vermehrt, und dann den durch die Theilung der Arbeit, die Maschinen und die Konkurrenz genommenen Erwerb der Arbeit kapitalisirt, d. h. konsolidirt. Auf dieser Wirkung des Monopols beruht die ökonomische Fiktion, nach welcher der Kapitalist als Producent und das Kapital als Tarifkraft der Produktion angesehen wird, und außerdem auch als eine Folge dieser Fiktion die Theorie der Netto- und Bruttoproduktion.

In dieser Beziehung habe ich einige Bemerkungen mitzutheilen. Ich will zunächst J. B. Say anführen.

„Der producirte Werth ist das Bruttoprodukt: zieht man von diesem Werth die Produktionskosten ab, so hat man das Nettoprodukt.

„Für eine ganze Nation in ihrer Gesammtheit genommen giebt es kein Nettoprodukt, denn da der Werth der Produkte nur gerade so groß ist, wie die Produktionskosten, so zieht man beim Abzuge dieser Kosten den gesammten Werth der Produkte ab. Wenn man daher von einer nationalen, von einer jährlichen Produktion spricht, so ist darunter immer die Bruttoproduktion zu verstehen.

„Das jährliche Einkommen ist das Bruttoeinkommen.

„Die Nettoproduktion kann immer nur dann gemeint sein, wenn von den Interessen eines Producenten im Gegensatz zu denen anderer Producenten die Rede ist. Ein Unternehmer hat seinen Gewinn von dem producirten Werthe nach Abzug des verbrauchten Werthes. Was aber für ihn verbrauchter Werth ist, wie der Ankauf einer produktiven Dienstleistung, das ist für Den, welcher diesen Dienst leistet, ein Theil seines Einkommens."

Gegen diese Definitionen ist Nichts einzuwenden. Unglücklicherweise gewahrte J. B. Say nicht ihre ganze Tragweite, und konnte nicht ahnen, daß eines Tages sein unmittelbarer Nachfolger am Collége de France dieselben angreifen würde. Hr. Rossi hat es sich herausgenommen, den Satz J. B. Say's zu widerlegen „daß für eine Nation das Nettoprodukt dasselbe sei, wie das Bruttoprodukt", und zwar durch die Ansicht, daß die Nationen eben so wenig wie einzelne Unternehmer Etwas ohne Vorschüsse producirten, und daß, wenn J. B. Say's Formel wahr wäre, daraus folgen müßte, daß der Satz: ex nihilo nihil fit, unrichtig sei.

Dies ist aber wirklich der Fall. Die Menschheit producirt gleich wie Gott Alles aus Nichts, de nihilo hilum, wie sie selbst ein Produkt des Nichts ist, wie ihr Gedanke aus dem Nichtsein hervorgeht. Hr. Rossi hätte nicht einen solchen Mißgriff gethan, wenn er nicht, mit dem Physiokraten, die Produkte des Reichs der Industrie mit denen des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs verwechselt hätte. Die Staatsökonomie beginnt mit der Arbeit; sie entwickelt sich durch die Arbeit; und Alles das, was nicht von der Arbeit herkommt, fällt der bloßen Brauchbarkeit anheim, d. h. der Kategorie derjenigen Dinge, welche der Einwirkung des Menschen unterworfen sind, aber noch nicht durch die Arbeit vertauschbar geworden sind, bleibt der Staatsökonomie durchaus fremd. Selbst das Monopol, wenn es auch durch einen reinen Akt des Gesammtwillens erreicht ist, ändert Nichts an diesen Verhältnissen, weil nach dem Zeugniß der Geschichte, nach dem geschriebenen Gesetz und nach der ökonomischen Theorie das Monopol nur als das Nachherige der Arbeit existirt oder als existirend angesehen wird.

Die Lehre Say's steht daher unerschütterlich fest. In Bezug

auf den Unternehmer, dessen Besonderheit stets andere Industrielle voraussetzt, die mit ihm mitarbeiten, ist der Gewinn das, was vom producirten Werth übrig bleibt, nach Abzug der verbrauchten Werthe, zu denen man den Lohn des Unternehmers selbst oder, anders ausgedrückt, seinen Gehalt hinzurechnen muß. In Bezug auf die Gesellschaft, welche alle möglichen Besonderheiten in sich schließt, ist das Nettoprodukt identisch mit dem Bruttoprodukt.

Es giebt aber einen Punkt, für den ich eine Erklärung bei Say und den anderen Oekonomen vergebens gesucht habe: wie stellt sich die Wirklichkeit und Rechtmäßigkeit des Nettoprodukts her? Denn es ist leicht einzusehen, daß man bei gleichbleibendem Verkaufspreise nur den Lohn der Arbeiter und die Taxe der verbrauchten Werthe zu erhöhen brauchte, um das Nettoprodukt verschwinden zu lassen. Somit unterscheidet sich, wie es scheint, das Nettoprodukt in Nichts von einem Abzug am Lohn, oder, was auf dasselbe hinauskommt, von einem Preisaufschlag, den man vom Konsumenten bezieht; und das Nettoprodukt hat ganz das Ansehen einer gewaltsamen Erpressung ohne den mindesten Schein von Recht.

Diese Schwierigkeit ist im Voraus gelöst in unserer Theorie von der Proportionalität der Werthe.

Nach dieser Theorie muß jeder Ausbeuter einer Maschine, einer Idee oder eines Geldfonds angesehen werden, als Einer, welcher bei gleichen Kosten die Summe einer bestimmten Art von Produkten, und somit durch Zeitersparniß den gesellschaftlichen Reichthum vermehren will. Das Princip der Rechtmäßigkeit des Nettoprodukts liegt also in den bisher gebräuchlichen Verfahrungsweisen: wenn die neue Kombination gelingt, so ergiebt sie ein Mehr an Werthen, und somit einen Gewinn, der eben das Nettoprodukt ist; beruht das Unternehmen auf einer falschen Grundlage, so erfolgt ein Ausfall am Bruttoprodukt, und mit der Zeit Zahlungsunfähigkeit und Bankerott. In dem Falle wo keine Neuerung von Seiten des Unternehmers stattfindet, — und dieser Fall ist der häufigste, — bleibt, da der Erfolg einer Industrie von dem Betrieb abhängt, die Regel des Nettoprodukts anwendbar. Da nun vermöge der Natur des Monopols jedes Unternehmen dem Risiko und der Gefahr des Unternehmers anheim gestellt bleiben muß, so folgt daraus, daß das Nettoprodukt ihm

kraft des heiligsten Rechtes, das es unter den Menschen giebt, gehören muß, kraft des Rechtes der Arbeit und der Einsicht.

Ich brauche nicht erst daran zu erinnern, daß das Nettoprodukt oft übertrieben gesteigert wird, entweder durch betrügerische Lohnabzüge oder auf irgend eine andere Weise. Dies sind Mißbräuche, die nicht aus dem Princip hervorgehen, sondern aus der menschlichen Habgier, und außerhalb des Gebietes der Theorie bleiben. (?) Uebrigens habe ich bei der Abhandlung der Feststellung der Arbeit (Kap. II. §. 2.) gezeigt:

1) wie das Nettoprodukt niemals den Unterschied übersteigen kann, der aus der Ungleichheit der Produktionsmittel entsteht;

2) wie der Gewinn, der für die Gesellschaft aus jeder neuen Erfindung hervorgeht, unvergleichlich größer ist, als der Gewinn des Unternehmers.

Ich werde auf diese jetzt erschöpften Fragen hinfort nicht mehr zurückkommen, und bemerke nur, daß vermöge des industriellen Fortschritts das Nettoprodukt beständig die Richtung hat, für den Industriösen geringer zu werden, während auf einer anderen Seite das Wohlsein zunimmt, wie die koncentrischen Jahresringe eines Baumstammes desto dünner werden, je dicker der Baum wird, und je weiter sie vom Mittelpunkt entfernt sind.

Neben dem Nettoprodukt, der natürlichen Belohnung des Arbeiters, habe ich als eine der glücklichsten Wirkungen des Monopols die Kapitalisation der Werthe bezeichnet, aus welcher eine andere Art von Gewinn entspringt, nämlich die Zinsen des Kapitals. — Was die Rente anlangt, so ist diese, obgleich sie oft mit den Zinsen zusammenfällt, obgleich sie in der gewöhnlichen Redeweise eben so wie der Gewinn und die Interessen in dem gemeinschaftlichen Ausdruck „Einkommen“ zusammengefaßt wird, doch etwas Anderes als die Zinsen; sie entspringt nicht aus dem Monopol, sondern aus dem Eigenthum, und gehört zu einer besonderen Theorie, von der wir seiner Zeit reden werden.

Was aber ist denn nun diese Wirklichkeit, die allen Völkern bekannt und gleichwohl noch so schlecht definirt ist, die man Zins oder Darlehnspreis nennt, und die Anlaß giebt zu der Fiktion von der Produktivität des Kapitals?

Jedermann weiß, daß ein Unternehmer, wenn er seine Produktionskosten berechnet, sie gewöhnlich in drei Kategorien eintheilt: 1) die zu verbrauchenden Werthe und zu bezahlenden Dienstleistungen; 2) seinen persönlichen Gehalt; 3) Tilgungs- (Amortisations-) fonds und Zinsen des Kapitals. Aus dieser letzteren Kostenkategorie ist die Unterscheidung zwischen Kapitalist und Unternehmer entsprungen, obgleich diese beiden Titel stets nur dieselbe Macht, das Monopol ausdrücken.

So ist ein industrielles Unternehmen, welches nur die Zinsen des Kapitals abwirft, und Nichts für das Nettoprodukt, ein bedeutungsloses, das nur zu einer Umformung der Werthe führt, ohne den Reichthum zu vermehren, ein Unternehmen, das keinen Grund des Bestehens in sich hat, und daher auch am ersten Tage wieder aufgegeben wird. Woher kommt es also, daß diese Verzinsung des Kapitals nicht als ein genügender Ersatz für das Nettoprodukt angesehen wird? Warum ist sie nicht selbst das Nettoprodukt?

Auch hier werden wir von der Philosophie der Oekonomen wieder im Stiche gelassen. Um den Wucher zu vertheidigen, haben sie behauptet, das Kapital sei produktiv, und so eine Metapher in eine Wirklichkeit verwandelt. Es ist den eigenthumsfeindlichen Socialisten nicht schwer geworden, ihre Sophismen umzustoßen, und es ist aus dieser Polemik eine solche Ungunst gegen das Kapital hervorgegangen, daß der Volksgeist gegenwärtig die Benennungen „Kapitalist" und „Müßiggänger" für gleichbedeutend hält. Es kommt mir wahrlich nicht in den Sinn, hier das zurückzunehmen, was ich selbst nach dem Vorgange so vieler Anderen behauptet habe, oder eine Klasse von Bürgern wieder zu Ehren zu bringen, welche ihre Pflichten so sonderbar verkennt; allein das Interesse der Wissenschaft und selbst des Proletariats nöthigen mich, meine früheren Behauptungen zu ergänzen, und die wahren Principien aufrecht zu erhalten.

1) Jede Produktion wird bewerkstelligt im Hinblick auf eine Konsumtion, d. h. auf einen Genuß. In der Gesellschaft bezeichnen die Wechselbegriffe „Produktion" und „Konsumtion" eben so wie „Nettoprodukt" und „Bruttoprodukt" etwas vollkommen Identisches. Wenn also der Arbeiter, nachdem er ein Nettoprodukt erzielt, anstatt sich desselben zur Vermehrung seines Wohlseins zu bedienen,

sich mit seinem Lohn begnügte, und den ihm zufallenden Ueberschuß stets auf eine neue Produktion verwendete, wie so viele Leute thun, die nur verdienen um wieder einzukaufen, so würde die Produktion bis ins Unendliche anwachsen und, vom Standpunkt der Gesellschaft betrachtet, würde die Bevölkerung beim Statusquo bleiben. Ist also der Zins des Kapitals in einem industriellen Unternehmen angelegt, das allmälig durch die Anhäufung des Nettoprodukts gebildet wurde, so ist dieser Zins gleichsam eine Vermittelung zwischen der Nothwendigkeit, einerseits die Produktion, andererseits das Wohlsein zu vermehren, eine Art und Weise, das Nettoprodukt zu produciren und zugleich zu konsumiren. Das ist der Grund, warum gewisse industrielle Gesellschaften ihren Aktionären eine Dividende bezahlen, bevor noch das Unternehmen im Stande gewesen ist, Etwas abzuwerfen. Das Leben ist kurz, der Erfolg kommt nur mit abgemessenen Schritten; auf der einen Seite gebietet die Arbeit, auf der andern will der Mensch genießen. Um alle diese Forderungen zu bewilligen, wird das Nettoprodukt wieder der Produktion zugewandt; unterdessen (inter-ea, inter-esse) aber, d. h. bis zum Erscheinen des neuen Produkts, kann der Kapitalist genießen.

Während somit die Ziffer des Nettoprodukts den Fortschritt des Reichthums bezeichnet, bezeichnen die Zinsen des Kapitals, ohne welche das Nettoprodukt unnütz sein und nicht einmal existiren würde, den Fortschritt des Wohlseins. Welche Form auch die Regierung haben möge, die sich unter den Menschen einsetzt, sie mögen im Monopol oder in Gütergemeinschaft leben, jeder Arbeiter möge sein offnes Konto mit Kredit und Debet haben oder die Gemeinschaft ihm seine Arbeit und sein Vergnügen zutheilen: das Gesetz, welches ich eben entwickelt habe, wird sich stets vollziehen. Unsere Zinsrechnungen thun nichts Anderes, als Zeugniß für dasselbe ablegen.

2) Die durch das Nettoprodukt geschaffenen Werthe kommen in die Sparkasse und werden hier zu Kapital in der ganz vorzüglich vertauschbaren und der Entwerthung am Wenigsten unterworfenen Form, mit einem Wort, als klingende Münze, welche der einzige festgestellte Werth ist. Wird nun dies Kapital aus einem freien ein Angelegtes, d. h. nimmt es die Form von Maschinen, Gebäuden u. s. w. an, so ist es des Austausches immer noch fähig; dagegen

aber den Schwankungen des Angebots und der Nachfrage bei Weitem mehr unterworfen. Ist es einmal angelegt, festgemacht, so kann es sich nur schwer wieder losmachen, und das einzige Hülfsmittel des Inhabers ist die Ausbeutung. Die Ausbeutung ist allein im Stande, dem angelegten Kapital seinen Nennwerth zu erhalten; es ist möglich, daß sie dasselbe vermehrt, aber auch möglich, daß sie es vermindert. Ein so umgeformtes Kapital verhält sich ungefähr so, als wenn es an ein überseeisches Unternehmen gewagt wäre: die Zinsen sind die Assekuranzprämie des Kapitals. Diese Prämie wird mehr oder minder hoch sein, je nachdem Ueberfluß oder Mangel an Kapital herrscht.

Später wird man auch noch zwischen der Assekuranzprämie und den Zinsen des Kapitals unterscheiden, und neue Thatsachen werden hervorgehen aus dieser Auseinandersetzung. So ist die Geschichte der Menschheit ein ewiges Unterschied-Setzen in den Begriffen der Vernunft.

3) Die Kapitalzinsen lassen den Arbeiter nicht bloß seine Werke genießen, und sichern seine Ersparniß, sondern sie nöthigen den Producenten auch — und das ist die wunderbarste Wirkung dieser Zinsen — unaufhörlich zu arbeiten und niemals still zu stehen.

Wenn ein Unternehmer sein eigner Kapitalist ist, so kann es kommen, daß er sich statt allen Gewinns damit begnügt, die Zinsen von seinem Vermögen zu beziehen: dann aber ist seine Industrie sicherlich nicht mehr im Fortschritt begriffen, und muß folglich leiden. Das wird man gewahr, wenn der Kapitalist ein Anderer ist, als der Unternehmer. Die Zinsen gehen aus dem Geschäft heraus; dadurch wird der Gewinn für den Fabrikanten Null, und seine Industrie wird ihm zu einer beständigen Gefahr, von welcher er sich so bald als irgend möglich muß zu befreien suchen. Denn da sich das Wohlsein für die Gesellschaft in einer unendlichen Progression vermehren muß, ist es auch für den Producenten Gesetz, fortwährend einen Ueberschuß zu verwirklichen: sonst ist seine Existenz eine unsichere, eintönige und ermüdende. Die Zinsen, welche der Producent dem Kapitalisten schuldet, sind also zu vergleichen mit der Peitsche des Pflanzers, welche dem eingeschlafenen Sklaven um den Kopf schwirrt; sie sind die Stimme des Fortschritts, die ihm zuruft: vorwärts,

vorwärts, arbeite, arbeite! Die Bestimmung des Menschen treibt ihn zum Glücke, und darum verbietet sie ihm die Ruhe.

4) Die Zinsen des Geldes endlich sind die Bedingung der Cirkulation der Kapitalien und der Hauptantrieb der industriellen Sammtverbindlichkeit. Diese Ansicht ist von allen Oekonomen aufgefaßt, und wir werden bei der Kreditfrage näher auf dieselbe eingehen.

Ich bilde mir ein, besser als es bisher geschehen, bewiesen zu haben:

Daß das Monopol nothwendig ist, weil es der Antagonist der Konkurrenz ist;

Daß es der Gesellschaft wesentlich ist, weil sie ohne dasselbe niemals aus den Urwäldern herausgetreten wäre, und jetzt ohne dasselbe reißend schnell zurückschreiten würde;

Daß es endlich die Krone für den Producenten ist, wenn es, sei es nun durch die Nettoproduktion, sei es durch die Zinsen des Kapitals, welches er zur Produktion hergiebt, dem Monopolinhaber den Zuwachs an Wohlsein verschafft, den er für seinen richtigen Vorausblick und für seine Anstrengungen verdient.

Sollen wir daher mit den Oekonomen das Monopol verherrlichen, und es zu Gunsten der sichergestellten Konservativen heiligen? Ich will es gern, vorausgesetzt, daß sie eben so, wie ich Ihnen in dem Bisherigen Recht gegeben, nun auch mir in Betreff des nun Folgenden Recht widerfahren lassen.

§. 2.

Verderblichkeit des Monopols.

Eben so wie die Konkurrenz, enthält auch das Monopol einen Widerspruch in seinem Begriff und seiner Definition. In der That, da Produktion und Konsumtion in der Gesellschaft identisch sind, und verkaufen gleichbedeutend ist mit kaufen, so kann man nicht von einem Verkaufs- und Ausbeutungsprivilegium sprechen, ohne damit zugleich ein Verbrauchs- und Einkaufsprivilegium zuzugeben, was auf eine Negation des einen wie des andern hinauskommmt. Daher rührt das vom Monopol gegen das Löhnerthum ausgesprochene

Verbot sowohl der Konsumtion als der Produktion. Die Konkurrenz war der Bürgerkrieg, das Monopol ist die Niedermetzelung der Gefangenen.

Für diese verschiedenen Sätze vereinigen sich alle möglichen Arten von Augenscheinlichkeit, physikalische, algebraische und metaphysische. Was ich hinzuzusetzen habe, ist weiter Nichts als eine erweiterte Darstellung, denn man braucht sie nur auszusprechen, um sie zu beweisen.

Jede in ihren ökonomischen Beziehungen betrachtete Gesellschaft theilt sich auf natürliche Weise in Kapitalisten und Arbeiter, Unternehmer und Löhner, vertheilt in einem Maaßstabe, dessen Grade das Einkommen eines Jeden bezeichnen, dies Einkommen mag nun aus Löhnen, Gewinnen, Zinsen, Miethen oder Renten bestehen.

Aus dieser hierarchischen Vertheilung der Personen und der Einnahmen geht hervor, daß der eben angeführte Grundsatz Say's „In einer Nation ist das Nettoprodukt dem Bruttoprodukt gleich" nicht mehr wahr ist, weil vermöge der Wirkung des Monopols die Ziffer des Verkaufspreises viel höher ist, als die des Herstellungspreises. Da aber gleichwohl der Herstellungspreis den Verkaufspreis bezahlen muß, weil eine Nation in Wahrheit keinen anderen Abnehmer hat als sich selbst, so folgt, daß der Umsatz, somit auch die Cirkulation und das Leben, unmöglich sind.

„In Frankreich produciren 20 Millionen Arbeiter, vertheilt auf alle Zweige der Wissenschaft, Kunst und Industrie, Alles was zum menschlichen Leben dienlich ist. Die Summe ihrer gesammten Löhne beträgt, wie wir hypothetisch annehmen wollen, 20 Milliarden; allein wegen des Gewinns, der den Monopolisten zufällt (Nettoprodukt und Zinsen), muß die Summe der Produkte mit 25 Milliarden bezahlt werden. Da nun die Nation keine anderen Käufer hat, als ihre Löhner und Lohnzahler, da diese nicht für die anderen bezahlen, und der Verkaufspreis der Waaren für Alle derselbe ist, so ist es klar, daß, um die Cirkulation möglich zu machen, der Arbeiter für das, wovon er nur vier erhält, fünf bezahlen muß." (Was ist das Eigenthum? Kap. IV.)

Das ist der Grund, warum Reichthum und Arbeit Wechsel-

begriffe und unzertrennlich sind, nicht blos in der Idee, sondern auch in der That; das ist es, was sie als mit einander konkurrirend bestehen läßt, und dem Löhner das Recht giebt zu der Behauptung, der Reichthum besitze nur dasjenige mehr als der Arme, um was dieser betrogen ist. Nachdem das Monopol seine Kosten-, Gewinn- und Zinsenrechnung gemacht hat, macht der Löhner und Konsument die seinige, und findet, daß man ihm einen im Arbeitsvertrag als hundert aufgeführten Lohn versprochen, ihm aber in Wahrheit nur fünfundsiebzig gegeben hat. Das Monopol macht also Bankerott gegen das Löhnerthum, und es ist in aller Strenge wahr, daß es von dem Staube lebt, den es diesem abgenommen hat.

Es ist sechs Jahre her, seit ich diesen erschreckenden Widerspruch aufgezeigt habe. Warum hat er keinen Wiederhall gefunden in der Presse? Warum haben die Gebieter über den Ruf nicht die öffentliche Meinung davon benachrichtigt? Warum haben Diejenigen, welche für den Arbeiter politische Rechte verlangen, ihm nicht gesagt, daß man ihn bestehle? Warum haben die Oekonomen geschwiegen? warum?

Unsere revolutionäre Demokratie macht nur darum so viel Lärm, weil sie Furcht hat vor Revolutionen; aber durch die Verläugnung der Gefahr, der sie nicht ins Antlitz zu schauen wagt, erreicht sie weiter Nichts, als daß sie dieselbe vergrößert. „Wir sind, sagt Hr. Blanqui, wie Heizer, welche die Spannung im Dampfkessel verstärken, während sie gleichzeitig die Sicherheitsventile beschweren.“ Tröstet euch, ihr Opfer des Monopols! Wenn eure Henker nicht hören wollen, so geschieht es nur, weil die Vorsehung beschlossen hat, sie niederzuschmettern. Non audierunt, sagt die Bibel, quia Deus volebat occidere eos.

Da der Verkauf die Bedingungen des Monopols nicht erfüllen kann, häufen sich die Waaren übermäßig auf. Die Arbeit hat in einem Jahre so viel producirt, als der Lohn ihr nur in fünfzehn Monaten zu konsumiren erlaubte: man muß daher die Arbeit ein Vierteljahr lang einstellen. Allein wenn der Arbeiter feiert, verdient er Nichts: wie soll er dann jemals kaufen? Und wenn der Monopolist seine Produkte nicht los werden kann, wie soll dann sein Unternehmen bestehen? Die logische Unmöglichkeit vervielfältigt sich

in der Umgebung der Werkstatt; die Thatsachen, welche sie darlegen, findet man überall.

„Die englischen Mützenweber, sagt Eugen Buret, waren so weit gekommen, daß sie immer nur den zweiten Tag aßen, und dieser Zustand dauerte anderthalb Jahre." — Und er führt eine Menge ähnlicher Fälle an.

Was uns aber beim Anblick der Wirkungen des Monopols besonders das Herz zerreißt, ist die Art, wie die unglücklichen Arbeiter sich gegenseitig als Urheber ihres Elends beschuldigen, und sich einbilden, sie könnten die Herabsetzung des Lohnes verhindern, wenn sie sich verbündeten und einander unterstützten. „Die Irländer," sagt ein Beobachter, „haben den arbeitenden Klassen Großbritanniens eine unselige Lehre gegeben. . . . Sie haben unsere Arbeiter das verderbliche Geheimniß gelehrt, ihre Bedürfnisse auf die bloße Erhaltung ihres animalischen Lebens zu beschränken, und sich wie die Wilden mit einem Geringsten von Lebensmitteln zu begnügen, die gerade ausreichen, das Leben zu verlängern. . . Durch dies schlimme Beispiel belehrt und zum Theil der Nothwendigkeit nachgebend, haben die arbeitenden Klassen das löbliche Selbstgefühl verloren, das sie bewog, ihre Häuser sauber einzurichten, und in ihrer Umgebung die anständigen Bequemlichkeiten zu vermehren, welche zum Glück beitragen."

Noch nie habe ich etwas Trostloseres und Dümmeres gelesen. Was sollten denn diese Arbeiter thun? Die Irländer kamen: sollte man sie niedermetzeln? Der Lohn wurde herabgesetzt: sollten sie ihn anzunehmen verweigern und sterben? Die Nothwendigkeit war gebieterisch, das sagen sie selbst. Nachher kam die übermäßige Zahl von Arbeitsstunden, Krankheiten, Verkrüppelung, Ausartung, Verdumpfung und alle die Zeichen der industriellen Sklaverei: alle diese Kalamitäten sind entstanden aus dem Monopol und seinen traurigen Vorgängern, der Konkurrenz, den Maschinen und der Theilung der Arbeit. Und Sie wollen die Irländer anklagen?

Zu anderen Zeiten schieben die Arbeiter die Schuld auf die Mißgunst des Glücks, und ermahnen einander zur Geduld: es ist dies das Gegenstück zu den Danksagungen, die sie der Vorsehung darbringen, wenn es Arbeit genug giebt und der Lohn ausreicht.

Ich ersehe aus einem Artikel des Journal des Économistes von Hrn. Leon Faucher (Septbr. 1845), daß seit einiger Zeit die englischen Arbeiter sich die Zusammenrottirungen abgewöhnt haben, was gewiß ein Fortschritt ist, zu dem man ihnen nur Glück wünschen kann, daß aber diese sittliche Besserung der Arbeiter besonders auf ihrer ökonomischen Bildung beruhe. „Der Lohn," rief auf einem Meeting in Bolton ein Spinner aus, „hängt nicht von den Fabrikanten ab. In Zeiten, wo der Preis gedrückt ist, sind die Herren weiter Nichts, als gleichsam die Geißel in der Hand der Nothwendigkeit, und sie müssen zuschlagen, sie mögen wollen oder nicht. Das regelnde Princip ist das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage, und die Herren haben nicht diese Macht . . . . Laßt uns also vernünftig zu Werke gehen; wir müssen uns fügen lernen in die Zeit der Trübsal und die gute Zeit gehörig benutzen: wenn wir den Fortschritt unserer Industrie befördern, sind wir nicht bloß uns selbst, sondern auch dem ganzen Lande nützlich." (Beifall.)

Vortrefflich! Das sind wohlabgerichtete, das sind ja wahre Musterarbeiter. Welche Menschen sind diese Spinner, die sich, ohne zu klagen, „der Geißel der Nothwendigkeit" preisgeben, weil das regelnde Princip des Lohnes das „Angebot und die Nachfrage" ist!

Hr. Leon Faucher setzt mit reizender Naivität hinzu: „Die englischen Arbeiter sind unerschrockene Denker. Gieb ihnen ein falsches Princip, und sie werden es mathematisch bis zum Absurden führen, ohne still zu stehen oder zu erschrecken, als ob sie dem Triumph der Wahrheit entgegengingen."

Ich für meinen Theil hoffe, daß die französischen Arbeiter trotz aller Anstrengungen der ökonomischen Propaganda niemals Denker von dieser Stärke sein werden. Angebot und Nachfrage, wie auch die Geißel der Nothwendigkeit, können ihren Köpfen nichts Rechtes mehr anhaben. Dies Elend fehlte England: es wird nicht über den Kanal gehen.

Vermöge der kombinirten Wirkung der Theilung der Arbeit, der Maschinen, des Nettoprodukts und der Zinsen dehnt das Monopol seine Eroberungen in wachsender Progression aus; seine Entwickelungen umfassen eben so sehr den Ackerbau, als Handel und Industrie und alle Arten von Produkten. Jedermann kennt die Aeußerung

des Plinius über das Ackermonopol, welches den Fall Italiens bewirkte, latifundia perdidere Italiam. Ganz daſſelbe Monopol macht die römiſche Kampagna noch jetzt arm und unbewohnbar, und bildet den verderblichen Kreis, in welchem ſich England unter Zuckungen herumdreht. Dies Monopol iſt es, das, in Folge eines Staatenkrieges gewaltſam eingeführt, alle Leiden Irlands erzeugt, und D'Connel den Anlaß giebt zu ſo vielen Agitationen, obwohl auch er nicht vermögend iſt, ſeine Repealer aus dieſem Labyrinth herauszuführen. Erhabene Gefühle und hochtrabende Reden ſind das ſchlechteſte Heilmittel gegen die Uebel der Geſellſchaften: leichter dürfte es D'Connel gelingen, Irland und die Irländer aus der Nordſee in den auſtraliſchen Ocean zu verſetzen, als das Monopol, welches ſie erwürgt, zu ſtürzen durch den Hauch ſeiner Reden. Die allgemeinen Beichten und Predigten werden dort auch nicht mehr ausrichten. Wenn nur noch das religiöſe Gefühl die Moral des irländiſchen Volks aufrecht erhält, ſo iſt es hohe Zeit, daß ein Wenig von dieſer profanen Wiſſenſchaft, welche die Kirche ſo verſchmäht, den Schaafen zu Hülfe komme, welche ihr Hirtenſtab nicht mehr vertheidigt.

Das Eindringen des Monopols im Handel und Induſtrie iſt zu bekannt, als daß ich noch Zeugniſſe dafür zu ſammeln brauchte. Wozu auch ſich ſo viel mit Beweiſen zu ſchaffen machen, wo die Thatſachen ſo laut reden. Die Beſchreibung des Elends der arbeitenden Klaſſen von E. Buret hat etwas Phantaſtiſches, was uns den Athem benimmt und Entſetzen einflößt. Es ſind Scenen, welchen die Einbildungskraft den Glauben verſagt, trotz der Beſcheinigungen und Protokolle. In einem kahlen Alkoven liegen völlig nackte Eheleute mit ihren gleichfalls nackten Kindern; ganze Klaſſen der Bevölkerung gehen Sonntags nicht mehr in die Kirche, weil ſie ihre Blöße nicht bedecken können; Leichname bleiben acht Tage unbegraben liegen, weil der Verſtorbene weder ein Bahrtuch, ihn einzuzuwickeln, noch Geld zum Sarge und für die Leichenträger hinterlaſſen hat (und der Biſchof bezieht gegen 500,000 Livres jährliches Einkommen); ganze Familien drängen ſich um den Ausguß und Kehricht, leben in Kameradſchaft mit den Schweinen, und verfaulen bei lebendigem Leibe, oder wohnen in Erdlöchern wie die Albinos;

achtzigjährige Greise schlafen nackt auf der kahlen Diele, die Jungfrau und die Hure sterben hin in derselben Blöße: überall Verzweiflung, Auszehrung und Nichts als Hunger, Hunger! . . . Und dies Volk, welches die Verbrechen seiner Gebieter büßt, empört sich nicht! Nein, bei den Flammen der Nemesis! wenn das Volk sich nicht mehr rächen kann, so giebt es keine Vorsehung mehr.

Die massenweisen Morde des Monopols haben noch keine Dichter gefunden. Unsere Reimer mögen Nichts zu schaffen haben mit den Angelegenheiten dieser Welt; sie haben kein Gefühl für den Proletarier und fahren lieber fort, den Mond anzuseufzen mit ihrer wehmuthweichen Lust. Und doch, welchen Gegenstand für Betrachtungen giebt das vom Monopol erzeugte Elend!

Walter Scott möge sprechen:

„Früher, vor vielen Jahren, hatte jeder Dörfler seine Kuh und sein Schwein und sein eingehegtes Stück Feld rund um das Haus. Da, wo jetzt ein einziger Pächter wirthschaftet, lebten früher dreißig kleine Meyer, so daß jetzt auf einen Mann, der allerdings reicher ist, als die dreißig Meyer der alten Zeit alle zusammen, neunundzwanzig elende Tagelöhner kommen, die keine Beschäftigung finden für ihren Geist und ihren Arm, und von denen wenigstens die Hälfte überflüssig ist. Der einzige Nutzen, den sie bringen, ist der, daß sie einen jährlichen Zins von 60 Schilling für die Hütte, die sie bewohnen, bezahlen, wenn sie können."

Eine moderne Ballade, die E. Buret anführt, singt über die Einöde des Monopols:

Des Spinners Schnurren ist im Thal verstummt,
Zu Grabe ging der Sinn der Häuslichkeit.
Der Aeltervater steht am Heerd, verkrummt,
Im fahlen Antlitz bittres Hungerleid,
Und wärmt die hagern Händ' am Reisigrauch.
So trostlos leer erblickt er Haus und Heerd,
Und ach, sein altgewordnes Herz ist auch
An Trost und Freude völlig ausgeleert.

Die dem Parlament vorgelegten Berichte wetteifern mit dem Romanschreiber und dem Dichter.

„Die Bewohner von Glensheil in der Gegend des Thales von

Dundee zeichneten sich früher vor ihren Nachbarn aus durch ihre körperlichen Eigenschaften. Die Männer waren groß, kräftig, thätig und muthig, die Frauen einnehmend und anmuthig. Beide Geschlechter hatten einen ungewöhnlichen Hang zur Poesie und Musik. Und jetzt? Ach, eine lange Prüfung durch Armuth, andauerndes Entbehren genügender Nahrungsmittel und guter Kleidung haben diesem Menschenschlag, der früher besonders schön war, ungemein heruntergebracht und ausarten lassen."

Da ist sie also, die verhängnißvolle Entartung, die ich in den beiden Kapiteln von der Theilung der Arbeit und den Maschinen angedeutet. Und unsere Schriftsteller beschäftigen sich mit artigen Sachen aus der Vergangenheit, als ob die Gegenwart ihres Genies nicht würdig wäre! Der erste, der sich von ihnen auf diese infernalischen Pfade gewagt hat, hat der Koterie ein Aergerniß gegeben! Ihr elenden Schmarotzer und gemeinen Schacherer mit Versen und Prosa, die ihr sammt und sonders des Lohnes unwürdig seid, welcher Marsyas zu Theil wurde! O, wenn eure Qualen so lange dauern sollten, wie meine Verachtung, dann müßte man glauben an die Ewigkeit der Höllenstrafe.

Das Monopol, das uns so eben noch so gerecht und begründet schien, ist um so ungerechter, als es nicht blos den Lohn illusorisch macht, sondern auch bei der Berechnung eben dieses Lohnes den Arbeiter betrügt, indem es ihm gegenüber einen falschen Titel, eine falsche Eigenschaft annimmt.

Hr. v. Sismondi bemerkt irgendwo in seinem „Studium über Socialökonomie", daß ein Banquier, wenn er einem Kaufmann Bankzettel für seine Werthe giebt, anstatt daß er dem Kaufmann kreditirt, vielmehr von ihm Kredit erhält. „Dieser Kredit," setzt Hr. v. Sismondi hinzu, „ist freilich so kurz, daß der Kaufmann sich kaum die Zeit nimmt zu prüfen, ob der Banquier desselben würdig ist, und das um so mehr, als der Erstere der Kredit Begehrende ist, anstatt ihn zu bewilligen."

Somit wären, nach Hrn. v. Sismondi, bei Verausgabung des Bankpapiers die Rollen des Kaufmanns und des Banquiers umgekehrt: der Erstere ist der Gläubiger und der Zweite der Kredit Erhaltende.

Etwas Aehnliches findet statt zwischen dem Inhaber des Monopols und dem Löhner.

In der That, die Arbeiter sind es, die, wie der Kaufmann bei der Bank, ihre Arbeit diskontiren wollen; eigentlich müßte der Unternehmer ihnen Kautionen und Sicherheit stellen. Ich will mich näher darüber aussprechen.

Bei jeder Ausbeutung, welcher Natur sie auch sei, kann der Unternehmer rechtmäßiger Weise außer seiner persönlichen Arbeit weiter Nichts für sich in Anspruch nehmen als seine Idee. Die Ausführung, als Ergebniß des Zusammenwirkens zahlreicher Arbeiter, ist die Wirkung einer Kollektivmacht, deren Urheber, eben so frei in ihrer Wirksamkeit wie der Gebieter, Nichts produciren können, was ihm umsonst zu Theil würde. Es fragt sich nun, ob die Summe der einzelnen Löhne, die der Unternehmer bezahlt, der Gesammtwirkung, von der ich rede, an Werth gleichkommt: denn wenn es anders wäre, , würde das Ariom Say's: „Jedes Produkt ist werth, was es kostet" verletzt sein.

„Der Kapitalist," sagte man, „hat den Taglohn der Arbeit nach Abmachung bezahlt; folglich schuldet er ihnen Nichts. Um genau zu sein, müßte man sagen, er hat einen Taglohn so oft bezahlt, als er Arbeiter bezahlt hat, was nicht ganz dasselbe ist. Denn die ungemeine Kraft, die aus der Vereinigung der Arbeiter hervorgeht, aus dem Zusammentreffen und der Harmonie ihrer Anstrengungen, diese Kostenersparniß, die durch ihre Bildung zur Werkstatt erzielt wird, diese Vervielfältigung des Produkts, die der Unternehmer zwar vorhergesehen hat, die aber durch freie Kräfte verwirklicht wird, diese hat er nicht bezahlt. Zweihundert Grenadiere, die unter der Leitung eines Ingenieurs wirken, haben in einigen Stunden einen Obelisken aufgerichtet: glaubt man etwa, daß ein einziger Mann in zweihundert Tagen damit zu Stande gekommen wäre? Gleichwohl ist auf der Rechnung des Unternehmers die Summe der Löhne in beiden Fällen dieselbe, weil er sich den Gewinn ihrer Gesammtkraft zueignet. Hierbei ist nur zweierlei möglich: es ist entweder eine Usurpation oder ein Irrthum von seiner Seite. (Was ist das Eigenthum? Kap. 3.)"

Um die Spinnmaschine gehörig in Anwendung zu bringen, waren Mechaniker, Erbauer, Aufseher uud ganze Brigaden von Arbeitern und Arbeiterinnen aller Art erforderlich. Als diese Arbeiter sich zur Spinnerei verdungen, mußten sie im Interesse ihrer Freiheit, ihrer Sicherheit, ihrer und ihrer Kinder Zukunft, Vorbehalte stellen: aber wo sind die Kreditbriefe, die sie den Unternehmern eingehändigt? Wo sind die Bürgschaften, die sie von diesen erhalten? Wie? Millionen von Menschen haben ihre Hände verkauft und ihre Freiheit veräußert, ohne die Tragweite ihres Kontrakts zu kennen; sie haben sich verdungen in dem Glauben, eine dauernde Arbeit und eine hinreichende Bezahlung zu finden; sie haben mit ihren Händen ausgeführt, was der Gedanke ihrer Herren entworfen hatte; sie sind durch dies Mitarbeiten Theilhaber am Unternehmen geworden: und nun, da das Monopol keinen Austausch mehr bewerkstelligen kann oder will, stellt es seine Fabrikation ein, und läßt diese Millionen von Arbeitern brotlos, und man muthet ihnen zu, sich darein zu ergeben! Durch ein neues Verfahren haben sie von zehn Arbeitstagen neun verloren, und als Ausgleichung zeigt man ihnen die erhobene „Geißel der Nothwendigkeit!“ Wenn sie sich dann weigern, für einen geringeren Lohn zu arbeiten, so beweist man ihnen, daß sie sich dadurch nur selbst bestrafen. Nehmen sie den Lohn an, den man ihnen bietet, so verlieren sie den „edeln Stolz“, den Sinn für „anständige Bequemlichkeiten,“ die das Glück und die Würde des Arbeiters ausmachen, und ihm ein Anrecht geben auf die Theilnahme der Reichen. Rotten sie sich zusammen, um die Erhöhung des Lohnes durchzusetzen, so wirft man sie ins Gefängniß! Während sie ihre Ausbeuter vor Gericht verfolgen sollten, sind sie es selbst, an denen die Gerichte die Verletzung der Handelsfreiheit rächen! Sie sind die Opfer des Monopols, und müssen die Strafe erdulden, welche die Monopolisten verdient haben! O menschliche Gerechtigkeit, du dumme Buhlerin, wie lange noch wirst du, mit deinem Flitterplunder zur Göttin herausgeputzt, das Blut des hingewürgten Proletariers saufen?

Das Monopol hat Alles an sich gerissen, das Land, die Arbeit und die Arbeitswerkzeuge, die Produkte und ihre Vertheilung. Die Staatsökonomie selbst hat nicht mehr umhin gekonnt, es zuzugeben:

„Fast überall," sagt Hr. Rossi, „findet man auf seinem Wege ein Monopol. Kaum giebt es ein Produkt, das man als das reine und einfache Resultat der Arbeit ansehen könnte; somit kann sich das ökonomische Gesetz, welches den Preis nach den Produktionskosten bemißt, nie vollständig verwirklichen . . . Es ist eine Formel, die im höchsten Grade modificirt wird durch die Einmischung des einen oder andern Monopols, welchem die Werkzeuge der Produktion unterworfen sind." (Cours d'écon. pol. T. I. p. 143.)

Hr. Rossi ist zu hoch gestellt, um seiner Sprache die ganze Schärfe und Genauigkeit zu geben, welche die Wissenschaft gebietet, wenn vom Monopol die Rede ist. Was er so wohlwollend eine Modifikation ökonomischer Formeln nennt, ist nichts Anderes, als eine lange und gehässige Verletzung der Grundgesetze der Arbeit und des Austausches. Es ist eine Wirkung des Monopols, daß in der Gesellschaft, weil das Nettoprodukt zum Bruttoprodukt hinzugerechnet wird, der Gesammtarbeiter sein eignes Produkt theurer bezahlen muß, als es kostet, was widersprechend und unmöglich ist; — daß das natürliche Gleichgewicht der Produktion und Konsumtion vernichtet wird; daß der Arbeiter eben so sehr am Betrage seines Lohnes als an seinen Reglements betrogen wird; daß der Fortschritt im Wohlsein sich für ihn verwandelt in einen unaufhörlichen Fortschritt im Elend. Eine Wirkung des Monopols endlich ist es, daß alle Begriffe der Gerechtigkeit im Handel umgekehrt werden, und die Socialökonomie aus einer positiven Wissenschaft, die sie ist, zu einem wahren Nirgendheim wird.

Diese Verdrehung der Staatsökonomie unter dem Einfluß des Monopols ist eine so hervorragende Thatsache in der Geschichte der socialen Ideen, daß wir uns nicht enthalten können, hier einige Beispiele dafür anzuführen.

So ist vom Standpunkt des Monopols der Werth nicht mehr jener synthetische Begriff, der dazu dient, das Verhältniß eines besonderen nutzbaren Gegenstandes zur Gesammtheit des Reichthums auszudrücken: das Monopol schätzt die Dinge nicht in Bezug auf die Gesellschaft, sondern in Bezug auf sich, und so verliert der Werth seinen socialen Charakter, und ist weiter Nichts mehr, als ein unbestimmtes, willkürliches, egoistisches, wesentlich bewegliches Verhält-

hältniß. Von diesem Princip ausgehend, dehnt der Monopolist die Bezeichnung Produkt auf alle Arten von Dienstbarkeit aus, und wendet die Idee des Kapitals auf alle frivolen und schmachvollen Industrien an, welche seine Leidenschaften und Laster ausbeuten. Die Reize einer Buhlerin, sagt Say, sind ein Fonds, dessen Produkt dem allgemeinen Gesetz der Werthe folgt, nämlich dem Angebot und der Nachfrage. Die meisten staatsökonomischen Werke wimmeln von dergleichen Anwendungen. Da aber die Prostitution und die Leibeigenschaft, aus der sie hervorgeht, von der Moral verwerflich gefunden wird, macht uns Hr. Rossi wieder bemerklich, daß die Staatsökonomie, nachdem sie ihre Formel in Folge der Dazwischenkunft des Monopols modificirt, eine neue Verbesserung an derselben anbringen müsse, obwohl ihre Schlüsse an sich selbst untadelhaft seien. Denn die Staatsökonomie, sagt er, hat Nichts zu schaffen mit der Moral: uns liegt es ob, ihre Formeln gelten zu lassen, oder sie zu modificiren und zu korrigiren, je nachdem unser Wohl, das Wohl der Gesellschaft und die Sittlichkeit es erheischen. Wie Vielerlei steht trennend zwischen der Staatsökonomie und der Wahrheit!

Eben so ist die Theorie des Nettoprodukts, die so hervorragend social, fortschrittbefördernd und erhaltend ist, durch das Monopol, wenn ich so sagen darf, individualisirt, und das Princip, welches das Wohlsein der Gesellschaft bewirken sollte, richtet sie zu Grunde. Der Monopolist hat überall das größtmöglichste Nettoprodukt im Auge, und handelt nicht mehr als Glied und im Interesse der Gesellschaft, sondern im Hinblick auf sein augenblickliches Interesse, gleichviel ob dies dem der Gesellschaft entgegengesetzt ist oder nicht. Diese Aenderung des ins Auge gefaßten Ziels ist die Ursache, der Hr. v. Sismondi die Entvölkerung der römischen Kampagna zuschreibt. Nach den vergleichenden Untersuchungen, die er über den Ertrag des agro romano angestellt, je nachdem derselbe beackert werden oder als Weide liegen bleiben würde, hat er gefunden, daß der Bruttoertrag im ersteren Falle zwölfmal größer sein würde, als im zweiten; da aber der Ackerbau eine verhältnißmäßig größere Anzahl von Arbeitern erfordert, so hat er auch gefunden, daß dann der Reinertrag ein geringerer sein würde. Diese Berechnung, die den Besitzern nicht

entgangen ist, war hinreichend, sie zu bestärken in der Gewohnheit, ihr Land unbebaut zu lassen, und so ist die römische Kampagna unbewohnt.

„Alle Theile der römischen Staaten," setzte Hr. v. Sismondi hinzu, „zeigen uns denselben Kontrast zwischen den Erinnerungen an ihren Wohlstand im Mittelalter und ihrer gegenwärtigen Wüstenei. Die Stadt Ceri, berühmt durch Renzo da Ceri, der Marseille gegen Karl V. und Genf gegen den Herzog von Savoyen vertheidigte, ist nur noch eine Einöde. Auf allen Lehngütern der Orsini und Colonna ist Niemand zu finden. In den Wäldern, die den schönen See von Vico umgeben, ist das Menschengeschlecht verschwunden, und die Krieger, mit welchen der gefürchtete Podesta von Vico Rom im 14. Jahrhundert so oft zittern machte, haben keine Nachkommen hinterlassen. Castro und Ronciglione sind verödet . . ." (Études sur l'écon. pol.)

In der That, die Gesellschaft trachtet nach dem größtmöglichen Bruttoertrag, und somit nach der größtmöglichen Bevölkerung, weil für sie Brutto- und Nettoertrag identisch sind. Das Monopol dagegen zielt beständig nach dem größtmöglichen Nettoertrag, und sollte es denselben auch nicht anders als durch die Vernichtung des Menschengeschlechts erreichen können.

Eben dieser Einfluß des Monopols hat die Kapitalzinsen in ihrem Begriffe umgekehrt, so daß auch sie für die Gesellschaft ein Todesprincip geworden sind. Die Kapitalzinsen sind, wie wir auseinandergesetzt, einerseits die Form, in welcher der Arbeiter sein Nettoprodukt genießt, indem er es gleichwohl neuen Schöpfungen dienen läßt, andererseits das materielle Band der Sammtverbindlichkeit zwischen den Producenten vom Gesichtspunkt der Vermehrung der Reichthümer. In der ersten Gestalt kann die Summe der Zinsen niemals den Betrag des Kapitals selbst übersteigen; vom zweiten Gesichtspunkt aus bringen die Zinsen noch außer der Rückzahlung eine Prämie als Belohnung für den geleisteten Dienst. In keinem Falle enthalten sie den Begriff ewiger Fortdauer.

Allein das Monopol hat den Begriff Kapital, den man nur auf Schöpfungen der menschlichen Industrie anwenden kann, verwechselt

mit dem Begriff des von der Natur gegebenen ausbeutbaren Fonds, welcher Allen gehört. Ueberdies wurde es bei seiner Usurpation begünstigt durch den anarchischen Zustand einer Gesellschaft, in welcher der Besitz nur unter der Bedingung, ausschließlich, unbeschränkt und ewig zu sein, bestehen kann. So hat es sich denn eingebildet, und diese Einbildung als Princip aufgestellt, daß das Kapital eben so wie der Acker, die Thiere und Pflanzen, in sich selbst eine Eigenthätigkeit besitze, die den Kapitalisten der Pflicht entbinde, noch etwas Anderes dem Austausch zuzubringen, und irgend welchen Antheil zu nehmen an den Arbeiten der Werkstatt. Aus dieser falschen Idee ist das griechische Wort für Wucher, τοκος, hervorgegangen, das ungefähr so viel bedeutet, als das Junge, den Nachwuchs des Kapitals[1]). Es gab Aristoteles Anlaß zu dem Witz: „das Geld jungt nicht." Allein die Metapher der Wucherer ist mächtiger gewesen, als der Scherz des Stagyriten. Der Wucher wie die Rente, von welcher er eine Nachahmung ist, ist von rechtswegen für ewig erklärt, und erst sehr spät hat er, halb zum Princip zurückkehrend, die Idee der Amortisation wieder erzeugt . . .

Das ist der Sinn dieses Räthsels, welches den Theologen und Gesetzeskundigen so viel Aergerniß gegeben, und in Betreff dessen die christliche Kirche zweimal geirrt hat, einmal, indem sie jede Art von Zins verdammte, und zum zweitenmal, als sie sich der Ansicht der Oekonomen fügte, und so ihre früheren Grundsätze Lügen strafte. Der Wucher oder das Heimfallsrecht ist eben so sehr der Ausdruck als die Verurtheilung des Monopols; er ist die Beraubung der Arbeit durch das organisirte und legalisirte Kapital; er ist von allen ökonomischen Vorkehrungen diejenige, welche die alte Gesellschaft am Lautesten anklagt, und deren schmähliches Fortbestehen eine plötzliche Vertreibung der ganzen Klasse von Kapitalisten aus ihrem Besitz, und ohne Entschädigung, rechtfertigen würde.

Endlich hat das Monopol, bewogen von einer Art von Selbsterhaltungstrieb, sogar die Idee der Association verdreht, die ihm

---

1) Das deutsche Wort Wucher, wuchern, beruht auf derselben Anschauung. A. d. U.

hindernd entgegentreten konnte, oder richtiger gesagt, es hat ihr die Entstehung verwehrt.

Wer möchte sich's gegenwärtig wohl zutrauen, zu definiren, was die Gesellschaft unter Menschen sein soll? Das Gesetz unterscheidet zwei Arten und vier Unterarten von bürgerlichen Gesellschaften, und eben so viel Handelsgesellschaften, von der einfachen Halbpartgesellschaft bis zur anonymen. Ich habe die anerkanntesten Kommentare über alle diese Formen der Association nachgelesen, und erkläre, daß ich weiter Nichts gefunden, als eine Anwendung der Herkömmlichkeiten des Monopols zwischen zwei oder mehreren Verbündeten, welche ihre Kapitalien und ihre Bemühungen vereinigen gegen Alles, was da producirt und konsumirt, erfindet und austauscht, was da lebt und stirbt. Die Bedingung sine qua non aller dieser Gesellschaften ist das Kapital, dessen Vorhandensein allein sie konstituirt und ihnen eine Grundlage giebt; ihr Zweck ist das Monopol, d. h. die Verdrängung aller anderen Arbeiter und Kapitalisten, mithin die Negation der socialen Gesammtheit, in Bezug auf die Personen.

So würde z. B. nach der Definition des Code eine Handelsgesellschaft, die es als Princip aufstellen wollte, daß jeder Ausländer auf seinen bloßen Antrag hin aufgenommen werden, und sogleich die Rechte und Begünstigungen der Associirten, selbst der Leiter, genießen dürfe, schon nicht mehr eine Gesellschaft sein, denn die Gerichte würden ex officio ihre Auflösung, ihr Nichtbestehen erklären. Wenn ferner die Kontrahenten einer Gesellschaft keine Einlage stipulirten, und unter ausdrücklichem Vorbehalt für Jeden, gegen Alle zu konkurriren, sich darauf beschränkten, sich gegenseitig Arbeit und Lohn zu sichern, ohne weder eines besonderen Betriebs, noch der Kapitalien, Zinsen, Gewinne und Verluste Erwähnung zu thun, so würde ein solcher Vertrag für widersprechend in seiner Fassung, für eben so zwecklos als unvernünftig gehalten, und auf die Klage des ersten abtrünnigen Mitgliedes vom Richter für nichtig erklärt werden. Derartig abgefaßte Uebereinkommen könnten keinen Rechtsanspruch vor Gericht begründen; Leute, die sich die Associés aller Welt nennten, würden angesehen werden als mit Niemand associirt; Schriften, in denen gleichzeitig von Garantie und Konkurrenz unter den Associirten.

die Rede wäre, ohne Erwähnung eines gesellschaftlichen Vermögens und ohne Bezeichnung des Zwecks, würden für ein Werk überschwenglicher Charlatanerie gelten, und ihrem Verfasser könnte es leicht begegnen, daß er nach Bicètre geschickt würde, vorausgesetzt, daß die Beamten einwilligten, ihn für nicht mehr als für einen Verrückten zu halten.

Und gleichwohl ist es durch die zuverlässigsten Data der Geschichte und der Socialökonomie erwiesen, daß die Menschheit nackt und ohne Kapital auf die Erde gesetzt ist, die sie ausbeutet, daß sie also es ist, die allen Reichthum geschaffen hat und nachträglich schafft; daß das Monopol in ihr Nichts ist, als ein relativer Gesichtspunkt, der dazu dient, die Stufe des Arbeiters mit gewissen Bedingungen des Genusses zu bezeichnen, und daß aller Fortschritt darin besteht, durch unendliches Vervielfältigen der Produkte die Verhältnißmäßigkeit derselben zu bestimmen, d. h. die Arbeit und das Wohlsein zu organisiren durch die Theilung der Arbeit, die Maschinen, die Werkstatt, die Erziehung und die Konkurrenz. Etwas, das darüber hinausläge, vermag auch das gründlichste Studium nicht zu entdecken. —

Auf der anderen Seite ist es einleuchtend, daß alle Bestrebungen der Menschheit, sowohl in ihrer Politik als in ihrer bürgerlichen Gesetzgebung, auf die Universalisation abzielen, d. h. auf eine vollständige Umwandlung der Idee der Gesellschaft, wie sie von unsern Gesetzbüchern bestimmt wird.

Hieraus schließe ich, daß ein Gesellschaftsvertrag, der nicht mehr die Einlage der Associirten regelte, weil nach der ökonomischen Theorie jeder Theilnehmer angesehen wird als Einer, der bei seinem Eintritt in die Gesellschaft Nichts besitzt, sondern die Bedingungen der Arbeit und des Austausches, und der Jedem Zutritt gewährte, der um Aufnahme bäte, — daß ein solcher Gesellschaftsvertrag Nichts enthalten würde, was nicht vernünftig und wissenschaftlich wäre, denn er würde der Ausdruck des Fortschritts selbst, die organische Formel der Arbeit sein, weil er so zu sagen die Menschheit zu sich selbst erhöbe, indem er ihr den Grundriß ihrer Verfassung gäbe.

Wer aber ist unter allen Rechtsgelehrten und Oekonomen dieser herrlichen und gleichwohl so einfachen Idee auch nur auf tausend Meilen nahe gekommen?

„Ich glaube nicht," sagt Hr. Troplong, „daß der Geist der Association berufen sei zu einer höheren Bestimmung, als die, welche er in der Vergangenheit und bis auf diesen Tag erfüllt hat . . .; und ich gestehe, daß ich Nichts versucht habe zur Verwirklichung solcher Hoffnungen, die ich für übertrieben halte . . . Es giebt richtige Grenzen, welche die Association nicht überschreiten darf: Nein! die Association ist in Frankreich nicht berufen, Alles zu regieren. Der freiwillige Aufschwung des individuellen Geistes ist auch eine lebendige Kraft unserer Nation und eine Ursache ihrer Originalität . . .

„Die Idee der Association ist keine neue . . . Schon bei den Römern sehen wir die Handelsgesellschaft mit ihrem ganzen Zubehör auftreten, als da sind Monopole, Wucher, Verabredungen, Bündnisse, Räuberei und Bestechlichkeit . . . Die Handelsgesellschaft füllt das Civil-, Handels- und Seerecht des Mittelalters; sie ist in dieser Zeit das thätigste Werkzeug der gesellschaftlich organisirten Arbeit . . . Von der Mitte des 14. Jahrhunderts an bilden sich die Aktiengesellschaften und bis zum Sturze Laws sind sie in fortwährender Zunahme begriffen . . . Wie können wir uns nur wundern, daß man Bergwerke, Fabriken, Journale auf Aktien begründet? Schon vor zwei Jahrhunderten gab man Inseln, Königreiche, fast eine ganze Hemisphäre auf Aktien aus. Wir thun wer weiß wie verwundert darüber, daß Hunderte von Kommanditinteressenten sich zu einem Unternehmen gruppiren, aber schon im 14. Jahrhundert war die ganze Stadt Florenz die Kommanditinteressentin einiger Kaufleute, welche den Unternehmungsgeist so weit als möglich trieben. — Nachher, wenn unsere Spekulationen schlecht sind, wenn wir tollkühn, unvorsichtig oder leichtgläubig gewesen sind, quälen wir den Gesetzgeber mit unsern Scherereien, und verlangen von ihm Verbote, Anullirungen. Bei unserer Manie, Alles zu regeln, selbst was bereits ins Gesetzbuch aufgenommen ist, Alles durch verbesserte und vermehrte Formeln in Bestimmungen einzuzwängen, Alles durch Verwaltungsmaaßregeln zu leiten, selbst die Wechselfälle und Schläge des Handels, rufen wir trotz der Masse von Gesetzen, die wir schon

besitzen, immer wieder aus, es sei hierin noch so Mancherlei zu thun! . . ."

Hr. Troplong glaubt an die Vorsehung, aber wahrhaftig, er ist nicht ihr Mann. Nicht er wird die Formel der Association finden, nach der die Gemüther gegenwärtig Verlangen tragen, da sie überdrüssig sind der Koalitions- und Raubvertragsprotokolle, dessen Gemälde Hr. Troplong in seinem Kommentar vor uns aufrollt. Er ist, und das mit Recht, böse auf Diejenigen, welche Alles in Gesetzestexte einzwängen wollen, aber er selbst ist gewillt, die Zukunft in ein Schock von Artikeln einzuzwängen, in denen selbst der scharfsinnigste Verstand keinen Funken von ökonomischer Wissenschaft, keine Spur von Philosophie zu entdecken vermöchte. Bei unserer Manie, ruft er, Alles zu regeln, selbst was bereits ins Gesetzbuch aufgenommen ist . . . ! Ich wüßte nichts Ergötzlicheres, als diesen Zug, der uns gleichzeitig den Rechtsgelehrten und den Oekonomen hinzeichnet. Nach dem Code Napoleon bleibt Nichts mehr zu thun! . . .

„Zum Glück," fährt Hr. Troplong fort, „sind alle Abänderungspläne, die in den Jahren 1837 und 1838 mit so großem Lärm zu Tage gebracht wurden, gegenwärtig vergessen. Der Konflikt der verschiedenen Wortschläge und die Anarchie der reformistischen Ansichten haben negative Resultate herbeigeführt. Während die Reaktion gegen die Wechselspekulanten vor sich ging, ließ der gesunde Sinn der öffentlichen Meinung zugleich einer Menge officieller Organisationspläne ihr Recht widerfahren, die weit weniger verständig waren, als das bestehende Gesetz, weit weniger übereinstimmten mit den Herkömmlichkeiten des Handels, und weit weniger Freisinnigkeit hatten, obgleich sie nach dem Jahre 1830 zum Vorschein kamen, als die Bestimmungen des Staatsraths in der Kaiserzeit! Jetzt ist Alles wieder in Ordnung gekommen, und das Handelsgesetzbuch hat seine Unversehrtheit, seine vortreffliche Unversehrtheit behalten. Wenn der Handel dessen bedarf, so findet er neben der Gesammtgesellschaft auch schon Antheil- und anonyme Gesellschaften, und die freie Kommandite, die nur durch die Vorsicht der Vollmachtgeber und durch die Bestimmungen des Strafgesetzes in Bezug auf die Schwindelei geregelt werden." (Troplong, des sociétés civiles et de commerce, préface.)

Eine schöne Philosophie, die sich freut, die Reformversuche scheitern zu sehen, und die ihre Triumphe nach negativen Resultaten des Forschungsgeistes zählt! Ich kann mich hier nicht näher einlassen auf die Kritik der Civil- und Handelsgesellschaften, welche Hrn. Troplong den Stoff zu zwei Bänden geliefert haben. Ich behalte mir dies vor für die Zeit, wo ich nach Vollendung der Theorie der ökonomischen Widersprüche in ihrer allgemeinen Gleichung das Programm der Association werde gefunden haben, das ich dann in seinem Verhältniß zu der Praxis und den Begriffen unserer Vorfahren darstellen werde.

Hier nur ein Wort über die Gesellschaftshandlung (commandite).

Auf den ersten Blick ist man geneigt zu glauben, die Gesellschaftshandlung könne sich vermöge ihrer Kraft, sich auszudehnen, und vermöge ihrer Leichtigkeit in der Uebertragung in einer Weise verallgemeinern, daß sie eine ganze Nation in allen ihren Handels- und industriellen Beziehungen umfasse. Allein schon die oberflächliche Prüfung der Verfassung dieser Gesellschaft beweist sehr bald, daß die Art von Erweiterung, deren sie fähig ist, was die Zahl der Aktionäre betrifft, Nichts gemein hat mit der Ausdehnung des socialen Bandes.

Zunächst ist die Gesellschaftshandlung wie alle anderen Handelsgesellschaften nothwendig beschränkt auf einen Betrieb: in dieser Beziehung verhält sie sich ausschließend gegen alle anderen Industrien, die der ihrigen fremd sind. Wenn es anders wäre, so hätte die Gesellschaftshandlung ihre Natur geändert, und wäre eine neue Gesellschaftsform, deren Statuten sich nicht mehr speciell auf den Gewinn, sondern auf die Vertheilung der Arbeit und auf die Bedingungen des Austausches bezögen; sie wäre dann gerade die Association, welche Hr. Troplong leugnet, und welche von der Rechtsauffassung des Monopols verboten wird.

Das Personal der Gesellschaftshandlung theilt sich natürlich in zwei Kategorien, in den leitenden Vorstand und die Aktionäre. Der Vorstand wird in geringer Anzahl aus Denjenigen ausgewählt, welche das Unternehmen anregen, organisiren und unter ihren Schutz nehmen. Im Vergleich mit dieser kleinen Regierung, welche die

Gesellschaft mit Machtvollkommenheit verwaltet, sind die Aktionäre nur das Volk der Steuerpflichtigen, die, einander fremd, ohne Einfluß und ohne Verantwortlichkeit, bei dem Geschäft nur mit ihrer Einlage betheiligt sind. Sie sind Darleiher gegen eine Prämie, nicht aber Associés.

Hiernach begreift man, daß alle Industrien des Reichs durch Gesellschaftshandlungen betrieben werden, und daß jeder Bürger vermöge seiner Leichtigkeit, seine Aktien zu vermehren, sich an der Gesammtheit oder an der Mehrzahl derselben betheiligen könnte, ohne daß darum seine Lage eine bessere würde. Ja, es könnte sogar kommen, daß er dieselbe immer mehr und mehr gefährdet sähe. Denn, noch einmal sei es gesagt, der Aktionär ist das Lastthier, die auszubeutende Materie der Gesellschaftshandlung, und nicht seinetwegen wird dieselbe gebildet. Soll die Association eine wirkliche sein, so muß der Theilnehmer nicht als Börsenspieler, sondern als Unternehmer zu ihr gehören; er muß eine Stimme haben in der Berathung; sein Name muß mit ausgesprochen oder wenigstens mit begriffen sein in der gesellschaftlichen Beschlußnahme; kurz, es muß in Bezug auf ihn Alles auf dem Fuße der Gleichheit geordnet sein. Allein diese Bedingungen sind gerade die der Organisation der Arbeit, an welche der Code nicht gedacht hat; sie bilden den ferneren, über sie hinausliegenden Gegenstand der Staatsökonomie, folglich sind sie nicht vorauszusetzen, sondern zu schaffen, und als solche sind sie durchaus unverträglich mit dem Monopol.

Der Socialismus ist trotz seines prunkenden Namens bis auf diesen Tag noch nicht glücklicher gewesen, als das Monopol in der Definition der Gesellschaft. Ja, man kann sagen, daß er sich in dieser Beziehung in allen seinen Organisationsplänen fortwährend als Plagiator der Staatsökonomie erwiesen hat. Hr. Blanc, den ich bereits bei Gelegenheit der Konkurrenz anführte, und der, wie wir sahen, bald für das hierarchische Princip auftritt, und den angeblichen Vertheidiger der Ungleichheit macht, bald wieder den Kommunismus predigt, mit einem Federstrich das Gesetz des Widerspruchs leugnet, weil er es nicht begreift, und vor allen Dingen die Gewalt als das letzte Auskunftsmittel seines Systems annimmt, Hr. Blanc giebt uns auch hier wieder ein merkwürdiges Beispiel, wie ein

Socialist, ohne es zu merken, die Staatsökonomie abschreibt, und sich unaufhörlich in dem fehlerhaften Kreise der Herkömmlichkeiten der Eigenthumswirthschaft herumdreht. Im Grunde leugnet Hr. Blanc das Uebergewicht des Kapitals, er leugnet sogar, daß das Kapital bei der Produktion der Arbeit gleichkommt, worin er mit den gesunden ökonomischen Theorien übereinstimmt. Allein er kann oder versteht ohne das Kapital nicht auszukommen, nimmt dasselbe zum Ausgangspunkt, und fordert auf zur Staatskommandite, d. h. er wirft sich auf die Knie vor den Kapitalisten, und anerkennt die Souveränität des Monopols. Daher die absonderlichen Verdrehungen seiner Dialektik. Ich bitte den Leser, mir diese ewigen Persönlichkeiten zu verzeihen: da sich der Socialismus eben so wie die Staatsökonomie in einer Anzahl von Schriftstellern personificirt hat, kann ich nicht anders verfahren, als die Autoren anführen.

„Hat das Kapital, sagt die Phalange, in so fern es eine zur Produktiou mitwirkende Kraft ist, die Rechtmäßigkeit der anderen producirenden Kräfte, oder nicht? Ist es unrechtmäßig, so beansprucht es unrechtmäßigerweise einen Antheil an der Produktion; man muß es dann ausschließen, und es hat keine Zinsen zu erhalten; ist es dagegen rechtmäßig, so kann es rechtmäßigerweise nicht ausgeschlossen werden von der Theilnahme am Gewinn, am Zuwachs, zu dem es beigetragen hat."

Die Frage konnte nicht klarer gestellt werden. Hr. Blanc dagegen findet, sie sei auf eine sehr verworrene Art gestellt, d. h. sie bringt ihn sehr in Verlegenheit, und er muß sich sehr quälen, um ihren Sinn herauszufinden.

Zunächst nimmt er an, man frage ihn: „ob es billig sei, dem Kapitalisten vom Gewinn bei der Produktion einen eben so großen Antheil wie dem Arbeiter zuzugestehen?" Hierauf antwortet nun Hr. Blanc ohne Zaudern, dies würde ungerecht sein. Dann folgt etwas Beredtsamkeit, um diese Ungerechtigkeit zu beweisen.

Der Verfasser jenes Aufsatzes in der Phalange fragt aber nicht, ob der Antheil des Kapitalisten dem des Arbeiters gleich sein solle, sondern er will nur wissen, ob der Kapitalist überhaupt

einen Antheil bekommen muß. Und hierauf bleibt Hr. Blanc die Antwort schuldig.

Will man damit sagen, fährt Hr. Blanc fort, daß das Kapital zur Produktion unentbehrlich sei, wie die Arbeit selbst? — Hier macht Hr. Blanc einen Unterschied: er giebt zu, daß das Kapital unentbehrlich sei wie die Arbeit, aber nicht eben so sehr, als die Arbeit.

Der Verfasser zieht wiederum nicht die Qualität, sondern das Recht in Frage.

Meint man — es sind dies lauter Fragen, die Hr. Blanc stellt — daß nicht alle Kapitalisten Müßiggänger seien? Hr. Blanc ist großmüthig gegen die Kapitalisten, welche arbeiten, und fragt, warum man den Antheil Derjenigen so groß machen wolle, welche nicht arbeiten? Dann wieder ein Erguß von Beredtsamkeit über die unpersönlichen Dienste des Kapitalisten und die persönlichen des Arbeiters, der mit einer Mahnung an die Vorsehung schließt.

Zum dritten Mal: man fragt Sie, ob die Theilnahme des Kapitals am Gewinn rechtmäßig sei, da Sie zugeben, daß es zur Produktion unentbehrlich sei?

Endlich entschließt sich Hr. Blanc, der die Fragen dennoch verstanden hatte, zu antworten, daß, wenn er dem Kapital Zinsen zugestehe, dies nur eine Uebergangsmaaßregel sei, um den Kapitalisten den Abhang zu erleichtern, den sie hinunter müßten. Da übrigens sein Plan das Aufgehen der Privatkapitalien in der Association nothwendig macht, so wäre es Thorheit und Abfall vom Princip, mehr zu thun. Wenn Hr. Blanc seinen Gegenstand studirt hätte, so brauchte er nur einfach zu antworten: ich leugne das Kapital.

Nachdem auf diese Weise Hr. Blanc — und mit seinem Namen meine ich den ganzen Socialismus — mit einem ersten Widerspruch gegen den Titel seines Buches, welches sich die „Organisation der Arbeit" nennt, erklärt hat, das Kapital sei bei der Produktion unentbehrlich, und müsse folglich organisirt werden, und theilnehmen am Gewinn, wie die Arbeit, weist er mit einem zweiten Widerspruch das Kapital von der Organisation zurück, und

weigert sich, es anzuerkennen; — mit einem dritten Widerspruch vertheilt Er, der sich lustig macht über Orden und Adelstitel, Bürgerkronen, Belohnungen und Auszeichnungen für Schriftsteller, Erfinder, Künstler und Handwerker, die sich verdient gemacht ums Vaterland, und weist ihnen Gehalte an, je nach ihrem Rang und ihren Würden: lauter Dinge, welche eben so thatsächlich, nur nicht mit derselben mathematischen Genauigkeit wie Zinsen und Nettoprodukt, die Widerherstellung des Kapitals sind. Vierter Wiederspruch: Hr. Blanc errichtet diese neue Aristokratie auf dem Princip der Gleichheit, d. h. er gedenkt gleichen und freien Associirten die Meisterschaft, Arbeitern Müßiggangsprivilegien, kurz, Beraubten das Recht der Beraubung bewilligen zu lassen. Fünfter Widerspruch: er läßt diese Gleichheitsaristokratie beruhen auf der Grundlage einer mit großer Kraft begabten Gewalt, d. h. auf dem Despotismus, der anderen Form des Monopols. Sechster Widerspruch: nachdem er versucht, durch seine Aufmunterungen für Künstler und Arbeiter die Vergütung der Dienstleistung anzumessen, wie das Monopol, und den Lohn der Fähigkeit, ebenfalls wie das Monopol, beginnt er einen Lobsalm auf das Leben, die Arbeit und die Konsumtion in Gemeinschaft; allein das hindert ihn nicht, ernste und inhaltschwere Schriftsteller, um welche sich die Gemeinschaft der Leser wenig kümmert, durch Nationalaufmunterungen, die vom gemeinschaftlichen Ertrag abgezogen werden, den Wirkungen der allgemeinen Gleichgültigkeit entziehen zu wollen. Siebenter Widerspruch ... — Doch ich will es dabei bewenden lassen, denn ich würde selbst mit dem siebenundsiebzigsten noch nicht fertig sein.

Man sagt, Hr. Blanc, der in diesem Augenblick an einer Geschichte der französischen Revolution arbeitet, habe sich ernstlich auf das Studium der Staatsökonomie gelegt. Die erste Frucht dieses Studiums wird, wie ich nicht zweifle, die sein, daß er seine Schrift über die Organisation der Arbeit zurücknimmt, und in Folge dessen auch alle seine Ideen über Autorität und Regierung umgestaltet. Leistet sie dies, so wird die Geschichte der französischen Revolution von Hrn. Blanc ein wahrhaft nützliches und originelles Werk sein.

Alle socialistischen Sekten ohne Ausnahme sind besessen von

demselben Vorurtheil; sie werden sämmtlich inspirirt von dem ökonomischen Widerspruch, und gestehen unbewußt ihre Ohnmacht ein gegenüber der Nothwendigkeit des Kapitals. Alle warten, um ihre Ideen zu verwirklichen, erst darauf, daß sie die Gewalt und das Geld in die Hände bekommen. Die Chimären des Socialismus in Betreff der Association lassen mehr denn jemals die Wahrheit des Satzes hervortreten, den ich am Anfange aufstellte: daß nämlich der Socialismus Nichts enthalte, was nicht auch die Staatsökonomie enthielte; und dies fortwährende Plagiat ist die unwiderrufliche Verurtheilung beider. Nirgend sieht man die Mutteridee sich regen, die so einleuchtend hervorgeht aus der Bildung der ökonomischen Kategorien: daß die höhere Formel der Association ganz und gar Nichts mit dem Kapital zu thun hat, dem Gegenstande der Rechnung der Privatleute, sondern sich einzig beziehen muß auf das Gleichgewicht der Produktion, die Bedingungen des Austausches, die fortschreitende Verminderung des Herstellungspreises, diese alleinige und einzige Quelle des Fortschritts und des Reichthums. Anstatt die Verhältnisse einer Industrie zur anderen, eines Arbeiters zum anderen, einer Provinz, eines Volkes zum anderen zu bestimmen, denken die Socialisten nur daran, sich mit Kapitalien zu versehen, und fassen das Problem der Sammtverbindlichkeit der Arbeiter stets so auf, als ob es sich darum handelte ein neues Monopolhaus zu begründen. Die Welt, die Menschheit, die Kapitalien, die Industrie, die Gesellschaftspraxis, sind fertig vorhanden: es handelt sich nur darum, ihre Philosophie zu ermitteln, d. h. sie zu organisiren: und die Socialisten — suchen Kapitalien! So stehen sie stets außerhalb der Wirklichkeit, und es ist daher kein Wunder, daß die Wirklichkeit sie im Stich läßt.

So verlangt Hr. Blanc die Staatskommandite und die Einrichtung von Nationalwerkstätten; so verlangte Fourier sechs Millionen, und seine Schule giebt sich noch heutigen Tages Mühe, diese Summe zusammenzubringen; so hoffen die Kommunisten eine Revolution, welche ihnen die Autorität und die Kasse in die Hände spielen werde, und erschöpfen sich in Erwartung dessen mit nutzlosen Unterzeichnungen. Das Kapital und die Gewalt, diese Organe zweiten Ranges der Gesellschaft, sind stets die Götter, welche der Socia-

lismus anbetet: wenn das Kapital und die Gewalt nicht existirten, so würde er sie erfinden. Bei dieser Eingenommenheit für Gewalt und Kapital hat der Socialismus den Sinn seiner eigenen Protestationen vollkommen mißverstanden; ja, er hat nicht einmal gemerkt, daß er sich durch sein Eingehen auf das Altherkömmliche der Staatsökonomie sogar das Recht der Protestation verscherzte: Er beschuldigt die Gesellschaft des Widerstreits und eben mit diesem Widerstreit verfolgt er die Reform. Er verlangt Kapitalien für die armen Arbeiter, als ob das Elend der Arbeiter nicht aus der Konkurrenz der Kapitalien unter einander, so wie auch aus der gemachten, künstlichen Opposition zwischen Arbeit und Kapital entstände, als ob die Frage heute nicht genau dieselbe wäre, die sie vor Entstehung der Kapitalien gewesen, das heißt auch jetzt noch wie immer eine Frage des Gleichgewichts; kurz — ich muß es unaufhörlich wiederholen, wiederholen bis zum Ueberdruß — als ob es sich fortan um etwas Anderes handelte, als um eine Synthese aller der von der Civilisation aufgestellten Principien, und als ob man, wenn diese Synthese, wenn die Idee, welche die Welt leitet, bekannt wäre, der Vermittlung des Kapitals und des Staats bedürfte, um sie überzeugend darzuthun.

Dadurch, daß der Socialismus der Kritik abtrünnig geworden ist, sich aufs Predigen und auf Chimären gelegt, und sich in die politischen und religiösen Umtriebe eingemischt hat, hat er seine Sendung verrathen, und den Charakter des Jahrhunderts verkannt. Die Revolution von 1830 hatte uns entsittlicht; der Socialismus macht uns weibisch. Ganz wie die Staatsökonomie, deren Widersprüche er nur aufs Neue durchbeutelt, ist auch der Socialismus nicht im Stande, der Bewegung der Geister ein Genüge zu thun; er ist bei Denen, die er für sich einnimmt, weiter Nichts, als ein neues Vorurtheil, das man zu entwurzeln hat, und bei Denen, die ihn verbreiten, weiter Nichts als eine zu entlarvende Charlatanerie, die desto gefährlicher ist, da sie fast immer aufrichtig gemeint wird.

Siebentes Kapitel.

Fünfte Epoche: Die Polizei oder die Steuer.

Die Menschheit macht bei der Setzung ihrer Principien, als ob sie einem unbedingten, höchsten Befehl gehorchte, niemals Rückschritte. Gleich dem Reisenden, der über abschüssige Krümmen hinweg aus dem tiefen Thal zum Gipfel des Berges hinansteigt, verfolgt sie unerschrocken ihre Zickzackbahn und schreitet los auf ihr Ziel mit sicherem Schritt, ohne Bedauern Dessen, was sie verläßt, und ohne Stillstand. Bei der Wendung des Monopols angelangt, wirft der Geist der Gesellschaft einen wehmüthigen Blick rückwärts, und sagt zu sich selbst mit tiefem Erwägen:

„Das Monopol hat dem armen Lohnarbeiter Alles geraubt, Brot, Kleidung und Haus, Erziehung, Freiheit und Sicherheit. Ich will den Monopolisten besteuern: um diesen Preis werde ich ihm sein Privilegium erhalten."

„Acker und Bergwerke, Wälder und Gewässer, das erste Besitzthum des Menschen, sind für den Proletarier zur verbotenen Frucht geworden. Ich will mich ins Mittel legen bei ihrem Betrieb, ich will meinen Antheil haben an den Produkten, und das Verbot des Grundbesitzes soll respektirt werden."

„Die Industrie ist dem Feudalwesen anheimgefallen: aber ich

habe die Oberlehnsherrlichkeit. Die Feudalherren mögen mir Tribut bezahlen, so sollen sie den Gewinn von ihren Kapitalien behalten."

„Der Handel nimmt vom Verbraucher wucherischen Gewinn vorweg. Ich will seine Straße mit Zollstellen besäen, seine Aufträge stempeln, seine Frachtbriefe visiren, und er soll auch ferner seinen Lauf haben."

„Das Kapital hat durch geistiges Uebergewicht die Arbeit besiegt. Ich will Schulen aufthun, auf daß der Arbeiter, selbst intelligent geworden, ebenfalls Kapitalist werden könne."

„Es gebricht den Produkten an Cirkulation, und das gesellschaftliche Leben ist darniedergehalten. Ich will Straßen, Brücken, Kanäle, Märkte, Theater und Tempel bauen und werde dadurch gleichzeitig Arbeit, Reichthum, Absatz erzielen."

„Der Reiche lebt im Ueberfluß, während der Arbeiter Hungerthränen weint. Ich will Steuern legen auf Brot, Wein, Fleisch, Salz und Honig, auf die nothwendigen Bedürfnisse und auf die theueren Sachen, und das wird ein Almosen sein für meine Armen."

„Und ich will Wächter setzen über die Gewässer, Wälder und Felder, Bergwerke und Straßen; ich will Einsammler der Steuern und Lehrer für die Jugend aussenden; ich werde ein Heer halten gegen die Widerspenstigen, Gerichtshöfe, sie zu verurtheilen, Gefängnisse, sie zu bestrafen, und Priester, sie zu verfluchen. Alle diese Stellen sollen dem Proletariat zuertheilt, und von den Leuten des Monopols bezahlt werden."

„Das ist mein bestimmter und wirkungskräftiger Wille." —

Wir haben zu beweisen, daß die Gesellschaft weder etwas Besseres denken, noch etwas Schlechteres thun konnte: es wird dies der Gegenstand einer Musterung sein, die, wie ich hoffe, das sociale Problem in ein ganz neues Licht stellen soll.

Jede Maaßregel allgemeiner Polizei[1]), jede Verwaltungs- und Handelsverordnung eben so wie jedes Steuergesetz ist im Grunde

---

1) D. Uebers. muß daran erinnern, daß das Wort police eine viel allgemeinere Bedeutung hat, als unser daraus gebildetes Polizei, gleichwohl aber nicht gut anders wiederzugeben ist.

nichts Anderes, als einer von den unzähligen Artikeln des uralten, niemals fertigen, stets gebrochenen und stets wieder aufgenommenen Vertrages zwischen Patriciat und Proletariat. Daß die Parteien oder ihre Vertreter davon Nichts gewußt, ja daß sie ihre politischen Verfassungen häufig sogar von einem ganz andern Gesichtspunkt aufgefaßt, das kann uns wenig kümmern; denn nicht den Mann, den Gesetzgeber oder Fürsten, fragen wir nach der Bedeutung seiner Handlungen, sondern diese Handlungen selbst.

§. 1.

Synthetische Idee der Besteuerung. — Ausgangspunkt und Entwickelung dieser Idee.

Um das hier Folgende verständlicher zu machen, will ich die bisher befolgte Methode umkehren, und zuerst die höhere Theorie der Steuer darlegen, dann ihre Entstehung geben, und zuletzt ihren Widerspruch und ihre Resultate auseinandersetzen. Die synthetische Idee der Steuer, so wie ihr ursprünglicher Begriff würde Stoff geben zu viel weiteren Entwickelungen. Ich will mich aber auf eine bloße Angabe meiner Sätze und eine ganz allgemeine Andeutung der Beweise beschränken.

Die Steuer ist ihrem Wesen und ihrer positiven Bestimmung nach die Form der Vergütung für jene Art von Angestellten, welche Adam Smith mit dem Namen der Unproduktiven bezeichnet, obgleich er eben so sehr als irgend Jemand die Nützlichkeit und selbst die Nothwendigkeit ihrer Arbeit in der Gesellschaft einräumt. Mit dieser Bezeichnung als unproduktiv meinte Adam Smith, dessen Genie Alles durchschaut, und uns Alles zu thun gelassen hat, daß das Produkt dieser Arbeiter negativ sei, was sehr verschieden ist von null, daß folglich die Vergütung in Betreff ihrer nach einer anderen Weise, als durch den Austausch stattfindet.

Erwägen wir einmal, was in Bezug auf die Vergütung in den vier großen Abtheilungen der Kollektivarbeit geschieht, in der Gewinnung (gewisser Naturstoffe*), Industrie, Handel und Ackerbau. Jeder Producent bringt ein wirkliches Produkt auf den Markt, dessen Menge sich messen, dessen Beschaffenheit sich schätzen, dessen Preis sich herausstellen und dessen Werth sich endlich bezahlen

läßt, theils in anderen Dienstleistungen oder Waaren, theils in klingender Münze. Bei allen diesen Industrien ist also die Vergütung nichts Anderes, als der wechselseitige Austausch der Produkte je nach der Verhältnißmäßigkeit der Werthe.

Nichts Aehnliches findet statt bei den sogenannten öffentlichen Beamten. Diese erlangen ihr Subsistenzrecht nicht durch Produktion von etwas wirklich Nutzbarem, sondern gerade durch die Unproduktivität selbst, in der sie ohne ihre eigne Schuld zurückgehalten werden. Für sie ist das Gesetz der Verhältnißmäßigkeit umgekehrt: während der sociale Reichthum entsteht und anwächst in geradem Verhältniß zu der Qualität und Mannichfaltigkeit der wirklichen Produkte, die von den vier großen Kategorien der Industrie geliefert werden, setzt die Entwickelung dieses selben Reichthums, die Vervollkommnung der gesellschaftlichen Ordnung, was das Personal der Polizei betrifft, vielmehr eine fortschreitende und unbegrenzte Verminderung voraus. Die Angestellten des Staats sind also in Wahrheit unproduktiv. In dieser Beziehung dachte J. B. Say wie A. Smith, und Alles, was er über diesen Gegenstand zur Verbesserung seines Meisters geschrieben, und was man ihm ungeschickter Weise zum Ruhm angerechnet hat, ist einzig, wie man leicht ersteht, aus einem Mißverständniß entsprungen. Mit einem Wort, der Gehalt der Regierungsbeamten macht für die Gesellschaft ein Deficit aus; er muß in Rechnung gebracht werden unter den Verlusten, welche fortwährend zu vermindern der Zweck der industriellen Organisation sein muß. Welche andere Bezeichnung soll man demnach den Männern der Staatsgewalt geben, wenn nicht die des Adam Smith?

Dies ist also eine Kategorie von Leistungen, welche, da sie keine wirklichen Produkte liefern, durchaus nicht in der gewöhnlichen Weise bezahlt werden können. Sie fallen nicht unter das Gesetz des Austausches, und können kein Gegenstand einer besonderen Spekulation, einer Konkurrenz, einer Gesellschaftshandlung, oder irgend einer Art von Handel werden. Es sind Dienste, von denen im Grunde zwar die Ansicht herrscht, daß sie von Jedermann unentgeltlich besorgt werden, die aber kraft des Gesetzes der Arbeitstheilung einer kleinen Anzahl von Männern von Fach anvertraut sind, die sich ihnen ausschließlich widmen, und somit bezahlt werden müssen. Die Geschichte

bestätigt diese allgemeine Auffassung. Der menschliche Geist, der bei jedem Problem alle Lösungen versucht, hat es auch unternommen, die öffentlichen Aemter dem Austausch zu unterwerfen: lange Zeit haben die Beamten in Frankreich, wie die Notare u. s. w. nur von ihren Sporteln gelebt. Allein die Erfahrung hat bewiesen, daß diese Art der Vergütung, bei Unproduktiven in Anwendung gebracht, zu kostspielig und zu vielen Uebelständen unterworfen ist, so daß man sie wieder aufgeben mußte.

Die Organisation der unproduktiven Dienste trägt auf mehrfache Art bei zum allgemeinen Wohlsein. Zunächst befreit sie die Producenten von der Sorge für die öffentliche Sache, an welcher Alle theilnehmen müssen, deren Sklaven also Alle mehr oder minder sind. Zweitens schafft sie in der Gesellschaft eine künstliche Centralisation, das Bild und Vorspiel der künftigen Sammtverbindlichkeit der Industrien; endlich giebt sie den ersten Versuch einer Abwägung und allgemeinen Disciplin.

Wir anerkennen sonach mit J. B. Say die Nützlichkeit der Beamten und anderen Agenten der öffentlichen Autorität; aber wir behaupten, daß diese Nützlichkeit eine rein negative sei; und behalten also für ihre Urheber den Namen der Unproduktiven bei, den ihnen A. Smith gegeben hat. Wir thun dies keineswegs aus einem Gefühl des Uebelwollens, sondern nur weil sie sich in der That nicht zur Kategorie der Producenten rechnen können. „Die Steuer," sagt sehr treffend ein Oekonom von der Schule Say's, H. M. J. Garnier, die Steuer ist eine Beraubung, die man so viel als möglich zu vermindern suchen muß, bis auf die äußersten Bedürfnisse der Gesellschaft." Hat dieser Schriftsteller nachgedacht über den Sinn seiner Worte, so hat er auch gesehen, daß das Wort Beraubung (privation), dessen er sich bedient, gleichbedeutend ist mit Nichtproduktion, und daß somit Diejenigen, zu deren Gunsten die Steuer erhoben wird, in Wahrheit Unproduktive sind.

Ich lege Gewicht auf diese Definition, die mir um so unbestreitbarer scheint, da in Bezug auf die Sache Alle einverstanden sind, wenn man auch noch über das Wort streitet, weil sie den Keim enthält zur größten Revolution, die in der Welt zu Stande kommen kann: ich meine die Unterordnung der unproduktiven Leistungen unter die

produktiven, mit einem Wort, die thatsächliche, stets verlangte, und niemals erlangte Unterwerfung der Autorität unter die Bürger.

Es ist eine Folge der Entwickelung der ökonomischen Widersprüche, daß die Ordnung in der Gesellschaft zuerst als umgekehrt erscheint, daß das, was oben stehen soll, unten steht, was erhaben (en relief) hervortreten soll, vertieft ist, und was im Licht stehen soll, in Schatten gestellt ist. So wird die Gewalt, welche ihrem Wesen nach wie das Kapital, das Helfende und Untergeordnete gegen die Arbeit sein soll, vermöge des Widerstreits der Gesellschaft zum Spion, Richter und Tyrannen der produktiven Verrichtungen. Die Gewalt, der ihre ursprünglich niedrigere Stellung Gehorsam gebietet, ist Fürst und Souverain.

Zu allen Zeiten haben die arbeitenden Klassen gegen die officielle Kaste die Lösung dieser Antinomie betrieben, zu welcher einzig die ökonomische Wissenschaft den Schlüssel geben kann. Die Schwankungen, d. h. die politischen Stürme, welche aus diesem Kampf der Arbeit gegen die Gewalt entspringen, führen bald eine Lähmung der Centralkraft herbei, welche das Bestehen der Gesellschaft gefährdet, bald erhöhen sie diese Kraft übermäßig, und erzeugen so den Despotismus. Die Privilegien des Oberbefehls, die zahllosen Genüsse, die er dem Stolz und Ehrgeiz gewährt, machen die unproduktiven Aemter zum Gegenstand des allgemeinen Begehrens, und so durchdringt ein neuer Gährungsstoff die Gesellschaft, die, bereits getheilt, einerseits in Kapitalisten und Löhner, andererseits in Producenten und Unproduktive, sich nun für die Gewalt aufs Neue in Monarchisten und Demokraten theilt. Die Konflikte des Königthums und der Republik würden uns den Stoff zu der wunderbarsten und interessantesten Episode liefern. Allein die Grenzen dieses Werkes gestatten uns eine so lange Abschweifung nicht, und somit werden wir uns, nachdem wir diese neue Verzweigung des weiten Netzes der menschlichen Verirrungen angedeutet, in Bezug auf die Steuer ausschließlich auf die ökonomische Frage beschränken.

Das ist in gedrängtester Darstellung die synthetische Theorie der Steuer, d. h. wenn ich diesen Alltagsvergleich wagen darf, dieses fünften Rades am Wagen der Menschheit, das so viel Lärm erregt, und im Regierungssystem der Staat genannt wird. — Der Staat,

die Polizei oder ihr Existenzmittel, die Steuer, ist, ich wiederhole es, der officielle Name der Klasse, die man in der Staatsökonomie mit der Benennung der Unproduktiven bezeichnet, mit einem Wort, des gesellschaftlichen Bediententhums.

Allein die öffentliche Vernunft erreicht nicht mit einem Schlage diese einfache Idee, die im Laufe von Jahrhunderten dem Staat von einem transcendenten Begriff bleiben muß. Um einen solchen Gipfel zu übersteigen, muß die Civilisation schreckliche Stürme und zahllose Revolutionen durchmachen, und es ist, als ob sie in jeder derselben ihre Kräfte durch ein Bad in Blut erneuere. Und wenn nun endlich die Produktion, vertreten vom Kapital, den Augenblick erreicht zu haben scheint, sich das unproduktive Organ, den Staat, gänzlich unterzuordnen, dann erhebt sich die Gesellschaft voller Unwillen, die Arbeit weint, sich bald frei zu sehen, die Gerechtigkeit schreit über Skandal, und alle von dannen ziehenden Drakel der Götter rufen mit Schrecken aus, das Heiligthum sei geschändet und verwüstet, und das Ende der Zeiten gekommen. So wahr ist es, daß die Menschheit niemals will, was sie sucht, und daß selbst der geringste Fortschritt nicht verwirklicht werden kann, ohne den Völkern einen panischen Schrecken einzujagen!

Welches ist nun in dieser Entwickelung der Ausgangspunkt der Gesellschaft, und mit welcher Wendung gelangt sie zur politischen Reform, d. h. zur Ersparniß in ihren Ausgaben, zur gleichen Vertheilung ihrer Steuer und zur Unterordnung der Gewalt unter die Industrie?

Dies ist es, was wir in wenig Worten sagen wollen, indem wir uns die weiteren Entwickelungen für die Folge vorbehalten.

Die ursprüngliche Idee der Steuer ist die des Rückkaufs.

Wie nach dem mosaischen Gesetz alles Erstgeborene Jehova gehörte, und durch eine Opfergabe zurückgekauft werden mußte, so erscheint die Steuer überall unter der Form eines Zehntens oder Regals, durch das der Eigenthümer alljährlich den Gewinn des Betriebs vom Souverain zurückkaufen muß, denn es gilt die Ansicht, daß er denselben nur von diesem habe. Diese Theorie der Steuer ist übrigens nur einer der besonderen Artikel des sogenannten Gesellschaftsvertrages.

Die Alten und die Modernen kommen alle darin überein, daß sie in mehr oder minder bestimmten Ausdrücken den juridischen Zustand der Gesellschaften als eine Reaktion der Schwachen gegen die Starken darstellen. Diese Idee ist in allen Werken Platos vorherrschend, namentlich im Gorgias, wo er, mehr spitzfindig als logisch, die Sache der Gesetze gegen die Gewalt, d. h. die gesetzgeberische Willkür gegen die kriegerische und aristokratische Willkür verficht. In diesem heikeln Streit, wo das Gewicht der Gründe auf beiden Seiten gleich ist, spricht Plato nur die Ansicht des ganzen Alterthums aus. Schon lange vor ihm hatte Moses, indem er eine Theilung der Ländereien vornahm, das Erbgut für unveräußerlich erklärte, und eine allgemeine Löschung aller Hypotheken ohne Rückzahlung in jedem funfzigsten Jahre verordnete, den Uebergriffen der Kraft eine Schranke gesetzt. Die ganze Bibel ist ein Hymnus auf die Gerechtigkeit, d. h. nach dem hebräischen Sprachgebrauch auf die Mildthätigkeit, die Sanftmuth des Mächtigen gegen den Schwachen, und das freiwillige Verzichten auf das Vorrecht der Stärke. Solon, der seine Sendung als Gesetzgeber mit einer allgemeinen Aufhebung der Schulden begann, und Abgaben und Vorbehalte einrichtete, d. h. Schranken, welche die Wiederkehr derselben verhindern sollten, verfuhr nicht weniger reaktionär. Noch weiter ging Lykurg: er verbot den individuellen Besitz und bemühte sich, den Menschen ganz im Staat aufgehen zu lassen, indem er die Freiheit vernichtete, um besser das Gleichgewicht zu erhalten. Hobbes leitete, und das mit großem Recht, die Gesetzgebung ab vom Kriegszustande, und gelangte auf einem anderen Wege dahin, die Gleichheit auf einer Ausnahme, dem Despotismus, zu basiren. Sein so vielfach verläumdetes Buch ist Nichts als eine Entwickelung dieser berühmten Antithese. Die Charte von 1830, welche die Empörung der Bürgerlichen gegen den Adel vom Jahre 89 bestätigte, und die abstrakte Gleichheit der Personen vor dem Gesetz dekretirte, trotz der thatsächlichen Ungleichheit der Kräfte und Talente, welche den wahren Grund des geltenden socialen Systems ausmacht, ist wiederum Nichts als eine Protestation der Gesellschaft zu Gunsten des Armen gegen den Reichen, des Kleinen gegen den Großen. Alle Gesetze des Menschengeschlechts über den Kauf und Verkauf, Miethe, Eigenthum, Darlehn, Hypotheken,

Erbschaften, Schenkungen, Testamente, Mitgift, Unmündigkeit, Vormundschaft u. s. w. sind in Wahrheit Nichts als Schranken, welche die juridische Willkür gegen die Willkür der Stärke errichtet hat. Die Achtung der Verträge, das Halten des gegebenen Wortes, die Heiligkeit des Eides, sind die Fiktionen, die Handfesseln, wie der berüchtigte Lysander trefflich sagte, mit denen die Gesellschaft die Starken betrügt, und sie in ihr Joch spannt.

Die Steuer gehört zu der großen Gattung der Vorbeugungs-, Verhinderungs-, Unterdrückungs- und Strafeinrichtungen, welche A. Smith mit dem Gattungsnamen Polizei bezeichnete, und die, wie gesagt, in ihrem ursprünglichen Begriff nichts Anderes ist, als die Reaktion der Schwachen gegen die Starken. Dies geht, abgesehen von den in Ueberfluß vorhandenen Zeugnissen der Geschichte, welche wir bei Seite lassen, um uns ausschließlich auf den ökonomischen Beweis zu beschränken, hervor aus den natürlichen Unterscheidungen, die unter den Steuern entstanden sind.

Alle Steuern oder Abgaben theilen sich ein in zwei große Kategorien:

1) Vergütungssteuern (Kopfsteuer) oder Privilegien: sie sind die am Längsten bestehenden.

2) Verbrauchssteuer oder Quoten, deren Tendenz, indem sie den ersteren ähnlich werden, dahin geht, unter allen öffentlichen Lasten Gleichheit herzustellen.

Die erste Art von Steuern ist die Abgabe, welche sich der Souverain vorbehält von allen Monopolen, die er bewilligt oder duldet; sie ist, wie gesagt, die Entschädigung des Armen, das dem Eigenthum gegen Bezahlung zugestandene Gewährenlassen. Dies ist die Form und der Sinn der Steuer in allen alten Monarchien gewesen, deren schönes Ideal das Feudalwesen war. Bei dieser Wirthschaft ist die Steuer Nichts als ein Tribut, die der Inhaber dem allgemeinen Besitzer oder Vollmachtgeber, dem Könige, zahlt.

Als später vermöge der Entwickelung des öffentlichen Rechts das Königthum, die patriarchalische Form der Souveränität, anfing, vom demokratischen Geiste durchweht zu werden, wurde die Steuer eine Schatzung, die jeder Geschatzte der öffentlichen Sache schuldete, und die nun nicht mehr der Hand des Fürsten, sondern der

Staatskasse anheim fiel. Bei dieser Entwickelung bleibt das Princip der Steuer unversehrt: was sich umgestaltet, ist noch nicht die Einrichtung selbst, sondern es tritt nur der wirkliche Souverain an die Stelle des figürlichen. Ob nun die Steuer in den Seckel des Fürsten fällt, oder dazu dient, eine gemeinschaftliche Schuld zu tilgen, es ist immer nur eine von der Gesellschaft gegen das Privilegium ausgeübte Rückforderung; denn sonst wäre es unmöglich zu erklären, warum die Steuer nach dem Verhältniß der Vermögen eingerichtet worden wäre.

„Jeder trage bei zu den öffentlichen Ausgaben, Nichts kann besser sein: warum aber sollte der Reiche mehr bezahlen als der Arme?

— Das ist nicht mehr als gerecht, sagt man, weil er mehr besitzt.

Ich gestehe, daß ich diese Gerechtigkeit nicht begreife. Nur Eins ist möglich: entweder garantirt die verhältnißmäßige Steuer ein Privilegium zu Gunsten der starken Steuerzahler, oder sie ist selbst eine Unbill. Denn wenn das Eigenthum zum natürlichen Recht gehört, wie es die Erklärung von 93 will, so ist Alles, was mir kraft dieses Rechts angehört, eben so heilig als meine Person: es ist mein Blut, mein Leben, mein eignes Selbst; wer es anrührt, der vergreift sich an meinem Augapfel. Meine 100,000 Fr. Einkommen sind eben so unverletzlich, als die 75 Cent., welche die Grisette täglich verdient, meine Zimmer eben so unverletzlich, als ihre Dachkammer. Die Taxe ist nicht nach Maaßgabe der physischen Kraft, der Körpergröße oder des Talents vertheilt: sie darf daher eben so wenig nach Maaßgabe des Eigenthums vertheilt werden." (Was ist das Eigenthum? Kap. II.)

Diese Bemerkungen sind um so richtiger, als das Princip, welches sie dem der verhältnißmäßigen Vertheilung entgegenzusetzen bezwecken, auch seine Periode der Anwendung gehabt hat. Die verhältnißmäßige Steuer ist in der Geschtchte viel später als die Lehnshuldigung, die in einer bloßen dienstfertigen Demonstration ohne eine wirkliche Leistung bestand.

Die zweite Art von Steuern begreift im Allgemeinen alle diejenigen, die man mit einer Art von Widersinn als die indirekten

bezeichnet, wie die Abgaben vom Getränk, Salz, Tabak, die Zölle, mit einem Wort, alle Taxen, welche das Einzige, was besteuert werden soll, das Produkt direkt betreffen. Das Princip dieser Steuer, deren Name, wie gesagt, wahrhaft widersinnig ist, hat unstreitig eine bessere theoretische Begründung und eine billigere Tendenz als die vorige: daher stehe ich nicht an, trotz der Meinung der Masse, die sich stets ebenso über das, was ihr dienlich ist, wie über das, was ihr Nachtheil bringt, im Irrthum befindet, zu behaupten, daß diese Steuer die allein normale ist, abgesehen von der Art der Vertheilung und Erhebung, mit der ich hier Nichts zu thun habe.

Denn wenn es wahr ist, wie ich so eben auseinandergesetzt, daß die wahre Natur der Steuer darin besteht, nach einer besonderen Besoldungsweise gewisse Dienstleistungen zu bezahlen, welche sich der gewöhnlichen Form des Austausches entziehen, so folgt daraus, daß alle Producenten, die, was ihre persönliche Benutzung derselben anbetrifft, diese Dienste gleichermaaßen genießen, einen gleichmäßigen Antheil zur Besoldung beitragen müssen. Das Quotum jedes Einzelnen wird daher ein Bruchtheil seines austauschfähigen Produkts, oder mit anderen Worten ein Abzug von den Werthen sein, welche er zur Konsumtion geliefert hat. Allein bei der Monopolwirthschaft und bei der Erhebung vom Grundbesitz erhält der Fiskus das Produkt, bevor es zum Austausch gekommen, ja bevor es noch einmal wirklich producirt ist, und dieser Umstand hat den Erfolg, daß der Betrag der Abgabe auf die Produktionskosten geschlagen wird, daß sie somit von Konsumenten getragen, das Monopol aber davon befreit wird.

Wie es sich aber auch verhalte mit der Bedeutung der Reparitions- und der Quotensteuer, Eins steht fest, und dies Eine ist für uns besonders wichtig: bei der Verhältnißmäßigkeit der Abgaben ist die Absicht des Souverains die gewesen, die Bürger nicht mehr nach dem alten Feudalprincip, vermittelst eines Kopfgeldes, was die Idee einer nach der Anzahl der Besteuerten berechneten Schatzung enthalten würde, und nicht nach Maaßgabe ihrer Güter beitragen zu lassen zu den öffentlichen Lasten, sondern je nach dem Betrage der Kapitalien, was voraussetzt, daß die Kapitalien von einer höheren Autorität als der der Kapitalisten abhängen. Unwillkürlich und mit ein-

müthiger Uebereinstimmung findet Jedermann eine solche Vertheilung gerecht; Jedermann ist daher unwillkürlich und mit einmüthiger Uebereinstimmung der Ansicht, daß die Steuer eine Zurücknahme seitens der Gesellschaft, eine Art von Loskauf des Monopols ist. Besonders schlagend tritt dies in England hervor, wo nach einem Specialgesetz die Besitzer des Bodens und der Manufakturen je nach ihrem Einkommen eine Steuer von zweihundert Millionen, die sogenannte Armentaxe, bezahlen.

Kurz, der praktische und eingestandene Zweck der Steuer ist der, die Reichen zu Gunsten des Volks einer verhältnißmäßigen Rücknahme von ihrem Kapital zu unterwerfen.

Die Analyse und die Thatsachen liefern aber den Beweis:

1) Daß die Repartitionssteuer, die Steuer des Monopols, anstatt von den Besitzenden, fast ganz von den Nichtbesitzenden bezahlt wird.

2) Daß die Quotensteuer, die den Producenten vom Konsumenten trennt, einzig den Letzteren trifft, wodurch dem Kapitalisten nur der Theil bleibt, den er zu bezahlen haben würde, wenn die Vermögen durchaus gleich wären.

3) Daß Heer, Gerichte, Polizei, Schulen, Spitäler, Armen-, Zufluchts- und Zuchthäuser, öffentliche Aemter, selbst die Religion, kurz Alles, was die Gesellschaft einrichtet zur Vertheidigung, Emancipation und Erleichterung des Proletariers, zunächst vom Proletarier bezahlt und unterhalten, dann aber gegen den Proletarier gerichtet wird oder für ihn verloren geht, so daß das Proletariat, das Anfangs nur für die Kaste arbeitete, die es auszehrt, die der Kapitalisten, jetzt auch noch für die Kaste arbeiten muß, welche es geißelt, die der Unproduktiven.

Diese Thatsachen sind gegenwärtig so bekannt, und die Oekonomen — diese Gerechtigkeit muß ich ihnen widerfahren lassen — haben sie so einleuchtend dargethan, daß ich mich dessen enthalten will, ihre Beweise noch einmal durchzuarbeiten, da sie ohnehin keinen Widerspruch finden. Was ich klarzulegen beabsichtige, und was die Oekonomen, wie es scheint, nicht genügend eingesehen haben, das ist der Umstand, daß die durch diese neue Phase der Socialökonomie dem Arbeiter bereitete Lage keiner Verbesserung fähig ist; daß,

abgesehen von dem Fall, daß die industrielle Organisation in Folge dessen die politische Reform, die Vermögensgleichheit herbeiführte, das Uebel ein den Polizeieinrichtungen eben so inhaftendes ist, wie der Gedanke der Mildthätigkeit, welcher dieselben erzeugt hat; kurz, daß der Staat, welche Form er auch annehmen möge, eine aristokratische oder theokratische, eine monarchische oder republikanische, so lange er noch nicht das gehorsame und unterwürfige Organ einer Gesellschaft von Gleichen geworden ist, für das Volk eine unvermeidliche Hölle, ja ich möchte sagen, eine rechtmäßige Verdammniß bleiben wird.

§. 2.

Die Antinomie der Steuer.

Ich höre die Anhänger des Statusquo zuweilen behaupten, wir genössen gegenwärtig einer genügenden Freiheit, und blieben sogar, trotz der Deklamationen gegen die bestehende Ordnung der Dinge, noch zurück hinter unseren Institutionen. Ich bin wenigstens in Bezug auf die Steuer ganz der Meinung dieser Optimisten.

Nach der Theorie, welche wir so eben kennen gelernt, ist die Steuer die Reaktion der Gesellschaft gegen das Monopol. In dieser Beziehung kommen alle Ansichten überein: Volk und Gesetzgeber, Oekonomen, Journalisten und Lustspieldichter, die den socialen Gedanken jeder in seiner Sprache übersetzen, rufen bis zum Ueberdruß, die Steuer müsse auf die Reichen fallen, den Ueberfluß und die Luxusgegenstände treffen, dagegen die von erster Nothwendigkeit freilassen. Kurz, man hat aus der Besteuerung eine Art von Privilegium der Privilegirten gemacht: ein schlechter Gedanke, denn dies heißt die Rechtmäßigkeit des Privilegiums thatsächlich anerkennen, und das Privilegium taugt in keinem Falle was, unter welcher Form es auch erscheinen möge. Das Volk mußte bestraft werden für diese egoistische Inkonsequenz, und die Vorsehung hat ihre Aufgabe nicht unerfüllt gelassen.

Von dem Augenblick an, wo die Steuer als eine Rückforderung aufgefaßt war, mußte sie sich im Verhältniß zu den Kräften einrichten, ob sie nun das Kapital betraf, oder insbesondere das

Einkommen in Anspruch nahm. Ich werde aber beweisen, daß der Fiskus, da die Vertheilung der Steuer, je nach dem Belange des Einkommens, gerade die ist, die man einführen würde in einem Lande, wo alle Vermögen gleich wären, abgesehen von den Verschiedenheiten ihres Beruhens (auf Grundstücken, Geschäften u. s. w.*) und der Erhebung, das Allerliberalste in unserer Gesellschaft ist, und daß in diesem Punkt unsere Sitten in der That zurückgeblieben sind hinter unseren Institutionen. Da aber unter schlimmen Leuten die besten Sachen nothwendig verabscheuungswerth sein müssen, so werden wir sehen, daß die gleichheitliche Steuer das Volk erdrückt, gerade weil das Volk ihr nicht gewachsen ist.

Ich will annehmen, daß das Bruttoeinkommen in Frankreich für jede aus vier Personen bestehende Familie 1000 Fr. betrage; es ist dies nur eine Kleinigkeit mehr als die Ziffer des Hrn. Chevalier, der nur 63 Cent. täglich auf den Kopf, also 919 Fr. 80 Cent. jährlich für die Familie gefunden hat. Die Steuer beträgt gegenwärtig über eine Milliarde, also etwa ein Achtel des Gesammteinkommens; somit ist jede Familie, die jährlich 1000 Fr. verdient, mit 125 Fr. Steuer belastet.

Hiernach zahlt ein Einkommen von 2000 Fr. 250, ein Einkommen von 3000 Fr. 375, eins von 4000 Fr. 500 Fr. Steuer. Die Proportion ist genau und mathematisch fehlerfrei; der Fiskus ist nach der Arithmetik sicher, Nichts zu verlieren.

Allein von Seiten der Besteuerten gewinnt die Sache ein völlig anderes Ansehn. Nach dem Gedanken des Gesetzgebers sollte die Steuer dem Vermögen proportional sein; aber sie nimmt vielmehr zu in gleicher Richtung mit der Noth, so daß ein Bürger desto mehr bezahlen muß, je ärmer er ist. Ich will mich bemühen, dies durch wenige Zahlen deutlich zu machen.

Nach der verhältnißmäßigen Steuer hat man an den Fiskus zu zahlen:

für	ein	Einkommen	von	1000	Fr.	eine	Steuer	von	125	Fr.
=	=	=	=	2000	=	=	=	=	250	=
=	=	=	=	3000	=	=	=	=	375	=
=	=	=	=	4000	=	=	=	=	500	=

für ein Einkommen von 5000 Fr. eine Steuer von 625 Fr.
" " " " 6000 " " " " 750 "

Die Steuer scheint also nach dieser Reihe in gleichem Verhältniß mit dem Einkommen zu wachsen.

Erwägt man aber, daß jede Einkommenssumme sich auf 365 Einheiten zusammensetzt, von denen jede ein Tageseinkommen des Steuerpflichtigen darstellt, so wird man nicht mehr finden, daß die Steuer verhältnißmäßig, sondern daß sie gleich ist. Wenn nämlich der Staat von einem Einkommen von 1000 Fr. 125 Fr. Steuer fortnimmt, so ist das, als wenn er der besteuerten Familie 45 Tagsummen Subsistenzmittel nähme; eben so aber machen die Steuerbeträge von 250, 375, 500, 625, 750 Fr., welche einem Einkommen von 2000, 3000, 4000, 5000, 6000 Fr. entsprechen, für Jeden, der diese Summe bezieht, immer nur eine Besteuerung von 45 Tagesölden aus.

Ich behaupte nun, daß diese Gleichheit der Steuer eine ungeheuerliche Ungleichheit, und daß es eine seltsame Illusion ist, sich einzubilden, weil das tägliche Einkommen beträchtlicher sei, sei auch die darauf lastende Steuer eine stärkere. Versetzen wir unsern Standpunkt vom persönlichen Einkommen auf das Gesammteinkommen.

Der sociale Reichthum hat in Folge des Monopols die arbeitende Klasse verlassen, und sich der Klasse der Kapitalisten zugewandt. Deshalb bezweckt die Steuer, diese Umstellung zu mäßigen und gegen die Usurpation zu reagiren, indem sie an jedem Privilegirten eine verhältnißmäßige Zurücknahme ausübt. Verhältnißmäßig? Aber womit soll sie denn im Verhältniß stehen? Ohne Zweifel mit dem, was der Privilegirte zu viel erhalten hat, und nicht im Verhältniß zu dem Bruchtheil des socialen Kapitals, das sein Einkommen darstellt. Somit ist der Zweck der Steuer verfehlt, und das Gesetz umgeschlagen zur Verhöhnung, denn anstatt sein Achtel da zu verlangen, wo es vorhanden ist, verlangt der Fiskus dasselbe gerade von Denjenigen, denen er es wiedergeben sollte. Eine letzte Rechnung wird dies handgreiflich machen.

Das Einkommen Frankreichs auf 68 Cent. pro Tag und Person angenommen, erhält der Familienvater, der als Lohn oder Ertrag

seines Kapitals 1000 Fr. jährlich bezieht, vier Theile vom Nationaleinkommen; Der, welcher 2000 Fr. bezieht, acht Theile, der 4000 Fr. bezieht, sechzehn Theile u. s. f. Daraus folgt, daß der Arbeiter, der für ein Einkommen von 1000 Fr. 125 Fr. an den Fiskus bezahlt, einen halben Theil, oder ein Achtel von seinem Einkommen und der Subsistenz seiner Familie bezahlt, während der Rentier, der für ein Einkommen von 6000 Fr. nur 750 Fr. bezahlt, einen Gewinn von 17 Theilen am Gesammteinkommen erübrigt, mit anderen Worten, an der Steuer 425 Procent gewinnt.

Ich will dieselbe Wahrheit in einer anderen Form wiederholen.

Man zählt in Frankreich ohngefähr 200,000 Wähler. Ich weiß nicht, wie hoch sich die Summe beläuft, die von diesen 200,000 Wählern an Steuern bezahlt wird, aber ich glaube wenig von der Wahrheit abzuweichen, wenn ich den Durchschnittsbetrag für Jeden auf 300 Fr. anschlage, also zusammen 60 Millionen, zu denen noch ein Viertel als ihr Antheil an der indirekten Steuer hinzuzurechnen ist, also 75,000,000 Fr., oder 75 Fr. auf den Kopf (die Familie eines jeden Wählers zu 5 Personen gerechnet), welche die Wählerklasse an den Staat bezahlt. Das Budget beträgt nach dem Annuaire économique für 1845 tausendeinhundertundsechs Millionen. Somit bleibt eine Milliarde und 31 Millionen an Steuern, die von den Nichtwählern bezahlt werden, und es kommen auf jeden Bürger, der nicht Wähler ist, 31 Fr. 30 Cent., zwei Fünftel der von der reichen Klasse bezahlten Steuer. Sollte dies Verhältniß ein billiges sein, so müßte die Durchschnittssumme des Wohlseins der nicht wählenden Klasse zwei Fünftel vom durchschnittlichen Wohlsein der Klasse der Wähler betragen. Dies ist aber nicht der Fall; denn die wirkliche Summe dieses Wohlseins ist um mehr als drei Viertel kleiner als diese Soll-Summe.

Allein dieses Mißverhältniß erscheint noch schneidender, wenn man erwägt, daß die eben angestellte Berechnung in Bezug auf die Wählerklasse ganz unrichtig ist, und zwar lediglich zu Gunsten der Zinspflichtigen.

Die Steuern nämlich, welche in Bezug auf den Genuß des Wählerrechts allein gerechnet werden, sind 1) die Grundsteuer, 2) die Personal- und Mobilien-, 3) die Thür- und Fenstersteuer, 4) die

Patentsteuer. Mit Ausnahme der Personen- und Mobiliensteuer, die wenig verschieden ist, werden diese Steuern sämmtlich auf die Konsumenten geschlagen; eben so verhält es sich mit allen indirekten Abgaben, welche sich die Kapitalinhaber von den Konsumenten zurückzahlen lassen, ausgenommen jedoch die Abgaben bei der Besitzveränderung, welche den Eigenthümer direkt treffen, und sich im Ganzen auf 150 Millionen belaufen. Nehmen wir nun an, das Eigenthum der Wähler sei bei der letzteren Summe mit einem Sechstel betheiligt, was schon stark gerechnet ist, so wird sich, da die direkten Abgaben (409 Millionen) auf den Kopf 12 Fr., die indirekten (547 Millionen) 16 Fr. betragen, die durchschnittliche Steuersumme für jeden Wähler, der einen Haushalt von 5 Personen hat, im Ganzen auf 265 Fr. belaufen, während sie für den Arbeiter, der sich, seine Frau und zwei Kinder nur mit seiner Hände Arbeit ernährt, 112 Fr. beträgt. — Oder, um es noch allgemeiner zu geben: die durchschnittliche Steuersumme in der höheren Klasse beträgt 53 Fr., die in der unteren 28 Fr. auf den Kopf. Hierauf nun wiederhole ich meine Frage: beträgt das Wohlsein vom Wählercensus abwärts die Hälfte des Wohlseins von demselben aufwärts?

Es verhält sich mit der Steuer wie mit periodischen Zeitschriften, die in der Wirklichkeit desto theurer sind, je seltener sie erscheinen. Ein täglich erscheinendes Blatt kostet 40 Fr., ein wöchentliches 10 Fr., ein monatliches 4 Fr. Alles Uebrige gleich angenommen, verhalten sich die Abonnementspreise dieser Blätter zu einander, wie die Zahlen 40, 70 und 120, indem der Preis mit der Seltenheit des Erscheinens steigt. Gerade so geht es mit der Steuer: sie ist ein Abonnement, welches jeder Bürger bezahlt für das Recht zu arbeiten und zu leben. Wer dies Recht in geringerem Verhältniß benutzt, der bezahlt mehr; wer es etwas mehr benutzt, bezahlt weniger, und wer es viel benutzt, bezahlt wenig.

Die Oekonomen sind damit allgemein einverstanden. Sie haben die verhältnißmäßige Steuer nicht blos in ihrem Princip, sondern auch in ihrer Anwendung angegriffen; sie haben die Anomalien derselben hervorgehoben, die fast alle daraus entstehen, daß das Verhältniß des Kapitals zur Einnahme oder der in Kultur befindlichen Ackerfläche zum Ertrag niemals fest ist.

Lastet eine Abgabe von einem Zehntel des Einkommens der Ländereien, und erzeugen Ländereien von verschiedener Beschaffenheit im Verhältniß für 8, für 6 und für 5 Fr. Getreide, so verlangt die Steuer ein Achtel vom Einkommen des fruchtbarsten, ein Sechstel von dem des minder, und ein Fünftel von dem des mindest fruchtbaren Landes. Ist dann nicht die Steuer umgekehrt vertheilt, als sie sein sollte? — An Stelle des Landes kann man andere Produktionswerkzeuge setzen, und Kapitalien von demselben Werth oder Arbeitsquanta von gleichem Range mit einander vergleichen, die auf Industriezweige von verschiedener Produktivität verwendet werden: der Schluß daraus wird stets derselbe sein. „Es ist ungerecht, ein gleiches Kopfgeld von 10 Fr. vom Arbeiter, der 1000 Fr. verdient, und vom Künstler oder Arzt zu verlangen, der sich eine Einnahme von 60,000 Livres erwirbt.“ (J. Garnier, Principes d'économie politique.)

Diese Bemerkungen sind sehr richtig, obwohl sie nur die Erhebung oder die Unterlage der Steuer und nicht ihr Princip selbst treffen. Denn wenn man die Vertheilung als nach dem Einkommen, anstatt nach dem Kapital geregelt voraussetzt, so bleibt stets das stehen, daß die Steuer, welche in geradem Verhältniß zum Vermögen stehen sollte, dem Konsumenten zur Last fällt.

Die Oekonomen haben den entscheidenden Schritt gethan, und offen anerkannt, daß die verhältnißmäßige Besteuerung unbillig sei.

„Die Steuer,“ sagt Say, „darf nie vom Nothwendigen erhoben werden.“ — Allerdings giebt er nicht näher an, was man unter dem Nothwendigen zu verstehen habe, aber wir können seine Auslassung ergänzen. Das Nothwendige ist das, was jedem Individuum vom Gesammtprodukt des Landes, nach Abzug des Steuerantheils, zukommt. Da also die Produktion Frankreichs in runden Zahlen acht Milliarden beträgt, und die Steuer eine Milliarde, so beträgt das Nothwendige für jeden Einzelnen täglich $56^1/_2$ Cent. Alles, was dies Einkommen übersteigt, kann nach J. B. Say besteuert werden; Alles, was diese Höhe nicht erreicht, muß dem Fiskus unantastbar bleiben.

Eben dies spricht derselbe Schriftsteller in anderen Worten aus, wenn er sagt: „Die verhältnißmäßige Steuer ist unbillig.“ Adam

Smith hatte schon vor ihm gesagt: „Es ist nicht unvernünftig, daß der Reiche zu den öffentlichen Ausgaben nicht blos nach Verhältniß seines Einkommens, sondern auch noch Etwas mehr beitrage." — „Ich will weiter gehen," setzt Say hinzu, „ich scheue mich nicht zu sagen, daß die progressive Steuer die einzig billige ist." — Und Hr. J. Garnier, der letzte Zusammenfasser der Oekonomen, sagt: „Es muß das Bestreben der Reformen sein, eine progressionelle Gleichheit, wenn ich so sagen darf, einzurichten, welche weit gerechter, weit billiger ist, als die angebliche Gleichheit der Besteuerung, die weiter Nichts ist, als eine ungeheuerliche Ungleichheit."

Somit sind nach der allgemeinen Ansicht und nach dem Zeugniß der Oekonomen zwei Thatsachen erwiesen: erstens, daß die Steuer in ihrem Princip eine Reaktion gegen das Monopol und gegen den Reichen gerichtet ist; zweitens, daß in der Praxis eben diese Steuer ihrem Zweck untreu wird, daß sie eine Ungerechtigkeit begeht, indem sie vorzugsweise den Armen trifft, und daß der Gesetzgeber dahin trachten muß, sie auf eine billigere Weise zu vertheilen.

Diese zweifache Thatsache mußte ich sicher feststellen, bevor ich zu anderen Betrachtungen übergehen konnte: jetzt aber beginnt meine Kritik.

Die Oekonomen haben bei ihrer gutmüthigen Ehrlichkeit, die sie von ihren Vorgängern geerbt, und die noch gegenwärtig ihr Hauptlob ausmacht, durchaus nicht bemerkt, daß die Progressionstheorie der Steuer, welche sie den Regierungen als das nec plus ultra einer weisen und freisinnigen Verwaltung bezeichnen, in ihren Ausdrücken widersprechend, und mit einer Legion von Unmöglichkeiten geschwängert ist. Sie haben die Bedrückungen des Fiskus der Reihe nach der Barbarei der Zeiten, der Unwissenheit der Fürsten, den Kastenvorurtheilen, der Habgier der Unterhändler, kurz Allem Schuld gegeben, was ihrer Meinung nach die Progression der Steuer hinderte, und der redlichen Durchführung der Gleichheit vor dem Budget im Wege stand: aber es ist ihnen auch nicht einen Augenblick eingefallen, daß das, was sie unter der Benennung einer progressiven Steuer verlangten, der Umsturz aller ökonomischen Begriffe war.

So haben sie z. B. nicht gesehen, daß die Steuer eben dadurch schon progressiv ist, daß sie eine verhältnißmäßige ist, nur daß freilich

die Progression hierbei eine umgekehrte, und nicht mit der Vermögenszunahme, sondern mit der Vermögensabnahme in gleicher Richtung laufende ist. Hätten die Oekonomen die klare Idee dieser Umkehrung, die in allen Ländern mit einem Steuersystem dieselbe bleibt, so hätte eine so auffallende Erscheinung nothwendig ihre Aufmerksamkeit erregen müssen; sie würden die Ursachen derselben aufgesucht, und endlich entdeckt haben, daß Das, was sie für eine Zufälligkeit der Civilisation, für eine Wirkung der unentwirrbaren Schwierigkeiten der menschlichen Regierungen hielten, das Erzeugniß des Widerspruches ist, welcher der gesammten Staatsökonomie inhaftet.

1) Die progressive Steuer, mag sie nun auf das Kapital oder auf das Einkommen gelegt werden, ist die Negation selbst des Monopols, desselben Monopols, das man, wie Hr. Rossi sagt, auf dem Wege der Socialökonomie überall antrifft, desselben Monopols, welches der wahre Sporn der Industrie, die Hoffnung der Ersparniß, der Erhalter und Vater allen Reichthums ist, kurz, von dem wir haben sagen hören, daß die Gesellschaft *mit* demselben nicht existiren könne, daß sie aber *ohne* dasselbe gar nicht dasein würde. Die Steuer werde plötzlich das, was sie unzweifelhaft ist, was sie sein soll, nämlich die verhältnißmäßige oder progressive (was dasselbe ist) Beisteuer jedes Producenten zu den öffentlichen Lasten, so sind sofort Rente und Gewinn überall für den Staat in Beschlag genommen; die Arbeit sieht sich der Frucht ihrer Werke beraubt, jedes Individuum ist auf die der Summe von $56^1/_2$ Cent. gleichkommende Portion beschränkt, und das Elend wird allgemein; der zwischen Arbeit und Kapital geschlossene Vertrag ist aufgelöst und die Gesellschaft, ihres Steuers beraubt, schreitet zurück bis zu ihrem Urzustande.

Man wird vielleicht sagen, es sei leicht, die völlige Annullirung des Gewinns vom Kapital dadurch zu verhindern, daß man die Wirkung der Progression in einem gewissen Augenblick wieder aufhalte.

Eklekticismus, Justemilieu, Feilschen mit dem Himmel und mit der Moral: es soll also stets dieselbe Philosophie sein! Die wahre Wissenschaft mag Nichts wissen von solchen Vermittelungen. Jedes angelegte Kapital muß dem Producenten in der Form von Zinsen wieder einkommen; jede Arbeit muß einen Ueberschuß lassen, jeder Lohn muß dem Produkt gleich sein. Unter der Aegide dieser Gesetze

verwirklicht die Gesellschaft unaufhörlich vermöge der größesten Mannichfaltigkeit von Produktionen die größtmögliche Summe von Wohlsein. Diese Gesetze sind unbedingt gültig: sie verletzen, heißt die Gesellschaft verwunden, verstümmeln. Also ist das Kapital, das zuletzt nichts Anderes ist, als aufgehäufte Arbeit, unverletzlich. Auf der anderen Seite aber ist das Streben nach Gleichheit nicht minder gebieterisch: bei jeder Phase der Oekonomie tritt es auf mit wachsender Energie und unüberwindlicher Autorität. Ihr müßt also gleichzeitig sowohl die Arbeit als auch die Gerechtigkeit befriedigen: ihr müßt der ersteren immer verläßlichere Bürgschaften geben und die letztere herstellen ohne Zugeständnisse und ohne Zweideutigkeit.

Statt dessen aber wißt Ihr nur an Stelle eurer Theorien fürstliches Belieben zu setzen, den Verlauf der ökonomischen Gesetze durch eine willkürliche Gewalt aufzuhalten, und unter dem Vorwande der Billigkeit sowohl dem Lohn als dem Monopol gegenüber zu lügen. Eure Freiheit ist nur eine halbe Freiheit, eure Gerechtigkeit nur eine halbe Gerechtigkeit, und eure Weisheit besteht im Einschlagen der Mittelstraße, deren Unbill stets eine doppelte ist, weil sie weder den Ansprüchen der einen noch denen der anderen Partei ein Genüge thun! Nein, das kann die Wissenschaft nicht sein, welche Ihr uns verheißen habt, die uns die Geheimnisse der Produktion und Konsumtion der Reichthümer entschleiern, und dadurch die gesellschaftlichen Antinomien unzweideutig lösen soll. Eure halbliberale Lehre ist das Gesetzbuch des Despotismus und verräth sowohl eure Unfähigkeit vorzuschreiten, als eure Schaam vor dem Zurückweichen.

Wenn die Gesellschaft, durch ihren bisherigen ökonomischen Entwickelungsgang gebunden, niemals auf ihrem Wege umkehren kann, wenn bis zum Eintreten der allgemeinen Gleichung das Monopol in seinem Besitz erhalten werden muß, so ist keine Aenderung möglich in Bezug auf die Unterlage (die Träger und die tragenden Gegenstände, Güter, Gewerbe, Werthe*) der Steuer, und wir haben es hier nur mit einem Widerspruch zu thun, der wie jeder andere so weit getrieben werden muß, bis er sich erschöpft. Habt daher den Muth eurer Meinung: Achtung vor dem Wohlstand und keine Barmherzigkeit gegen den Armen, den der Gott des Monopols verdammt hat. Je weniger der Lohnarbeiter zu leben hat, desto mehr muß er

bezahlen: Wer wenig hat, dem soll noch genommen werden, qui minus habet, etiam quod habet auferetur ab eo. Das ist nothwendig, das ist unabwendliches Schicksal: es handelt sich dabei um das Heil der Gesellschaft.

Gleichwohl wollen wir einmal versuchen, die Progression der Steuer umzukehren, und es so anzustellen, daß anstatt des Arbeiters der Kapitalist mehr hergeben muß.

Zunächst bemerke ich, daß bei der gebräuchlichen Erhebungsweise eine solche Umkehrung unausführbar ist.

Wenn nämlich die Steuer auf das Betriebskapital gelegt wird, so wird der Gesammtbetrag dieser Steuer auf die Produktionskosten geschlagen, und dann ist nur zweierlei möglich: entweder wird das Produkt, trotz der Erhöhung des Verkaufswerthes vom Konsumenten gekauft, folglich der Producent von der Abgabe entlastet, oder aber dasselbe Produkt wird zu theuer befunden, und in diesem Falle wirkt die Steuer, wie das J. B. Say treffend bemerkt, in der Weise eines auf die Aussaat gelegten Zehntens, d. h. sie behindert die Produktion. Es ist dasselbe wie mit einer zu hohen Abgabe bei der Besitzveränderung unbeweglicher Güter, welche die Cirkulation derselben hemmt, und die Fonds dadurch minder produktiv macht, daß sie sich dem Wechsel der Inhaber entgegenstellt.

Wird dagegen die Steuer auf das Produkt gelegt, so ist sie nur noch eine Quotensteuer, die Jeder nach dem Umfange seiner Konsumtion bezahlt, während der Kapitalist, den sie zu treffen beabsichtigt, verschont bleibt.

Ueberdies ist die Annahme einer progressiven Steuer, die zur Unterlage entweder das Produkt oder das Kapital haben soll, völlig widersinnig. Wie soll man es sich als möglich vorstellen, daß ein und dasselbe Produkt bei dem Einen mit 10 p. 100 und bei dem Andern nur mit 5 p. 100 besteuert werde? Wie will man es anstellen, daß Fonds, die bereits mit Hypotheken belastet sind, und täglich ihre Herren ändern, daß ein Kapital, das entweder von einer Gesellschaftshandlung gebildet ist, oder nur aus dem Vermögen eines Einzelnen besteht, im Kataster unterschieden, und nicht mehr nach Maaßgabe des Werths oder der Rente, sondern nach Maaßgabe

des Vermögens oder des angenommenen Gewinns des Eigenthümers besteuert werde? . . .

Es bleibt also nur noch ein letztes Auskunftsmittel übrig: nämlich das Nettoeinkommen jedes Steuerpflichtigen zu besteuern, gleichviel auf welche Weise dasselbe zu Stande kommt. Es müßte z. B. ein Einkommen von 1000 Fr. 10 p. 100, eins von 2000 Fr. 20, eins von 3000 Fr. 30 vom Hundert u. s. f. bezahlen. Wir wollen von den tausend Schwierigkeiten und Plackereien der Schätzung ganz absehen, und die Operation so leicht als möglich voraussetzen. Aber gerade dies ist das System, welches ich der Heuchelei, des Widerspruchs und der Ungerechtigkeit bezüchtige.

Ich sage zunächst, dies System ist heuchlerisch, weil es, wofern es nicht dem Reichen den ganzen Einkommensantheil nehmen will, welcher die durchschnittliche Summe des Nationalprodukts für jede Familie übersteigt, was ganz unzulässig ist, keinesweges, wie man sich einbildet, die Progression auf die Seite des Reichthums wendet, sondern allerhöchstens den Maaßstab der Proportion ändert. So würde, da die wirkliche Progression der Steuer für Vermögen von 1000 Fr. Einkommen und darunter verläuft wie die Zahlen 10, 11, 12, 13 u. s. w., und für Vermögen von 1000 Fr. Einkommen und darüber wie die Zahlen 10, 9, 8, 7, 6 u. s. w., so daß die Steuer stets mit dem Elend wächst, und mit dem Reichthum abnimmt, wenn man sich damit begnügte, die indirekte Steuer zu erleichtern, welche vorzugsweise die arme Klasse trifft, und das Einkommen der reichen Klasse um eben so viel mehr belastete, die Progression für die erstere allerdings nur noch verlaufen wie die Zahlen 10; 10, 25; 10, 50; 10, 75; 11; 11, 25 u. s. f., und die für die letztere wie die Zahlen 10; 9, 75; 9, 50; 9, 25; 9; 8, 75 u. s. f.: allein diese Progression, obschon sie auf beiden Seiten weniger schnell steigt, behielte nichts desto weniger noch immer dieselbe Richtung, der Gerechtigkeit zuwiderlaufend, und das ist der Grund, warum die sogenannte progressive Steuer, die allerhöchstens geeignet ist, dem Geschwätz der Philanthropen Nahrung zu geben, für die Wissenschaft gar keinen Werth hat. Sie ändert Nichts an der fiskalischen Jurisprudenz, und stets ist es der Arme, dem der Bettelsack aufgehängt

wird, stets der Reiche, dem die Sorgen und Bemühungen der Gewalt gelten.

Ich behaupte ferner, daß dies System ein widersprechendes ist. Geben und Behalten gilt nicht, sagen die Juristen. Warum also nicht lieber auf der Stelle das Agrargesetz dekretiren, anstatt Monopolen die Weihe zu geben, deren einziger Gewinn für den Inhaber der wäre, daß er alsbald mit dem Einkommen auch allen Genuß verlöre? Warum in die Verfassung setzen, daß Jeder die Frucht seiner Arbeit und Industrie frei genießen solle, wenn diese Erlaubniß thatsächlich oder vermöge der Richtung der Steuer nur bis auf den Betrag einer Dividende von $56^1/_2$ C. täglich bewilligt ist? ein Verhältniß, welches das Gesetz allerdings nicht vorhergesehen haben, das aber nothwendig aus der Progression hervorgehen würde. Dadurch, daß er uns bestärkt in unseren Monopolen, hat der Gesetzgeber die Produktion begünstigen, das heilige Feuer der Industrie unterhalten wollen: aber welches Interesse können wir haben, zu produciren, wenn wir, noch nicht associirt, nicht für uns allein produciren? Wie kann man uns erst für frei erklären und uns dann Verkaufs-, Vermiethungs- und Umsatzbedingungen auferlegen, welche unsere Freiheit auf Null reduciren?

Jemand besitzt in Einschreibungen auf den Staat 20,000 Livres Rente. Die Steuer nimmt ihm kraft der neuen Progression 50 p. C. Bei diesem Satz ist es für ihn vortheilhafter, sein Kapital zu kündigen und den Fond selbst anstatt der Rente zu verzehren. Man zahle ihm also sein Kapital heim. Ja, heimzahlen! Der Staat kann zur Heimzahlung nicht gezwungen werden, und wenn er sich dazu versteht, den Gläubiger abzufinden, so thut er es nach dem Laufe des Reinertrages. Eine Einschreibung von 20,000 Fr. Rente ist also für den Rentier nur noch 10,000 werth, wegen der Steuer, wenn er sich vom Staat ausbezahlen lassen will: außer, er müßte denn sein Kapital in zwanzig Posten theilen, denn in diesem Falle würde es ihm den doppelten Ertrag abwerfen. Eben so wird ein Gut, das 50,000 Fr. Pachtgeld einbringt, wenn sich der Staat zwei Drittel des Einkommens aneignet, zwei Drittel seines Werths verlieren. Aber der Besitzer theile das Gut in 100 Theile und schlage sie los, so kann er, da die Furcht vor dem Fiskus

die Käufer nicht mehr abhält, sein ganzes Kapital herausschlagen. Somit würden bei der progressiven Steuer die unbeweglichen Güter nicht mehr dem Gesetz des Angebots und der Nachfrage folgen, und nicht mehr nach ihrem wirklichen Ertrage, sondern je nach der Eigenschaft des Inhabers geschätzt werden. Die Folge davon wäre, daß die großen Kapitalien an Werth verlören, und die Mittelmäßigkeit an die Tagesordnung käme; die Besitzer würden ihr Eigenthum eiligst veräußern, weil es für sie besser wäre, dasselbe aufzubrauchen, als eine ungenügende Rente von demselben zu beziehen; die Kapitalisten zögen ihre Fonds ein, oder gäben sie nur zu wucherischen Zinsen aus; jeder Betrieb im Großen wäre wie verboten, jedes ansehnliche Vermögen verfolgt, jedes Kapital, das die Zahl des Nothwendigen überstiege, in Acht erklärt. Der verdrängte Reichthum würde sich in sich selbst zurückziehen, und sich nur auf Schleichwegen hervorwagen; und die Arbeit wie ein an einen Leichnam gefetteter Mensch das Elend in endloser Paarung umarmen. Steht es den Oekonomen, welche dergleichen Reformen ersinnen, nicht vortrefflich, sich über die Reformisten lustig zu machen?

Soll ich, nachdem ich den Widerspruch und die Lüge der progressiven Steuer bewiesen, auch noch ihre Unbilligkeit beweisen? Die progressive Steuer, wie sie von den Oekonomen und nach ihrem Vorgange von gewissen Radikalen verstanden wird, ist unausführbar, wie ich eben sagte, wenn sie die Kapitalien und die Produkte trifft: ich habe daher angenommen, sie treffe das Einkommen. Allein wer sähe nicht ein, daß diese rein theoretische Unterscheidung zwischen Kapitalien, Produkten und Einkommen für den Fiskus wegfällt, und daß hier dieselben Unmöglichkeiten, welche wir angegeben, mit ihrem unabwendlichen Charakter wieder erscheinen?

Ein Industrieller entdeckt ein Verfahren, durch welches er 20 p. C. Produktionskosten erspart und sich ein Einkommen von 25,000 Fr. verschafft. Der Fiskus verlangt davon 15. Der Unternehmer ist also genöthigt, seine Preise zu erhöhen, weil wegen der Steuer sein Verfahren statt 20 p. C. nur noch 8 p. C. erspart. Ist das nicht ganz dasselbe, als wenn der Fiskus die Billigkeit verhinderte? Anstatt also den Reichen zu treffen, trifft die progressive Steuer stets den Konsumenten, und es ist ihr unmöglich, denselben nicht zu treffen,

wofern sie nicht die Produktion gänzlich unterdrücken will: welche Verrechnung!

Es ist ein Gesetz der Socialökonomie, daß jedes angelegte Kapital dem Unternehmer in der Form von Zinsen allmälig wieder heimkommen muß. Bei der progressiven Steuer wird dies Gesetz radikal verletzt, weil vermöge der Progression die Zinsen des Kapitals dermaßen geschmälert werden, daß die Industrie einen Theil oder selbst die ganze Summe des Kapitals verlieren muß. Sollte sich dies anders verhalten, so müßten die Zinsen des Kapitals progressiv zunehmen wie die Steuer selbst, und das ist widersinnig. Die progressive Steuer hindert also die Bildung von Kapitalien; ja, noch mehr, sie widersetzt sich ihrer Cirkulation. Denn wer ein Betriebsmaterial oder ein Ackergrundstück kaufen wollte, müßte bei der Wirthschaft der Steuerprogression nicht mehr den wirklichen Werth dieses Materials oder Grundstücks, sondern die Steuer, welche dasselbe ihm verursacht, in Betracht ziehen, so daß, wenn der wirkliche Ertrag sich auf 4 p. C. beläuft, dieser Ertrag aber durch die Steuer oder die Vermögenslage des Käufers auf 3 p. C. vermindert würde, der Kauf gar nicht stattfinden könnte. Erst verletzt die progressive Steuer alle Interessen und bringt durch ihre Kategorien den Markt in namenlose Verwirrung, dann hält sie die Entwickelung des Reichthums auf, und setzt den Verkaufswerth unter den wirklichen Werth herab: sie läßt die Gesellschaft zusammenschrumpfen, sie versteinert sie. Welche Tyrannei, welcher Hohn!

Die progressive Steuer ergiebt sich also, was man auch anfangen möge, als eine Rechtsverweigerung, als ein Verbot der Production, als eine Konfiskation. Sie ist die der Gewalt in die Hände gegebene, schranken- und zügellose Willkür über Alles, was durch Arbeit, Ersparniß, Vervollkommnung der Mittel zum allgemeinen Reichthum beiträgt.

Allein wozu sollen wir uns verirren in chimärische Hypothesen, wenn wir bereits hart an der Wahrheit sind. Nicht das Princip der Verhältnißmäßigkeit trägt die Schuld, wenn die Steuer die verschiedenen Klassen der Gesellschaft mit so verletzender Ungleichheit trifft, sondern unsere Vorurtheile, unsere Sitten. Die Steuer verfährt mit Billigkeit und Genauigkeit, insoweit dies bei

menschlichen Maaßregeln möglich ist. Die Socialökonomie gebietet ihr, sich an das Produkt zu wenden, und sie thut es. Wenn das Produkt sich ihr entzieht, so trifft sie das Kapital: was kann natürlicher sein? Die Steuer eilt der Civilisation voran, und setzt die Gleichheit der Arbeiter und Kapitalisten voraus: ein unbeugsamer Ausdruck der Nothwendigkeit, scheint sie uns aufzufordern, uns gleich zu machen durch Erziehung und Arbeit, und uns mit ihr in Uebereinstimmung zu bringen durch das Gleichgewicht unserer Verrichtungen und die Association unserer Interessen. Die Steuer weigert sich, einen Unterschied zu machen zwischen Menschen und Menschen: und wir legen ihrer mathematischen Strenge die Ungleichheit unserer Vermögen zur Last! wir verlangen von der Gleichheit selbst, sie solle sich fügen in unsere Ungerechtigkeit! . . . . Hatte ich nicht Recht, beim Anfange zu sagen, wir seien in Bezug auf die Steuer zurückgeblieben hinter unsern Institutionen!

So sehen wir denn auch den Gesetzgeber bei den Fiskalgesetzen stets Halt machen vor den zerstörenden Folgen der progressiven Steuer und die Nothwendigkeit, die Unwandelbarkeit der verhältnißmäßigen Steuer bestätigen. Denn die Gleichheit des Wohlseins kann nicht hervorgehen aus der Verletzung des Kapitals: die Antinomie muß methodisch gelöst werden, soll die Gesellschaft nicht wieder dem Chaos anheimfallen. Die ewige Gerechtigkeit fügt sich nicht in alle Launen des Menschen: wie eine Frau, die man schänden kann, die man aber nicht heirathet ohne eine feierliche Veräußerung seiner selbst, verlangt sie von uns die Hingabe unseres Egoismus und die Anerkennung aller ihrer Rechte, welche die der Wissenschaft sind.

Die Steuer, deren Endzweck, wie wir gesehen haben, die Besoldung der Unproduktiven ist, deren ursprünglicher Gedanke aber eine Wiedereinsetzung des Arbeiters in seine Rechte war, wird also unter der Wirthschaft des Monopols zu einer bloßen Protestation, zu einer Art von außerrechtlichem Akt, dessen ganzer Erfolg darin besteht, die Lage des Löhners zu verschlimmern, indem sie den Monopolisten in seinem Besitz beunruhigt. Die Idee, die verhältnißmäßige Steuer in eine progressive zu verwandeln oder, richtiger ausgedrückt, die Progression der Steuer umzukehren, ist Nichts

als ein Mißgriff, dessen ganze Verantwortlichkeit auf die Oekonomen zurückfällt.

Aber die Drohung schwebt fortan über dem Haupte des Privilegiums. In der Befugniß, die Verhältnißmäßigkeit der Steuer zu ändern, hat die Regierung ein wirksames und sicheres Mittel in Händen, die Inhaber von Kapitalien, wann es ihr beliebt, um ihren Besitz zu bringen, und es hat etwas Erschreckendes, die große Institution, die Grundlage der Gesellschaft und den Gegenstand so vieler Streitfragen und Gesetze, so vieler Schmeicheleien und Verbrechen, **das Eigenthum**, am Ende eines Fadens hängen zu sehen über dem weitaufklaffenden Rachen des Proletariers.

§. 4.

Verderbliche und unvermeidliche Folgen der Steuer.

Hr. Chevalier stellte sich im Juli 1843 in Bezug auf die Steuer folgende Fragen:

„1) Nimmt man Alle, oder vorzugsweise einen Theil der Nation in Anspruch? —

2) Gleicht die Steuer einem Kopfgelde, oder ist sie genau dem Vermögen der Besteuerten angemessen?

3) Ist der Ackerbau mehr, oder minder belastet, als die Manufaktur- und Handelsindustrie?

4) Ist das Grundeigenthum mehr, oder minder verschont, als das bewegliche Eigenthum?

5) Ist der Producent mehr begünstigt, als der Konsument?

6) Tragen unsere Steuergesetze den Charakter von Aufwandsgesetzen?"

Auf diese Fragen giebt Hr. Chevalier die folgenden Antworten, welche das Philosophische enthalten, was ich über diesen Gegenstand habe finden können.

„a) Die Steuer nimmt die Gesammtheit in Anspruch, wendet sich an die Masse, nimmt die Nation im Großen und Ganzen; da jedoch die Armen die Zahlreichsten sind, so belastet sie dieselben gern, weil sie so sicher ist, mehr zu erlangen.

b) Vermöge der Natur der Dinge gewinnt die Steuer zuweilen die Form eines Kopfgeldes, wie z. B. die Salzsteuer.

c, d, e) Der Fiskus wendet sich eben so sehr an die Arbeit, als an die Konsumtion, weil in Frankreich Alles arbeitet: an das Grund-eigenthum mehr, als an das bewegliche, an den Ackerbau mehr, als an die Industrie.

f) Aus denselben Gründen haben unsere Gesetze wenig den Charakter von Aufwandsgesetzen."

Wie, Hr. Professor? Ist das Alles, was die Wissenschaft Ihnen gesagt hat? —

„Die Steuer wendet sich an die Masse", sagen Sie, „sie nimmt die Nation im Großen und Ganzen." Ach, das wissen wir nur allzugut; aber eben das ist unbillig, und Sie sollen es uns erklären. Als die Regierung sich mit der Grundlage und der Vertheilung der Steuer beschäftigte, konnte sie nicht glauben, und hat sie auch nicht geglaubt, daß alle Vermögen gleich seien; folglich konnte sie nicht wollen, und hat es auch nicht gewollt, daß die Steuerantheile gleich würden. Warum also ist die Praxis der Regierung stets das Umgekehrte ihrer Theorie? Ihre Meinung, wenn's beliebt, über diesen schwierigen Fall! Erklären, rechtfertigen oder verdammen Sie den Fiskus; nehmen Sie die Partei, die Ihnen beliebt, wenn Sie nur überhaupt eine nehmen, und uns nur überhaupt etwas sagen! Bedenken Sie, daß es Männer sind, die Sie lesen, und daß dieselben einem ex cathedra redenden Docenten nicht solche Sätze können hingehen lassen wie den: „Die Armen sind die zahlreichste Klasse, darum belastet die Steuer sie gern, weil sie so sicher ist mehr zu erlangen." Nein, mein Herr, nicht die Zahl regelt die Steuer; die Steuer weiß recht gut, daß Millionen von Armen zu anderen Millionen von Armen hinzugerechnet noch nicht Einen Wähler abgeben. Sie machen den Fiskus gehässig, indem Sie ihn unsinnig machen, und ich behaupte, daß er Keins von Beiden ist. Der Arme bezahlt mehr als der Reiche, weil die Vorsehung, der das Elend verhaßt ist wie das Laster, die Sache so eingerichtet hat, daß der Elende stets am Meisten bedrückt werden muß. Die Unbilligkeit der Steuer ist die himmlische Geißel, welche uns zur Gleichheit hinpeitscht. Großer Gott,

wenn ein Professor der Staatsökonomie, der weiland ein Apostel war, noch diese Offenbarung begreifen könnte! . . .

„Vermöge der Natur der Dinge," sagt Hr. Chevalier, „gewinnt die Steuer zuweilen die Form eines Kopfgeldes. Gut! Aber in welchem Fall ist es gerecht, daß die Steuer die Form eines Kopfgeldes annimmt? Immer, oder nie? Was ist das Princip, was der Zweck der Steuer? Reden, antworten Sie!

Ich bitte Sie, welche Belehrung können wir aus dieser der Aufnahme so wenig würdigen Bemerkung ziehen, daß der Fiskus sich eben so sehr an die Arbeit, als an die Konsumtion, an das Grundeigenthum mehr, als an das bewegliche, an den Ackerbau mehr, als an die Industrie wendet? Was liegt der Wissenschaft an dieser nimmer endenden Aufzählung roher Thatsachen, wenn aus denselben niemals durch Ihre Analyse eine Idee hervorgeht?

Alle Erhebungen, welche die Steuer, die Rente, die Kapitalzinsen u. s. w. vom Verbrauch bewerkstelligen, werden zu den allgemeinen Kosten gerechnet, und machen einen Theil des Verkaufspreises aus, so daß stets fast nur der Konsument die Steuer bezahlt: wir wissen das längst. Und da die Waaren, welche stärker konsumirt werden, auch mehr abwerfen, so müssen nothwendig die Aermsten am Schwersten belastet sein: diese Folgerung ist eben so unvermeidlich, wie die erstere. Was also, ich frage Sie noch einmal, was helfen uns Ihre fiskalische Untersuchungen? Wie man auch die steuerbare Materie eintheilen mag, da es unmöglich ist, das Kapital über seinen Ertrag zu besteuern, so wird der Kapitalist stets begünstigt sein, während der Proletarier Unbill und Bedrückung zu erdulden hat. Nicht die Vertheilung der Abgaben ist schlecht, sondern die Vertheilung der Güter. Hrn. Chevalier kann dies nicht unbekannt sein: warum also sagt es Hr. Chevalier nicht heraus, da doch sein Wort mehr Gewicht haben würde, als das Wort eines Schriftstellers, der in dem Verdacht steht, die bestehende Ordnung der Dinge nicht zu lieben?

In den Jahren von 1806 bis 1811 (diese, so wie die folgenden Angaben rühren von Hrn. Chevalier her) betrug die jährliche Weinkonsumtion in Paris 160 Livres auf den Kopf: gegenwärtig beträgt sie nur noch 95. Man schaffe die Steuer ab, welche 30 bis 35 C.

p. Litre beim Detailhändler beträgt, und der Weinverbrauch wird bald von 95 auf 200 L. steigen, und die Industrie des Weinbaus, die nicht weiß, was sie mit ihren Produkten anfangen soll, einen Absatzweg finden. — Durch die auf die Einfuhr von Schlachtvieh gelegten Gefälle hat der Fleischverbrauch für das Volk in ähnlichem Maaßstabe, wie der Weinverbrauch, abgenommen, und die Oekonomen haben mit Schrecken eingesehen, daß der französische Arbeiter weniger Arbeit liefert, als der englische, weil er weniger zu essen hat.

Aus Mitgefühl für die arbeitenden Klassen wünscht Hr. Chevalier, unsere Manufakturisten möchten ein Wenig den Sporn der Konkurrenz des Auslandes empfinden. Eine Herabsetzung des Zolls für die Wollenzeuge von 1 Fr. auf die Hose würde an dreißig Millionen in der Tasche der Konsumenten lassen, die Hälfte der Summe, die zur Bezahlung der Salzsteuer nothwendig ist. 20 Cent. weniger auf den Preis eines Hemdes gäben ein Ersparniß, die wahrscheinlich hinreichen würde, ein Korps von 20,000 Mann auf dem Kriegsfuß zu erhalten.

In fünfzehn Jahren ist die Zuckerkonsumtion von 53 Millionen Kilogr. auf 118 gestiegen, was gegenwärtig einen Durchschnittsverbrauch von $3^1/_2$ Kilogr. auf den Kopf ausmacht. Diese Zunahme beweist, daß der Zucker fortan mit dem Brot, Fleisch, Wolle, Baumwolle, Holz und Steinkohlen, kurz mit den Dingen von erster Nothwendigkeit gleichzustellen ist. Der Zucker ist die gesammte Arznei der Armen: wäre es zuviel, den Verbrauch dieses Artikels von $3^1/_2$ auf 7 Kilogr. für den Kopf zu vermehren? Man hebe die Steuer auf, die 49 Fr. 50 Cent. für 100 Kilogr. beträgt, und der Verbrauch wird sich verdoppeln.

So peinigt und quält die Besteuerung der Lebensmittel den armen Proletarier auf tausenderlei Art: der hohe Preis des Salzes schadet der Zucht des Schlachtviehes; die Abgaben vom Fleisch vermindern die Ration des Arbeiters noch mehr. Um sowohl die Steuer als dem Bedürfniß der arbeitenden Klasse nach gegohrenen Getränken zu genügen, bedient man diese mit einem Gemengsel, das eben so sehr dem Chemiker, als dem Brauer und Winzer unbekannt ist. Was bedarf es bei uns noch der diätetischen Vorschriften der Kirche?

Das ganze Jahr hindurch ist, Dank der Steuer, für den Arbeiter Fastenzeit, und seine Ostermahlzeit reicht dem Charfreitagsimbiß des gnädigen Herrn nicht das Wasser. Es ist dringend nothwendig, überall die Konsumtionssteuer abzuschaffen, die das Volk abschwächt und aushungert: so lautet das Endurtheil sowohl der Oekonomen, als der Radikalen.

Aber wenn der Proletarier nicht fastet, um Cäsar zu füttern, was soll dann Cäsar essen? Und wenn der Arme nicht von seinem Mantel abschneidet, um die Blöße Cäsars zu bedecken, was soll dann Cäsar anziehen?

Das ist die Frage, die unvermeidliche Frage, um deren Lösung es sich handelt.

Hr. Chevalier hat sich unter Nr. 6. gefragt, ob unsere Steuergesetze den Charakter von Aufwandsgesetzen hätten, und darauf geantwortet: Nein, unsere Steuergesetze haben nicht den Charakter von Aufwandsgesetzen. Hr. Chevalier hätte hinzusetzen können, und das wäre sowohl neu als wahr gewesen: daß dies gerade die beste Eigenschaft unserer Steuergesetze sei. Allein er hat immer noch, was er auch thun möge, ein Stück von seinem alten Radikalismus an sich, und so zieht er es denn vor, gegen den Luxus zu predigen, was ihn allerdings bei keiner Partei bloßstellen konnte. „Wenn man, ruft er aus, in Paris von den Privatfuhrwerken, von den Reit- und Wagenpferden, von den Bedienten und Hunden die Steuer erhöbe, die man vom Fleisch erhebt, so wäre das eine durchaus billige Maaßregel.

Hat Hr. Chevalier seine Stelle am Collége de France etwa zu dem Behuf, die Politik Mazaniello's zu kommentiren? Ich habe in Basel gesehen, daß die Hunde die Steuermarke, das Zeichen ihres Kopfgeldes, am Halsband tragen, und glaubte, daß dort, wo die Steuer fast Null ist, die Hundesteuer mehr ein sittlicher Fingerzeig und eine Vorsichtsmaaßregel der Gesundheitspolizei als ein Gegenstand der Staatseinkünfte wäre. In der ganzen Provinz Brabant (667,000 E.) hat die Hundesteuer (2 Fr. 11½ C. für den Hund) im Jahre 1844 nur 63,000 Fr. eingebracht. Man kann hiernach annehmen, daß die Einführung derselben für Frankreich eine jährliche Steuererleichterung von acht Centimen zur Folge haben

würde. Ich bin weit entfernt, dies für Nichts anzuschlagen, meine aber, daß eine solche Steuer weit weniger in Bezug auf den Fiskus, als in Bezug auf die gute Ordnung in Betracht kommen muß. Acht Centimen jährlich! eine große Verminderung des Elends!

Allein H. Chevalier hält noch andere Hülfsquellen in Bereitschaft: Pferde, Kutschen, Bedienten, kurz den Luxus! Was liegt Alles in dem einen Wort Luxus!

Wir wollen diese Phantasmagorie durch eine einfache Rechnung beseitigen; die Betrachtungen können später folgen. Im J. 1842 belief sich der Gesammtertrag der Einfuhrzölle auf 129 Millionen. Von diesen 129 Mill. kommen auf 61 gewöhnliche Verbrauchsartikel 124 Millionen und auf 177 Luxusartikel fünfzig tausend Frcs. Von den ersteren hat der Zucker 43, der Kaffee 12, die Baumwolle 11, die Wolle 10, Oel 8, Kohlen 4, Flachs und Hanf 3 Millionen geliefert, also 7 Artikel in Summa 91 Millionen. Die Ziffer der Einnahme ist also desto niedriger, je weniger eine Waare üblich ist, seltner konsumirt wird und je mehr sie zum raffinirten Luxus gehört. Gleichwohl sind die Luxusartikel bei Weitem am Höchsten besteuert. Wenn man also, um eine irgend merkliche Erleichterung für die nothwendigsten Gegenstände zu erzielen, die Besteuerung der Luxusgegenstände auf das Hundertfache erhöhte, so würde man dadurch weiter nichts als die Unterdrückung eines Handelszweiges durch eine Prohibitivsteuer erreichen. Nun sind aber die Oekonomen sämmtlich für die Aufhebung der Zölle, und sie haben dabei doch gewiß nicht die Absicht, statt ihrer Thorsteuern einzuführen? . . . Ich will das Beispiel noch allgemeiner stellen: das Salz wirft dem Fiskus 57, der Tabak 84 Millionen ab. Man zeige mir doch mit Zahlen, durch welche Luxussteuern man diesen Ausfall zu decken gedenkt, wenn man die Salz und Tabaksteuer abschafft!

Sie wollen die Luxusgegenstände belasten! Damit nehmen Sie die Civilisation vom umgekehrten Ende. Ich dagegen behaupte, daß die Luxusgegenstände frei ausgehen müssen. Welches sind denn nach dem Sprachgebrauch der Staatsökonomie die Luxusprodukte? Diejenigen, deren Verhältniß zum Gesammtreichthum das kleinste ist, welche die letzte Stelle einnehmen in der Reihe der Industrie und

deren Erzeugung das Bereitsvorhandensein aller andern voraussetzt. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet sind alle Erzeugnisse der menschlichen Arbeit der Reihe nach Luxusgegenstände gewesen und haben eins nach dem andern wieder aufgehört, Luxusgegenstände zu sein, weil wir unter Luxus nichts Anderes verstehen, als ein theils chronologisches, theils handelsbezügliches Verhältniß des Späterseins in den Elementen des Reichthums. Luxus ist, um es mit einem Wort zu sagen, gleichbedeutend mit Fortschritt; er ist in jedem Augenblick des socialen Lebens der Ausdruck des Maximums von Wohlsein, das die Arbeit verwirklicht hat, und das zu erreichen das Recht wie die Bestimmung Aller ist. Eben so aber, wie die Abgaben eine gewisse Zeit hindurch das neugebaute Haus und das eben erst urbargemachte Feld verschonen, eben so müssen sie auch die neuen Produkte und die kostbaren Gegenstände freilassen, jene, weil ihre Seltenheit sofort und rastlos bekämpft werden muß, diese, weil jede Erfindung Aufmunterung verdient. Wie, wollen Sie etwa unter dem Vorwande des Luxus neue Kategorien von Bürgern aufstellen? und nehmen Sie etwa die Stadt Salent und die Personifikation des Fabricius ernsthaft?

Da uns der Gegenstand einmal darauf bringt, wollen wir moralisiren. Sie läugnen gewiß nicht die von den Seneca's aller Jahrhunderte breitgetretene Wahrheit, daß der Luxus die Sitten verderbe und verweichliche: das heißt, er vermenschlicht, erhebt und veredelt die Gewohnheiten, und das erste und wirksamste Mittel der Volkserziehung, der Sporn des Ideals für die meisten Menschen ist der Luxus. Nach den Alten waren die Grazien nackt; aber wo hat man wohl je gehört, daß sie arm gewesen wären? Der Hang zum Luxus ist in unsern Tagen in Ermangelung religiöser Principien Das, was die gesellschaftliche Bewegung unterhält und den unteren Klassen ihre Würde offenbart. Die Akademie der Staats- und Moralwissenschaften hat dies wohl begriffen, als sie den Luxus zum Gegenstande einer ihrer Aufgaben wählte, und ich zolle ihrer Weisheit von ganzem Herzen meinen Beifall. Der Luxus ist in unserer Gesellschaft in der That schon mehr als ein Recht; er ist ein Bedürfniß, und Der ist in Wahrheit zu beklagen, der sich niemals ein wenig Luxus gönnt. Und wenn nun das allgemeine Be-

mühen dahin geht, die Luxusgegenstände immer populärer zu machen, wollen Sie den Genuß des Volkes auf die Gegenstände beschränken, welche Sie als nothwendig zu bezeichnen belieben? Während die Gemeinschaft im Luxus die Stände einander nähert und verschmilzt, wollen Sie die Grenzmarke tiefer eingraben und Ihre Stufen erhöhen? Der Arbeiter schwitzt und zieht es sich vom Munde ab, um seiner Braut einen Schmuck, seinem Töchterchen ein Halsband, seinem Sohne eine Uhr zu kaufen: und dies Glück wollen Sie ihm rauben, wofern er nicht Ihre Steuer, d. h. Ihre Geldbuße bezahlt!

Haben Sie aber wohl erwogen, daß die Luxusgegenstände besteuern nichts Anderes heißt, als die Luxuskünste verbieten? Meinen Sie, daß die Seidenarbeiter, deren durchschnittlicher Lohn noch nicht 2 Frcs. erreicht, daß die Putzmacherinnen, die 50 Cent. erhalten, Juwelen- und Goldarbeiter und Uhrmacher, die alle Augenblicke nichts zu thun haben, die Dienstboten für 40 Thaler, zuviel verdienen? Sind Sie sicher, daß die Luxussteuer nicht am Ende vom Luxusarbeiter, wie die Getränkesteuer von den Konsumenten würde bezahlt werden? Ja, wissen Sie selbst nur das, ob nicht eine Vertheuerung der Luxusgegenstände ein Hinderniß wäre für die Billigkeit der nothwendigen Dinge und ob Sie nicht in dem Glauben, die zahlreichere Klasse zu begünstigen, die allgemeine Lage verschlimmern würden? Wahrlich, eine schöne Spekulation, dem Arbeiter 20 Frcs. am Wein und Zucker zu erlassen und ihm an seinen Vergnügungen 40 Frcs. zu nehmen! Er erspart am Leder für seine Stiefeln 75 Cent. und muß, um mit seiner Familie viermal im Jahr aufs Land zu fahren, 6 Frcs. mehr für den Wagen ausgeben! Ein Kleinbürger giebt 600 Frcs. aus an die Wirthschafterin, die Wäscherin, an die Kommissionäre; und wenn er nun eine Ersparniß machen will, die sehr vernünftig und für Alle bequemer ist und eine Dienstmagd nimmt, so soll der Fiskus zum Besten der Lebensmittel diesen Spargedanken bestrafen! Wie unsinnig ist doch die Menschenliebe der Oekonomen, wenn man sie bei Lichte besieht!

Ich will aber Ihrem Einfall dennoch ein Genüge thun, und da Sie durchaus Aufwandsgesetze haben müssen, gedenke ich Ihnen die Erhebung zu übertragen. Und ich versichere, daß dieselbe bei meinem System leicht sein wird: keine Kontrolleurs, Weinschmecker,

Einnehmer u. s. w., weder Ueberwachung noch Bureaukosten, kurz nicht die mindeste Beunruhigung und Zudringlichkeit, nicht der geringste Zwang. Ein Gesetz soll dekretiren, daß in Zukunft Niemand zwei Gehalte zugleich beziehen und daß die höchste Besoldung in Paris 6000 Frcs., in den Provinzen 4000 Frcs. nicht übersteigen dürfe. . . . Ei, Sie schlagen ja die Augen nieder! . . . Gestehen Sie also nur, daß Ihre Luxusgesetze nichts als Heuchelei sind.

Um dem Volke Erleichterungen zu verschaffen, wollen Einige die Handelsroutine auf die Steuer angewandt wissen. Wenn z. B., sagen sie, der Preis des Salzes auf die Hälfte herabgesetzt, wenn das Briefporto in demselben Verhältniß ermäßigt wäre, so würde die Konsumtion sofort steigen, die Einnahme sich mehr als verdoppeln und sowohl der Fiskus als der Konsument dabei gewinnen.

Ich nehme an, das Ergebniß bestätige dies, und frage: wenn das Briefporto um drei Viertel ermäßigt und das Salz umsonst gegeben würde, würde der Fiskus dann auch noch gewinnen? Nein, gewiß nicht. Was ist also der Sinn der sogenannten Postreform? Daß es für jede Art von Produkten einen natürlichen Preis giebt, der nicht überstiegen werden kann, ohne daß der Gewinn ein wucherischer würde und die Konsumtion verminderte, der aber auch nicht weiter fallen darf, wenn der Producent nicht verlieren soll. Es sieht dies gar sehr so aus wie die Bestimmung des Werthes, welche die Oekonomen verwerfen und von der wir sagten: Es giebt eine geheime Kraft, welche die äußersten Grenzen feststellt, zwischen denen der Werth auf und nieder schwankt; folglich giebt es auch einen mittleren Ausdruck für den richtigen Werth.

Gewiß wird Niemand verlangen, daß der Postdienst mit Verlust geleistet werde; die öffentliche Meinung ist also die, daß dieser Dienst für den Kostenpreis stattfinden müsse. Dies ist so überaus einfach, daß man sich darüber wundert, daß erst mühsame Untersuchungen angestellt werden mußten über die Folgen der Portoermäßigung in England, daß man ungeheure Zahlen häufen, endlose Wahrscheinlichkeitsrechnungen anstellen und sich den Kopf zermartern mußte, blos um zu erfahren, ob diese Ermäßigung in Frankreich einen Ueberschuß oder Ausfall herbeiführen würde, und um zu guter Letzt doch über nichts mit sich ins Reine kommen zu können.

Wie? Fand sich Niemand, der so viel gesunden Menschenverstand hatte, der Kammer zu sagen: Wir brauchen weder Gesandtsschafts-berichte noch Beispiele aus England: man muß das Briefporto allmälig herabsetzen bis die Einnahme der Ausgabe das Gleichgewicht hält. —? Wo ist denn unser alter gallischer Witz geblieben?

Wenn nun aber, wird man sagen, die Steuer das Salz, den Tabak, die Briefbeförderung, Zucker, Wein, Fleisch zum Kostenpreis stellte, so würde die Konsumtion allerdings steigen und die Verbesserung eine außerordentliche sein; allein womit sollte dann der Staat seine Ausgaben bestreiten? Die indirekten Steuern betragen gegen 600 Millionen: worauf soll der Staat diese Abgabe legen? Wenn der Fiskus nichts an den Posten verdient, so muß er mit dem Salz aufschlagen, wenn er auch noch das Salz erleichtert, muß er Alles auf die Getränke legen; kurz, diese Litanei hat kein Ende. Also ist eine Lieferung für die Produkte zum Kostenpreise sowohl für den Staat als für die Privatindustrie unmöglich.

Also, erwidere ich darauf, also ist eine Erleichterung der Lage der unglücklichen Klassen durch den Staat unmöglich, wie das Aufwandsgesetz, wie die progressive Steuer unmöglich ist, und alle Ihre Faseleien über die Steuer sind nichts als Advokatenkniffe. Sie haben nicht einmal die Hoffnung, daß die Zunahme der Bevölkerung durch Vertheilung der Auflagen die Last eines Jeden erleichtern, weil mit der Bevölkerung das Elend wächst und mit dem Elend die Arbeit und das Personal des Staats größer wird.

Die verschiedenen Fiskalgesetze, welche die Deputirtenkammer in ihrer Sitzung von 1845—1846 votirt hat, sind lauter Beweise für die unbedingte Unfähigkeit der Gewalt, das Wohlsein des Volkes herbeizuführen, wie sie es auch immer anfangen mag. Schon allein dadurch, daß sie die Gewalt ist, d. h. die Vertreterin des göttlichen Rechts und des Eigenthums, das Organ der Kraft, ist sie nothwendig unfruchtbar, und alle ihre Maaßnahmen tragen das Gepräge einer unabwendlichen Täuschung.

Ich führte eben die Postreform an, welche das Briefporto ungefähr um ein Drittel ermäßigt. Wenn nur von den Beweggründen die Rede sein soll, so habe ich der Regierung, welche diese nützliche Ermäßigung durchgesetzt, wahrlich nichts vorzuwerfen, und noch viel

weniger fällt es mir ein, das Verdienst derselben durch erbärmliches Kritteln über Einzelnheiten, dies gemeine Futter der Tagespresse, schmälern zu wollen. Eine ziemlich lästige Auflage ist um 30 Procent herabgesetzt, die Vertheilung derselben ist billiger und regelmäßiger eingerichtet; ich habe nur die Thatsache im Auge und zolle dem Minister, der sie vollbracht, meinen Beifall. Allein dies ist nicht unsere Frage.

Zunächst läßt der Nachlaß am Briefporto dieser Steuer durchaus ihre Proportionalität, d. h. Ungerechtigkeit, was kaum mehr bewiesen zu werden braucht. Die ungleiche Vertheilung der Lasten in Betreff der Posttaxe besteht nach wie vor fort, da der Gewinn der Ermäßigung nicht sowohl den Armen als den Reichen zu Theil wird. Ein Handelshaus, das früher 3000 Fr. Briefporto bezahlte, bezahlt jetzt nur 2000 Fr., gewinnt also zu den 50,000 Fr., die ihm sein Geschäft abwirft, durch die Freigebigkeit des Fiskus noch 1000 Fr. mehr. Der Bauer oder Handwerker dagegen, welcher zweimal jährlich an seinen unter den Soldaten dienenden Sohn schreibt und von demselben zwei Antwortsbriefe erhält, erspart 50 Cent. Ist es also nicht richtig, daß die Postreform sich zur billigen Vertheilung der Steuern umgekehrt verhält? und wäre nicht, wenn nach dem Wunsch des Hrn. Chevalier die Regierung den Reichen hätte in Anspruch nehmen, den Armen schonen wollen, die Briefsteuer die letzte gewesen, die sie hätte herabsetzen sollen? Sieht es nicht aus, als ob der Fiskus nur auf den Vorwand einer für die Dürftigen unmerklichen Erleichterung gewartet habe, um eine Gelegenheit zu finden, dem Vermögen ein Geschenk zu machen?

Das hätten die Beurtheiler des Gesetzentwurfs sagen können, aber Niemand hat es bemerkt. Freilich traf dann die Kritik, statt sich gegen den Minister zu wenden, die Gewalt selbst in ihrem Wesen und mit der Gewalt das Eigenthum, und das paßte nicht mehr in die Rechnung der Opponenten. Die Wahrheit hat heutzutage alle Meinungen gegen sich.

Konnte es aber anders sein? Nein, denn wenn man die frühere Taxe beibehielt, so schadete man Allen, ohne irgend Jemand eine Erleichterung zu gewähren, und wenn man sie ermäßigte, so war es

unmöglich, den Tarif nach verschiedenen Kategorien von Bürgern einzutheilen, ohne den ersten Artikel der Charte zu verletzen, welcher lautet: „Alle Franzosen sind gleich vor dem Gesetz", d. h. vor der Steuer. Die Briefsteuer ist aber nothwendig persönlich; folglich ist sie ein Kopfgeld. Da also, was in einer Beziehung billig ausgeglichen ist, auf einer andern Seite wieder ungleich geworden, so ist ein Gleichgewicht der Lasten unmöglich.

In derselben Zeit bewerkstelligte die Regierung eine andere Reform: die des Schlachtviehtarifs. Früher wurde die Abgabe vom Vieh sowohl bei der Einfuhr aus dem Auslande als beim Einbringen in die Stadt stückweise erhoben; gegenwärtig soll es nach dem Gewicht geschehen. Man verdankt diese nützliche Reform zum Theil den Oekonomen, die auch bei dieser Gelegenheit den ehrenwerthesten Eifer bewiesen und die müßigen Prediger des Socialismus weit hinter sich gelassen haben. Aber auch hier ist wieder der für die Armen erwachsende Vortheil rein illusorisch. Man hat die Viehsteuer gleichmäßig gemacht und geregelt, nicht aber sie billig unter den Menschen vertheilt. Der Reiche, der jährlich 600 Kilogramm Fleisch verbraucht, kann die neue Lage der Fleischerei wohl merken, nicht aber die große Mehrzahl des Volks, welche niemals Fleisch ißt. Ich frage aber auch hier wieder: konnten Regierung und Kammer anders verfahren? Nein, denn man kann dem Fleischer unmöglich befehlen, das Fleisch dem Reichen für 2 Fr. und dem Armen für 10 Sous pro Pfund zu verkaufen. Leichter würde sich der Fleischer noch zum Gegentheil bewegen lassen.

Eben so ist es mit dem Salz. Die Regierung hat das beim Ackerbau zu verbrauchende Salz um vier Fünftel des Preises herabgesetzt. Ein Journalist beklagte darauf das Loos der armen Landleute, die schlimmer daran wären, als ihr Vieh. Aber ließ sich die Sache anders machen? Entweder muß die Herabsetzung eine unbedingte sein, und dann müßte man die Salzsteuer durch eine andere ersetzen, und ich spreche dem gesammten Journalismus Frankreichs die Fähigkeit ab, eine Steuer zu erfinden, die auch nur eine zwei Minuten lange Prüfung aushielte; oder aber die Herabsetzung ist eine theilweise, indem sie sich entweder auf alle Gegenstände erstreckt, aber einen Theil der Abgaben beibehält, oder die ganze Steuer abschafft;

aber nur für einen Theil der Gegenstände. Im ersten Falle ist die Herabsetzung ungenügend für den Ackerbau und die arme Klasse; im zweiten bleibt die Kopfsteuer bestehen mit ihrer ungeheuern Unverhältnißmäßigkeit. Wie man es auch anstelle, stets trifft die Steuer den Armen, weil sie, allen Theorien zum Trotz, nur eine dem besessenen oder verbrauchten Kapital verhältnißmäßige sein kann, und der Fiskus, wollte er anders verfahren, den Fortschritt aufhalten, den Reichthum verbieten, das Kapital tödten würde.

Die Demokraten, die uns vorwerfen, wir brächten das revolutionäre Interesse (was ist denn das revolutionäre Interesse?) dem socialistischen zum Opfer, sollten uns doch sagen, wie sie, ohne den Staat zum einzigen Eigenthümer zu machen und ohne die Gemeinschaft der Güter und des Erwerbs zu dekretiren, es anstellen wollen, durch irgend ein Steuersystem dem Volke Erleichterung zu verschaffen und der Arbeit wieder zu geben, was das Kapital ihr genommen hat? Ich kann mir noch so sehr den Kopf zerbrechen, ich sehe bei allen Fragen die Regierung in der falschesten Lage, und die Ansichten der Journale ergehen sich faselnd in einer grenzenlosen Abgeschmacktheit.

Im J. 1842 war Hr. Arago für den Bau der Eisenbahnen durch Gesellschaften, und die Mehrzahl in Frankreich dachte wie er. Im J. 1846 hat er erklärt, er habe seine Ansicht geändert, und wenn man die Eisenbahnspekulanten ausnimmt, so kann man sagen, daß die Mehrzahl der Bürger eben so wie Hr. Arago anderer Meinung geworden ist. Was soll man nun glauben, was thun bei diesem Hin- und Herschwanken der Gelehrten und des gesammten Frankreichs?

Der Bau durch den Staat scheint die Interessen des Landes besser zu sichern; allein er ist langwierig, übertheuer und geistlos. Zwanzig Jahre voller Fehler, Mißgriffe und Unbedachtsamkeiten und die Millionen, die man bei Herstellung des Kanalnetzes zu Hunderten fortgeworfen, haben selbst die Ungläubigsten davon überführt. Selbst Ingenieurs und Männer der Verwaltung haben offen erklärt, der Staat sei zu den öffentlichen Arbeiten eben so wenig befähigt als zur Industrie.

In Bezug auf das Interesse der Aktionäre ist der Bau durch

Gesellschaften allerdings untadelhaft, allein das allgemeine Interesse wird dann aufgeopfert, dem Aktienschwindel Thür und Thor geöffnet und die Ausbeutung des Publikums durch das Monopol förmlich organisirt.

Das Ideal wäre ein System, welches die Vorzüge beider Arten vereinigte und keinen ihrer Uebelstände hätte. Wo ist nun das Mittel, diese widersprechenden Eigenschaften mit einander zu versöhnen? wie soll man diese Beamten, die unabsetzbar sind und nichts zu verlieren, nichts zu gewinnen haben, zum Eifer, zur Sparsamkeit, zum Scharfsinn anspornen? wie soll man es bewirken, daß einer Gesellschaft die Interessen des Publikums eben so sehr am Herzen liegen als ihre eigenen, daß sie aber gleichwohl vom Staat unterschieden bleibt und somit auch ihre eigenen, besondern Interessen behält? Wer begreift denn in der offiziellen Welt die Nothwendigkeit und somit die Möglichkeit einer solchen Versöhnung? wer endlich ist im Besitz des Geheimnisses derselben?

Unter so bewandten Umständen hat sich die Regierung wie immer dem Eklekticismus hingegeben: sie hat einen Theil des Baues selbst übernommen und den andern Gesellschaften überlassen; d. h. anstatt die Gegensätze zu versöhnen, hat sie dieselben gerade recht in Konflikt gebracht. Und die Presse, welcher nie und nirgend mehr oder weniger Witz zu Gebote steht, als der Staatsgewalt, hat sich in drei Fraktionen getheilt und theils für die ministerielle Vermittlungsmaßregel, theils für die Ausschließung des Staats, theils endlich für die Ausschließung der Gesellschaften Partei ergriffen, so daß gegenwärtig sowohl daß Publikum als Hr. Arago trotz ihrer Umschwenkung eben so wenig als zuvor wissen was sie wollen.

Wir stehen mitten im neunzehnten Jahrhundert; aber ach, welche Heerde bildet die französische Nation mit ihren drei Gewalten, mit ihrer Presse, ihren gelehrten Körperschaften, ihrer Literatur, ihrem Unterricht! Hunderttausend Menschen verfolgen mit stets offenen Augen Alles, was den nationalen Fortschritt und die Ehre des Vaterlandes angeht. Aber man stelle diesen hunderttausend Menschen die allereinfachste Frage in Bezug auf die öffentliche Ordnung, und man kann überzeugt sein, daß Alle bei einer und derselben Dummheit zusammenstoßen werden.

Was ist besser: wenn das Vorrücken der Beamten je nach ihrem Verdienst, oder wenn es nach der Dauer der Dienstzeit geordnet wird?

Gewiß wünscht Niemand, daß diese zwiefache Weise der Abschätzung der Tüchtigkeiten in eine einzige verschmolzen werde. Was wäre das für eine Gesellschaft, in welcher die Rechte des Talents stets in Einklang ständen mit den Rechten des Alters! Allein eine solche Vollendung, sagt man, ist utopisch, denn sie ist widersprechend in ihrem Inhalt. Und anstatt nun einzusehen, daß gerade der Widerspruch die Sache möglich macht, fängt man an hin und her zu streiten über den Werth dieser beiden entgegengesetzten Systeme, welche beide zum Absurden führen und gleich sehr Anlaß geben zu unerträglichen Mißbräuchen.

Wer soll das Verdienst beurtheilen? sagt der Eine. Die Regierung. Die Regierung gesteht aber nur ihren Kreaturen Verdienst zu. Also kein Vorrücken nach ihrer Wahl, kein unsittliches System, welches die Unabhängigkeit und Würde des Beamten vernichtet.

Aber, sagt der Andere, die lange Dienstdauer ist ohne Zweifel sehr ehrenwerth; Schade nur, daß sie den Fehler hat, das, was seinem Wesen nach freiwillig und frei ist, die Arbeit und den Gedanken, unbeweglich zu machen, der Staatsgewalt selbst in ihren eigenen Beamten Hindernisse zu bereiten und dem Zufall, ja oft der Ohnmacht den Preis des Genies und der Kühnheit anheimzugeben.

Endlich legt man sich aufs Vermitteln und räumt der Regierung die Befugniß ein, zu einer gewissen Anzahl von Stellen sogenannte Männer von Verdienst nach Willkür zu ernennen, von denen man voraussetzt, sie bedürften keiner Erfahrung, während alle Uebrigen, die somit offenbar für unfähig gelten, je nach ihrem Dienstalter vorrücken. Und die Presse, dieser alte Leibgaul aller eingebildeten Mittelmäßigkeiten, die oft nur von den umsonst gelieferten Sudeleien junger Leute lebt, die weder Talent besitzen, noch etwas Ordentliches gelernt haben, die Presse beginnt alsbald wieder ihr Anrennen gegen die Staatsgewalt und macht ihr übrigens nicht mit Unrecht bald die Günstlingswirthschaft, bald den alten Schlendrian zum Vorwurf.

Wer dürfte sich schmeicheln, der Presse jemals irgend etwas recht zu machen? Nachdem sie gepredigt und sich wer weiß wie ge-

bärdet gegen die ungeheure Größe des Budgets, verlangt sie mit einem Male wieder Gehaltzulagen für ein Heer von Beamten, die, wenn man wahr sein will, wirklich nicht genug zum Leben haben. Bald ist es die höhere und niedere Lehrerschaft, welche durch sie ihre Klagen laut werden läßt, bald wieder die Landgeistlichkeit, die so schlecht besoldet ist, daß sie nothgedrungen ihre Akzidentien, diese reiche Quelle ärgerlicher Auftritte und Mißbräuche, beibehalten muß. Dann ist es wieder die ganze Verwaltungsnation, die weder Wohnung noch Kleidung, weder Heizung noch Nahrung hat, eine Million Leute mit ihren Familien, fast ein Achtel der ganzen Bevölkerung, deren Armuth Frankreich zur Schande gereicht und für die das Budget straks um 500 Millionen erhöht werden müßte. Dazu kommt, daß von diesem ungeheuern Personal auch nicht ein Mann überflüssig ist: im Gegentheil, wenn die Bevölkerung zunimmt, muß dasselbe in demselben Verhältniß vermehrt werden. Seid ihr im Stande, von der Nation 2 Milliarden Steuern zu erheben? Könnt ihr von einem durchschnittlichen Einkommen von 920 Fr. auf je vier Personen 236 Fr., also mehr als ein Viertel abziehen, um neben den andern Staatskosten die Gehalte der Unproduktiven zu bezahlen? Und wenn Ihr es nicht vermögt, wenn Ihr Eure Ausgaben weder bezahlen noch ermäßigen könnt, was schreit und worüber beklagt Ihr Euch denn?

Das Volk erfahre es endlich: alle Hoffnungen auf Ermäßigung und Billigkeit der Steuer, mit denen bald die Reden der Staatsgewalt, bald die Umtriebe der Parteimänner es einwiegen, sind lauter Mystifikationen. Bei der Wirthschaft des Monopols kann weder die Steuer ermäßigt noch die Vertheilung billiger eingerichtet werden. Im Gegentheil, je schlimmer die Lage des Bürgers wird, desto schwerer wird die Last der Steuer: das ist unvermeidlich nothwendig, unwiderstehlich, trotz der eingestandenen Absicht des Gesetzgebers und der wiederholten Anstrengungen des Fiskus. Wer nicht wohlhabend werden oder bleiben kann, wer in die Höhle des Unglücks eingetreten ist, der muß sich ergeben in die Nothwendigkeit nach Maaßgabe seines Elends immer mehr zu bezahlen. Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate.

Die Steuer, die Polizei — wir werden diese beiden Ideen nun

fortan nicht mehr von einander trennen — ist also eine neue Quelle des Pauperismus. Die Steuer verstärkt die zerstörenden Wirkungen der vorhergehenden Antinomien, der Arbeitstheilung, der Maschinen, der Konkurrenz, des Monopols, Sie greift den Arbeiter an in seiner Freiheit und seinem Gewissen, an seinem Leibe, wie an seiner Seele durch das Schmarotzerthum, die Plackereien, die Betrügereien, die sie eingiebt, und die Strafen, welche diesen folgen.

Unter Ludwig XIV. veranlaßte allein die Salzschmuggelei jährlich 3700 Beschlagnahmen, 2000 Verhaftungen von Männern, 1800 von Frauen, 6600 von Kindern; 1100 Pferde und 50 Wagen wurden fortgenommen, und 300 Personen zu den Galeeren verurtheilt. Und das, bemerkt der Geschichtschreiber, ist nur das Ergebniß einer einzigen Steuer, der Salzsteuer. Wie hoch mag sich daher die Gesammtzahl der Unglücklichen belaufen haben, die eingekerkert, aus ihrem Eigenthum vertrieben, gefoltert wurden um der Steuer willen? . . .

In England kommt auf je vier Familien eine unproduktive, und gerade diese lebt im Ueberfluß. Welche Wohlthat für die arbeitende Klasse, sollte man denken, wenn diese Räude des Schmarotzerthums ausgemerzt würde! Gewiß, in der Theorie hat man damit recht; allein in der Praxis wäre die Unterdrückung des Schmarotzerthums ein allgemeines Unglück. Wenn ein Viertel der Bevölkerung Englangs unproduktiv ist, so giebt es dagegen ein anderes Viertel, das für dasselbe arbeitet, und was sollten diese Arbeiter anfangen, wenn sie plötzlich den Absatz ihrer Produkte verlören? Eine absurde Annahme! wendet man mir ein. Ja, absurd ist sie, aber äußerst wirklich und eben weil sie absurd ist, muß man sie gelten lassen. In Frankreich bilden ein Heer von 500,000 Mann, 40,000 Priester, 20,000 Aerzte, 80,000 Männer des Gesetzes, 26,000 Zollbeamte, und ich weiß nicht, wie viele Hunderttausende von andern Unproduktiven jeglicher Art einen ungeheuern Absatzmarkt für unsern Ackerbau und unsere Fabriken. Dieser Absatzweg schließe sich einmal plötzlich, und die Industrie steht still, der Handel macht Bankerott, und der Ackerbau erstickt unter seinen Produkten.

Aber wie soll man das begreifen; daß eine Nation sich gehemmt

sehe in ihrem Gange, wenn sie sich der faulen überflüssigen Mäuler entledigt? — Frage lieber, wie eine Maschine, deren Kohlenverbrauch auf 300 Kilogramm in der Stunde berechnet ist, ihre Kraft verlieren könne, wenn man ihr nur 150 Kilogr. giebt!

Aber könnte man nicht vielleicht diese Unproduktiven zu Producenten machen, wenn man sich ihrer einmal nicht entledigen kann?

Kind, sage mir doch, wie du dich ohne Polizei, ohne Monopol, ohne Konkurrenz, kurz ohne alle die Widersprüche behelfen willst, aus denen sich die Ordnung der Dinge zusammensetzt! Höre.

Im Jahre 1844 schrieb bei Gelegenheit der Unruhen von Rive de Gier Hr. Anselme Petetin in der Revue indépendante zwei sehr vernünftige und freimüthige Artikel über die Anarchie in den Kohlenbergwerken des Loirebeckens. Hr. Petetin zeigte die Nothwendigkeit die Bergwerke zu vereinigen und den Betrieb derselben zu centralisiren. Die Thatsachen, die er zur Kenntniß des Publikums brachte, entgingen keineswegs der Aufmerksamkeit der Regierung. Hat sich aber die Regierung bekümmert um die Vereinigung der Bergwerke und die Organisation dieser Industrie? Durchaus nicht. Sie befolgte das Princip der freien Konkurrenz, ließ geschehen, was geschah, und sah zu.

Seitdem haben sich die Inhaber der Kohlenbergwerke associirt, und nicht ohne den Konsumenten einige Besorgniß einzuflößen; denn diese sahen in dieser Association die geheime Absicht, den Preis des Brennmaterials in die Höhe zu treiben. Wird die Regierung, bei der zahlreiche Beschwerden über diesen Gegenstand eingingen, sich ins Mittel legen, um die Konkurrenz herzustellen und das Monopol zu verhindern? Sie kann es nicht: das Vereinigungsrecht ist nach dem Gesetz identisch mit dem Associationsrecht; das Monopol ist die Grundlage unserer Gesellschaft, wie die Konkurrenz die Erwerbung desselben ist, und wenn daraus keine Emeute entsteht, so wird die Regierung es auch ferner geschehen lassen und zusehen. Wie könnte sie auch anders verfahren? Kann sie eine gesetzlich konstituirte Handelsgesellschaft verbieten? Kann sie Nachbarn zwingen, sich gegenseitig zu Grunde zu richten? Kann sie ihnen verbieten, ihre Kosten zu vermindern? Kann sie ein Maximum aufstellen? Wenn sie eins

von diesen Dingen thäte, so wurde sie die bestehende Ordnung umstoßen. Die Regierung kann also keine Initiative ergreifen; sie ist eingesetzt, um sowohl das Monopol, als die Konkurrenz, zu vertheidigen und zu begünstigen, vorbehältlich der Patente, Koncessionen, Grundsteuern und anderer Verpflichtungen, die sie dem Eigenthum auferlegt hat. Abgesehen von diesen Vorbehalten hat die Regierung keine Art von Recht im Namen der Gesellschaft geltend zu machen. Das sociale Recht ist noch nicht definirt; überdies wäre es auch geradezu die Negation des Monopols und der Konkurrenz. Wie könnte also die Regierung das vertheidigen, was das Gesetz nicht vorgesehen hat, was es nicht definirt, was das Gegentheil der vom Gesetzgeber anerkannten Rechte ist?

Als daher die Bergleute, die wir in den Ereignissen von Rive de Gier als die wahren Vertreter der Gesellschaft, gegenüber den Eigenthümern der Kohlenschachte, anzusehen haben, es sich beikommen ließen, ihren Lohn zu vertheidigen, und dem Preisaufschlage der Monopolisten Widerstand zu leisten, indem sie einem Bündniß ein anderes entgegensetzten, da ließ die Regierung diese Bergleute niederschießen. Sogleich erhoben sich die politischen Kläffer gegen die Staatsgewalt und schrien, sie sei patriotisch, grausam, sie habe sich dem Monopol verkauft u. s. w. Ich für meinen Theil dagegen erkläre, daß diese Art, über die Handlungen der Obrigkeit zu urtheilen, mir wenig philosophisch vorkommt, und daß ich sie mit aller Kraft zurückweise. Es ist möglich, daß man weniger Leute hätte todtschießen können, aber auch möglich, daß man mehr todtgeschossen hätte: die Thatsache, auf die es hier ankommt, ist nicht die Zahl der Todten und Verwundeten, sondern die Bändigung der Arbeiter. Diejenigen, welche die Obrigkeit kritisirt, hätten eben so gehandelt wie sie, abgesehen vielleicht von der Ungeduld ihrer Bajonette und vom richtigen Treffen ihrer Schüsse; sie hätten die Arbeiter ebenfalls gebändigt, sage ich, denn sie hätten nicht anders handeln können. Und der Grund davon, den man umsonst zu verläugnen sucht, ist die Gesetzmäßigkeit der Konkurrenz, der Aktiengesellschaft, des Angebots und der Nachfrage und aller daraus unmittelbar hervorgehenden Konsequenzen, während die Zusammenrottung der Arbeiter eine ungesetzliche war. Und das sagt nicht blos das Strafgesetz, sondern auch das

ökonomische System und die Nothwendigkeit der bestehenden Ordnung. So lange die Arbeit nicht souverän ist, muß sie Sklavin sein: nur um diesen Preis kann die Gesellschaft bestehen. Daß jeder Arbeiter über seine Person und seine Hände frei zu verfügen habe, das kann man dulden; daß aber die Arbeiter sich unterfangen, durch Bündnisse dem Monopol Gewalt anzuthun, das kann die Gesellschaft nicht zugeben. Zerstöre das Monopol, und Du schaffst die Konkurrenz ab, Du hebst die Organisation der Werkstatt auf, und säest überall die Auflösung aus. Als die Obrigkeit die Bergleute erschießen ließ, stand sie wie Brutus zwischen den Vaterpflichten und der Pflicht des Konsuls: sie mußte ihre Kinder tödten oder (?) die Republik retten. Ich gebe zu, die Alternative war gräßlich: allein das ist der Sinn, wie der Buchstabe des gesellschaftlichen Vertrages, das ist der Wortlaut der Charte und das Gebot der Vorsehung.

So ist die Polizei, die zur Vertheidigung des Proletariats eingesetzt wurde, ganz und gar gegen das Proletariat gerichtet. Der Proletarier ist vertrieben aus Wäldern, von den Flüssen und Gebirgen; man verbietet ihm selbst die Feldwege; bald wird er nur noch einen Weg kennen, den Weg ins Gefängniß.

Die Fortschritte der Landwirthschaft haben allgemein den Vortheil künstlicher Wiesen fühlbar gemacht, und die Nothwendigkeit, die bloße Weide abzuschaffen. Ueberall wird die Gemeindeweide urbar gemacht, verpachtet und eingezäunt: neue Fortschritte, neuer Reichthum. Aber der arme Tagelöhner, der kein ander Erbtheil hatte, als das Gemeindefeld, und der im Sommer eine Kuh und ein Paar Schaafe hielt, die er längs den Wegen, im Gestrüpp und auf den abgeernteten Feldern weiden ließ, verliert sein einziges und letztes Mittel zum Unterhalt. Der Grundbesitzer, der Käufer oder Pächter des Gemeindefeldes wird in Zukunft, wie das Getreide und Gemüse, so auch Milch und Käse allein verkaufen. Anstatt ein altes Monopol zu schwächen, hat man ein neues geschaffen. Selbst die Chausseewärter behalten den Ranft der Straße für sich, als eine Wiese, die ihnen zugehört, und treiben alles Vieh weg, was kein Beamtenvieh ist. Was ist die Folge? Bevor der Tagelöhner auf seine Kuh verzichtet, läßt er sie gegen das Verbot weiden, plündert die Felder, richtet allerlei Schaden an, und läßt sich zu Schadenersatz und Ge-

fängniß verurtheilen. Was helfen ihm die Polizei und die Fortschritte der Landwirthschaft? — Im vorigen Jahre erließ der Maire von Mühlhausen, um das Traubenstehlen zu verhindern, ein Verbot, dem zufolge Niemand, der nicht selbst einen Weingarten besaß, weder bei Tage noch bei Nacht die Wege betreten durfte, welche durch den Weinberg oder an ihm vorbeiführten; was übrigens eine menschenfreundliche Vorsichtsmaaßregel war, weil sie dem Verlangen selbst und dem Aerger, es nicht stillen zu können, vorbeugte. Wenn aber die öffentlichen Wege weiter Nichts mehr sind, als eine Zubehör des Eigenthums, wenn die Gemeindeländereien in Eigenthum verwandelt, kurz, wenn das Besitzthum der Gesammtheit einem Eigenthum ähnlich gemacht und bewacht, benutzt, verpachtet und verkauft wird, wie ein Eigenthum, was bleibt dann für den Proletarier? Was hilft es ihm, daß die Gesellschaft herausgetreten ist aus dem Kriegszustande, um der Wirthschaft der Polizei anheim zu fallen?

Eben so wie der Acker hat auch die Industrie ihre Priviligien, welche das Gesetz, wie immer, unter Bedingungen und Vorbehalten bestätigt hat, aber wie es auch immer der Fall ist, zum großen Nachtheil des Konsumenten. Dieser Punkt ist interessant, und wir wollen einige Worte über denselben sagen.

Ich führe Hrn. Renouard an.

„Die Privilegien," sagt derselbe, „waren ein Mittel zur Milderung der regelnden Bestimmungen.

Ich erlaube mir, seinen Gedanken in der Art wiederzugeben, daß ich seinen Satz umkehre: die regelnden Bestimmungen waren ein Mittel zur Milderung des Privilegiums. Denn wer von regelnden Bestimmungen spricht, der meint damit eine Begrenzung, Beschränkung, und wie hätte man das Privilegium begrenzen können, bevor es vorhanden war? Daß der Souverän die Privilegien gewissen Verordnungen unterworfen, das begreife ich; daß er aber Privilegien sollte geschaffen haben, ausdrücklich zu dem Zweck, die Wirkung der regelnden Bestimmungen aufzuheben, das kann ich nicht begreifen. Ein solches Zugeständniß wäre durch Nichts motivirt es wäre eine Wirkung ohne Ursache gewesen. Sowohl in der Logik als in der Geschichte ist Alles bereits angeeignet und monopolisirt, wenn die Gesetze und regelnden Bestimmungen kommen: es verhält

sich in dieser Beziehung mit der Civilgesetzgebung ganz wie mit den Strafgesetzen. Die erstere wird veranlaßt durch Besitz und Aneignung, die letztere durch das Auftreten der Vergehen und Verbrechen. Hr. Renouard dachte an die in jeder regelnden Bestimmung mittelbar enthaltene Dienstbarkeit und betrachtete nun das Privilegium als eine Entschädigung für diese Dienstbarkeit. Allein was er hinzusetzt, beweist, daß er eigentlich das Umgekehrte sagen wollte. „Das Grundprincip unserer Gesetzgebung, das einer zeitweiligen Genehmigung des Monopols als Preis eines Vertrages zwischen der Gesellschaft und dem Arbeiter, ist stets vorwiegend gewesen u. s. w." Was ist denn im Grunde diese Genehmigung des Monopols? Eine bloße Anerkennung, eine Erklärung. Die Gesellschaft will eine neue Industrie begünstigen, und die Vortheile genießen, die sie verspricht; sie unterhandelt also mit dem Erfinder, wie sie mit dem Ansiedler unterhandelt hat, d. h. sie sichert ihm für eine gewisse Zeit das Monopol seiner Industrie; aber sie schafft nicht das Monopol. Das Monopol ist durch die Thatsache der Erfindung bereits vorhanden, und die Anerkennung des Monopols ist es, was die Gesellschaft konstituirt.

Nachdem diese Zweideutigkeit gehoben ist, komme ich zu den Widersprüchen des Gesetzes.

„Alle industriellen Nationen haben das Bestehen eines zeitweisen Monopols als Preis eines Kontrakts zwischen der Gesellschaft und dem Erfinder angenommen. . . . Ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß alle Gesetzgeber aller Länder sollten einen Raub begangen haben."

Wenn Hr. Renouard dies Werk jemals liest, so wird er mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß meine Kritik nicht seinen Gedanken trifft: er hat die Widersprüche des Patentgesetzes selbst gefühlt. Ich will weiter Nichts als diesen Widerspruch auf das allgemeine System zurückführen.

Zunächst frage ich, warum in der Industrie ein zeitweiliges Monopol, während das Monopol des Landbesitzes ein ewiges ist? Die Aegypter waren konsequenter: bei ihnen waren diese beiden Monopole gleichermaaßen erblich, ewig, unverletzlich. Ich weiß, welche Gründe man geltend gemacht hat gegen die ewige Dauer des schriftstellerischen Eigenthums, und gebe sie sämmtlich zu:

allein diese Gründe finden ganz eben so gut ihre Anwendung auf das Grundeigenthum, ja noch mehr, sie lassen die Gründe, welche man gegen dieses anführt, in ihrer vollen Wucht bestehen. Wo also liegt das Geheimniß aller dieser Verschiedenheiten der Gesetzgebung? — Uebrigens aber brauche ich wohl nicht erst wieder zu sagen, daß ich mit dem Hervorheben dieses Unzusammenhangs weder verleumden noch spotten will: ich sehe ein, daß der Gesetzgeber sich nicht freiwillig, sondern von der Nothwendigkeit gezwungen entschieden hat.

Der schneidendste Widerspruch liegt aber in folgender Bestimmung des Gesetzes (Tit. IV, Art. 30, §. 3): „Bezieht sich das Patent auf Principien, Methoden, Systeme, Entdeckungen, Pläne, die theoretisch oder rein wissenschaftlich sind, und von denen die industrielle Anwendung nicht angegeben ist, so ist das Patent ungültig."

Was ist denn ein Princip, eine Methode, ein theoretischer Plan, ein System? Die eigenste Frucht des Genies, die Erfindnng in ihrer Reinheit, die Idee, Alles! Die Anwendung ist die rohe That, Nichts. So schließt also das Gesetz von der Vergünstigung des Patents gerade das aus, was das Patent verdient hat, nämlich die Idee; dagegen bewilligt sie das Patent der Anwendung, d. h. der materiellen That, einem Exemplar der Idee, wie Plato gesagt haben würde. Es ist falsch, wenn man sagt „Erfindungspatent"; es müßte heißen „Patent der ersten Besitznahme".

Ein Mann, der gegenwärtig die Arithmetik, die Algebra, das Decimalsystem erfände, würde kein Patent erhalten, wohl aber hätte Barême Eigenthumsrecht erlangt für seine Rechenmaschine. Pascal würde für seine Theorie der Schwere der Luft nicht patentirt sein; ein Glaser hätte statt seiner das Privilegium des Barometers bekommen. „Zweitausend Jahre nach der ersten Erfindung der archimedischen Schraube, sagt Hr. Arago, fiel es einem unserer Landsleute ein, daß man diese Schraube, die man benutzt, um Wasser in die Höhe zu ziehen, anwenden könne, um Gas in die Tiefe zu führen. Man braucht sie zu diesem Behuf nur, ohne das Mindeste an ihr zu ändern, anstatt, wie beim Wasseraufziehen, von der Linken zur Rechten, von der Rechten zur Linken umzudrehen. Auf diese Weise werden beträchtliche Mengen Gas bis auf den Grund einer tiefen Wasserschicht herunter-

geschroben, von wo sie emporsteigen. Beim Durchgehen durch das Wasser reinigt sich das Gas. Ich behaupte, daß dies eine Erfindung war, und daß derjenige, welcher die Möglichkeit sah, die archimedische Schraube als Luftgebläse zu benutzen, Anrecht auf ein Patent hatte." Was hierbei noch merkwürdiger ist, das ist der Umstand, daß Archimedes selbst das Recht, sich seiner Schraube zu bedienen, erst wieder würde zurückkaufen müssen: und Hr. Arago findet das gerecht.

Es ist unnöthig noch mehr Beispiele anzuführen. Was das Gesetz hat monopolisiren wollen, das ist, wie gesagt, nicht die Idee, sondern die That, nicht die Erfindung, sondern die Inbeschlagnahme derselben. Als wäre die Idee nicht die Kategorie, welche alle sie darstellenden Thaten umfaßt; als wäre eine Methode, ein System nicht die Verallgemeinerung von Erfahrungen, mithin das, was recht eigentlich die Frucht des Genies ausmacht, die Erfindung! Hier ist die Gesetzgebung mehr als antiökonomisch: sie streift ans Alberne. Ich habe daher das Recht, den Gesetzgeber zu fragen, warum er trotz der freien Konkurrenz, die nichts Anderes ist, als das Recht, eine Theorie, ein Princip, eine Methode, ein zur Erlangung der Eigenschaft des Eigenthums nicht geeignetes System in Anwendung zu bringen, in manchen Fällen eben diese Konkurrenz, eben diese Anwendung eines Princips dennoch verbietet? „Man kann seine Konkurrenten, sagt Hr. Renouard ungemein treffend, nicht mehr dadurch erdrücken, daß man sich zu Korporationen und Zünften verbindet; man entschädigt sich dafür durch Patente." Warum hat der Gesetzgeber die Hand geboten zu dieser Verschwörung der Monopole, zu dieser Untersagung der Theorien, welche Allen angehören?

Allein was hilfts es, Einen, der nichts antworten kann, fortwährend mit Fragen zu bestürmen? Der Gesetzgeber hat nicht gewußt, in welchem Geiste er handelte, als er diese seltsame Anwendung vom Eigenthumsrecht machte, die man, um genau zu sein, Prioritätsrecht nennen müßte. Er erkläre sich daher wenigstens über die Klauseln des Vertrages, den er in unserm Namen mit den Monopolisten abgeschlossen hat.

Ich übergehe den Theil, der sich auf die Data und andere Ver-

waltungs- und fiskalische Förmlichkeiten bezieht, mit Stillschweigen und bleibe stehen bei dem Artikel:

„Das Patent leistet keine Bürgschaft für die Erfindung."

Allerdings kann und darf die Gesellschaft oder der Fürst, der sie vertritt, die Erfindung nicht verbürgen, weil durch das Zugeständniß eines vierzehnjährigen Monopols die Gesellschaft Käuferin des Privilegiums wird, es mithin Sache des Patentirten ist, die Bürgschaft zu liefern. Wie können daher die Gesetzgeber ganz stolz herkommen und ihren Auftraggebern sagen: Wir haben in Euerm Namen mit dem Erfinder unterhandelt; er verpflichtet sich, Euch seine Entdeckung genießen zu lassen unter der Bedingung, daß er das Geschäft mit derselben vierzehn Jahre lang ausschließlich betreibt. Aber wir verbürgen die Erfindung nicht! — Worauf habt Ihr Euch denn verlassen, Ihr Gesetzgeber? Habt Ihr nicht eingesehen, daß Ihr ohne eine Bürgschaft für die Erfindung ein Privilegium ertheiltet, nicht auf eine wirkliche, sondern nur auf eine mögliche Entdeckung, und daß so das Feld der Industrie von Euch veräußert wurde, bevor der Pflug gefunden war? Eure Pflicht gebot Euch doch vorsichtig zu sein; wer hat Euch den Auftrag gegeben, Euch übertölpeln zu lassen?

So ist also das Erfindungspatent nicht einmal mehr eine Sicherung des Datums, sondern eine vorgreifende Veräußerung. Es ist, als wenn das Gesetz sagen wollte: Ich sichere das Land dem Ersten, der es in Besitz nimmt, jedoch ohne die Beschaffenheit, die Lage, ja selbst nur die Existenz desselben zu verbürgen, ohne zu wissen, ob ich es veräußern darf, ob es überhaupt der Aneignung anheimfallen kann! Eine allerliebste Anwendung der gesetzgebenden Gewalt!

Ich weiß wohl, daß das Gesetz seine vortrefflichen Gründe hatte, zurückhaltend zu sein; aber ich behaupte, daß es auch ganz eben so gute Gründe hatte, sich ins Mittel zu legen.

„Man kann es sich nicht verhehlen, aber auch nicht verhindern, sagt Hr. Renouard, daß die Patente ein Mittel der Charlatanerie sind, während sie zugleich eine rechtmäßige Belohnung der Arbeit und des Genies bilden. . . Dem gesunden Sinne des Publikums liegt es ob, den Schwindeleien ihr Recht widerfahren zu lassen."

Mit demselben Rechte könnte man auch sagen: Der gesunde

Sinn des Publikums mag die wahren und die falschen Arzeneien, den natürlichen und den nachgemachten Wein unterscheiden; der gesunde Sinn des Publikums muß die Orden im Knopfloch richtig würdigen und einen Unterschied machen zwischen dem für wirkliches Verdienst ertheilten und dem, welcher sich auf der Brust der Mittelmäßigkeit und der Intrigue prostituirt. Warum nennt Ihr Euch noch Staat, Obrigkeit, Polizei, wenn der gesunde Sinn des Publikums die Polizei besorgen soll?

Das Gesetz über die Erfindungspatente ist unerläßlich, in seinen Beweggründen aber unmöglich, d. h. unlogisch, willkürlich, verderblich in seiner Bethätigung. Beherrscht von gewissen Nothwendigkeiten, hat der Gesetzgeber geglaubt, im allgemeinen Interesse ein Privilegium für eine bestimmte Sache zu bewilligen; aber es findet sich, daß er dem Monopol eine unbedingte unausgefüllte Vollmacht gegeben, daß er die Möglichkeit, die das Publikum hatte, diese oder jede andere Entdeckung zu machen, verscherzt, die Rechte der Konkurrenten ohne Ausgleichung aufgeopfert und das Zutrauen der Konsumenten der Habgier, der Charlatane vertheidigungslos preisgegeben hat. Um aber der Unsinnigkeit des Vertrages die Krone aufzusetzen, sagt er endlich noch zu Denen, die er hätte sichern müssen: Sichert Euch selber!

Ich glaube eben so wenig als Hr. Renouard, daß die Gesetzgeber aller Zeiten und Länder wissentlich einen Raub begangen, indem sie die verschiedenen Monopole bestätigten, welche die Angeln der Staatsökonomie bilden. Aber Hr. Renouard könnte auch mit mir übereinstimmend einräumen, daß die Gesetzgeber aller Zeiten und aller Länder ihre eigenen Dekrete niemals begriffen haben. Ein Mensch, der taub und blind war, hatte gelernt in seiner Kirche die Glocken läuten und die Thurmuhr aufziehen. Dies Geschäft war für ihn deswegen so bequem, weil er weder vom Dröhnen der Glocken noch durch die Höhe des Thurmes schwindlig wurde. Die Gesetzgeber aller Zeiten und aller Länder, denen ich mit Hrn. Renouard meine tiefste Ehrerbietung bezeige, gleichen diesem Taubundblinden: sie sind die Uhrmännchen aller menschlichen Thorheiten.

Welch ein Ruhm für mich, wenn es mir gelänge, diese Automaten zum Nachdenken zu bewegen, wenn ich's ihnen begreiflich ma-

chen könnte, daß ihr Werk ein Penelope-Gewebe ist, das sie verdammt sind an dem einen Ende wieder aufzutrennen, während sie es am andern fortsetzen!

Während man z. B. der Ausfertigung der Patente Beifall zollt, verlangt man auf andern Punkten die Abschaffung der Privilegien, und stets mit demselben Stolz, derselben Selbstzufriedenheit. H. Horace Say verlangt Freiheit des Fleischhandels. Unter andern Gründen macht er das folgende ganz mathematische Argument geltend.

„Ein Fleischer will sein Geschäft aufgeben und sucht einen Käufer für dasselbe. Er veranschlagt seine Geräthschaften, seine Vorräthe, seinen Ruf und seine Kundschaft; allein bei der gegenwärtigen Wirthschaft bringt er noch den Werth des bloßen Titels, d. h. das Recht der Theilnahme am Monopol in Anschlag. Diese Mehrausgabe des Käufers für das bloße Recht trägt Zinsen, die derselbe auf das Fleisch schlagen muß. Die Beschränkung der Anzahl der Fleischbänke ist als mehr geeignet den Preis des Fleisches zu erhöhen als ihn zu erniedrigen.

„Ich scheue mich nicht, hier beiläufig zu bemerken, daß diese Bemerkung in Bezug auf den Verkauf der Fleischbank auf jedes Geschäft Anwendung findet, das einen verkäuflichen Titel hat.“

Gegen die Gründe des Hrn. Horace Say ist nichts einzuwenden; ja, sie gelten für Buchdrucker, Notare, Advokaten, Mäkler, Wechselagenten, Apotheker u. A. eben so gut wie für die Fleischer. Aber sie heben die Gründe nicht auf, welche zur Annahme dieser Monopole bewogen haben, und die im Allgemeinen auf dem Bedürfniß der Sicherheit, Aechtheit und Regelmäßigkeit der Geschäfte, so wie auf den Interessen des Handels und der öffentlichen Gesundheit beruhen. — Der Zweck, sagen Sie, ist nicht erreicht. — Mein Gott ja, das weiß ich: man überlasse die Fleischerei der Konkurrenz, und man bekommt Aas zu essen; man mache sie zum Monopol, und man ißt ebenfalls Aas. Das ist die einzige Frucht, die von der Monopol- und Patentgesetzgebung zu hoffen steht.

Mißbräuche! rufen die Oekonomen, die für regelnde Bestimmungen sind. Man richte für den Handel eine Ueberwachungs-

polizei ein, mache die Fabrikzeichen unerläßlich, bestrafe die Verfälschung der Produkte, u. s. w.

Auf dem Wege, den die Civilisation einmal eingeschlagen, gelangt man stets, wie man sich auch dreht und wendet, zum Despotismus des Monopols, somit zur Bedrückung der Konsumenten; oder zur Vernichtung des Privilegiums durch die Wirksamkeit der Polizei, und sie ist ein Rückschritt in der Oekonomie, eine Auflösung der Gesellschaft durch Zerstörung der Freiheit. Es ist wunderbar! bei diesem System der freien Industrie werden die Mißbräuche wie das Ungeziefer bei der Läusekrankheit gerade durch die Gegenmittel aufs Neue erzeugt, und wenn der Gesetzgeber alle Vergehen unterdrücken, alle Betrügereien überwachen, Personen, Eigenthum und öffentliches Wohl gegen jede Beeinträchtigung sichern wollte, so würde er von Reform zu Reform endlich dahin gelangen, die unproduktiven Verrichtungen dermaßen zu vermehren, daß die ganze Nation von denselben in Anspruch genommen würde und Niemand zum Produciren übrig bliebe. Jedermann würde zur Polizei gehören und die industrielle Klasse zur Mythe werden. Vielleicht würde dann Ordnung herrschen im Monopol.

Der Gedanke, welcher die Fabrikzeichen eingegeben hat, ist von gleicher Herkunft mit dem, welcher früher die Maximumsgesetze diktirte. Auch hier sehen wir wieder einen der zahllosen Kreuzwege der Staatsökonomie.

Es steht fest, daß die Maximumsgesetze, die von ihren Urhebern zur Abhülfe der Hungersnoth erlassen und sehr gut motivirt wurden, nie einen andern Erfolg gehabt haben als eine Verschlimmerung der Hungersnoth. Auch beschuldigen die Oekonomen diese verabscheuten Gesetze nicht der Ungerechtigkeit oder Böswilligkeit, sondern der Ungeschicklichkeit und des Mangels an Politik. Aber welcher Widerspruch liegt in der Theorie, die sie denselben entgegensetzen!

Um der Hungersnoth abzuhelfen, muß man die Lebensmittel herbeirufen, oder, besser gesagt, sie zum Vorschein zu bringen suchen. Bis zu diesem Punkt ist noch nichts dagegen einzuwenden. Damit aber die Lebensmittel zum Vorschein kommen, muß man die Inhaber durch den Gewinn herbeiziehen, ihre Konkurrenz erregen und ihnen vollständige Freiheit auf dem Markt sichern. Sieht dies Verfahren

nicht aus wie die abgeschmackteste Homöopathie? Wie ist es zu begreifen, daß ich desto eher versorgt sein soll, je leichter man mich übertheuern kann? Laßt nur den Dingen ihren Lauf, sagt man, laßt geschehen, was geschieht; laßt Konkurrenz und Monopol walten, namentlich in Zeiten der Noth, und selbst dann, wenn die Noth eine Wirkung der Konkurrenz und des Monopols ist. Welche Logik, besonders aber welche Moral!

Warum aber sollte man nicht einen Tarif für die Pächter einführen, wie einer für die Bäcker besteht? Warum sollte man nicht eine Kontrole der Aussaat, der Ernte, der Weinlese, des Futterbaues und der Viehzucht einrichten, wie es einen Stempel für die Journale, Cirkulare und Vollmachten, eine Regie für die Brauer und Weinhändler giebt? . . . Beim Monopolsystem wäre es, das gebe ich zu, eine Vermehrung der Quälereien; allein bei unserer Neigung zum unredlichen Handel und der Bereitwilligkeit der Regierung, ihr Personal und ihr Budget unaufhörlich zu vermehren, wird ein Inquisitionsgesetz für die Ernten mit jedem Tage mehr unerläßlich.

Uebrigens ist schwer zu sagen, was in Zeiten der Noth mehr Unheil stiftet, der freie Handel oder das Maximum. Wozu man sich aber auch entschließe, — und man kann der Alternative nicht entgehen — die Täuschung ist sicher und das Unheil unermeßlich. Beim Maximum verstecken sich die Waaren, der Schrecken wird durch das Gesetz selbst noch größer, der Preis der Lebensmittel steigt; bald steht die Cirkulation still und die Katastrophe tritt ein, schnell und ohne Barmherzigkeit wie eine Razzia. Bei der Konkurrenz schreitet die Plage langsamer, aber nicht minder verderblich vor: wie viele Menschen siechen hin oder sterben vor Hunger, bevor das Steigen der Preise die Nahrungsmittel herbeizieht! und wie viele Andere werden gebrandschatzt, wenn sie endlich da sind! Es ist die Geschichte von jenem Könige, dem Gott, um seine Ueberhebung zu züchtigen, die Wahl ließ zwischen einer dreitägigen Pest, einer dreimonatlichen Hungersnoth und einem dreijährigen Kriege. David wählte das Kürzeste, die Oekonomen geben dem Längsten den Vorzug. Der Mensch ist so erbärmlich, daß er lieber an der Schwindsucht als am Schlagfluß stirbt: es scheint ihm, als stürbe er dann

nicht eben so sehr. Das ist der Grund, warum man die Uebelstände des Maximums und die Wohlthaten des freien Handels so sehr übertreibt.

Daß übrigens Frankreich seit fünfundzwanzig Jahren keine allgemeine Hungersnoth erduldet, hat es nicht der Freiheit des Handels zu verdanken, denn dieser versteht es vortrefflich, wenn er will, im Vollen Leerheit zu erzeugen und im Schooße des Ueberflusses die Noth herrschen zu lassen, sondern der Vervollkommnung der Verbindungswege, welche die Entfernungen abgekürzt hat und das einen Augenblick durch örtlichen Mangel gestörte Gleichgewicht bald wiederhergestellt. Ein schlagendes Beispiel für die traurige Wahrheit, daß das allgemeine Wohlsein in der Gesellschaft niemals die Wirkung einer Verständigung unter Einzelnen ist!

Je tiefer man eindringt in dies System illusorischer Vermittlungen zwischen dem Monopol und der Gesellschaft, d. h., wie wir in §. 1 dieses Kapitels gezeigt, zwischen Patriciat und Proletariat, desto mehr wird man gewahr, daß in demselben Alles nach jenem teuflischen Grundsatz angelegt, geregelt und in Ausführung gebracht ist, den Hobbes und Macchiavell, diese Theoretiker des Despotismus, noch nicht kannten, nach dem Grundsatz: **Alles durch das Volk und gegen das Volk.** Während die Arbeit producirt, ergiebt sich das Kapital, unter der Maske einer erlogenen Fruchtbarkeit, dem Genuß und Mißbrauch: der Gesetzgeber hat seine Vermittlung angeboten und den Privilegirten zu brüderlicher Gesinnung ermahnen, dem Arbeiter Bürgschaften gewähren wollen, . . jetzt aber stellt es sich heraus, daß jede dieser Bürgschaften nur ein Marterwerkzeug ist. Hundert Bände, ein zehnfaches Menschenleben und eine Brust von Eisen gehörten dazu, um von diesem Gesichtspunkt die Verbrechen des Staats gegen den Armen und die unendliche Mannichfaltigkeit seiner Martern aufzuzählen. Ein allgemeiner Hinblick auf die Hauptkategorien der Polizei wird genügen, uns ihren Geist und ihre Oekonomie würdigen zu lehren.

Nachdem man durch ein Chaos von bürgerlichen, Handels- und Verwaltungsgesetzen die Gemüther verwirrt, den Begriff der Gerechtigkeit durch Vermehrung der Widersprüche verdunkelt und zur Erläuterung dieses Systems eine ganze Kaste von Auslegern nothwendig

gemacht, mußte man auch noch die Unterdrückung der Vergehen organisiren und für ihre Bestrafung sorgen. Die Kriminaljustiz, diese zahlreiche Sippe in der großen Familie der Unproduktiven, deren Unterhalt Frankreich in jedem Jahr über 30 Millionen kostet, ist für die Gesellschaft ein eben so nothwendiges Existenzmittel geworden, wie das Brot für das Leben des einzelnen Menschen, nur mit dem Unterschiede, daß der Mènsch vom Erzeugniß seiner Hände lebt, während die Gesellschaft ihre eignen Glieder verschlingt und sich mit ihrem eigenen Fleisch ernährt.

Nach der Angabe der Staatsökonomen kommen

in London 1 Verbrecher auf 89 Einwohner
= Liverpool 1 = = 45 =
= Newkastle 1 = = 27 =

Allein diese Zahlen sind ungenau und drücken, so erschreckend groß sie zu sein scheinen, doch nicht den wahren Grad der gesellschaftlichen Verderbtheit aus, welche durch die Polizei bewirkt wird. Man muß hier nicht bloß die Anzahl der Schuldigen, sondern die der Vergehen ermitteln. Die Arbeit der Kriminalgerichte ist nichts, als ein besonderer Mechanismus, der zazu dient, die Verheerungen, welche die Monopolwirthschaft in der Sittlichkeit der Menschheit anrichtet, herauszustellen. Allein diese offizielle Darlegung ist weit entfernt, das Uebel in seiner ganzen Ausdehnung zu umfassen. Ich gebe hier andere Zahlen, die uns zu einer richtigern Annäherung führen können.

Die Strafgerichtshöfe in Paris haben

im Jahre 1835 106,467 Urtheile gefällt
= = 1836 128,489 = =
= = 1837 140,247 = =

Nehmen wir an, diese Progression habe bis zum J. 1846 fortgedauert und rechnen zu dieser Gesammtsumme abgeurtheilter Fälle die der Assisenhöfe, der gewöhnlichen Polizei und alle nicht zur Kenntnißnahme gekommenen oder unbestraft gebliebenen Vergehen hinzu, deren Anzahl nach der Aussage der Beamten jene der von der Justiz erreichten bei Weitem übertrifft, so erhalten wir das Ergebniß, daß in Paris jährlich mehr Gesetzesübertretungen vorkommen, als die Stadt Einwohner hat. Da man nun von der Zahl der vermuth-

lichen Thäter dieser Ungesetzlichkeiten nothwendig die Kinder von sieben Jahren und darunter, als unzurechnungsfähig, abziehen muß, so ist anzunehmen, daß jeder erwachsene Bürger sich im Jahre drei bis vier Mal gegen die bestehende Ordnung vergeht.

Also erhält sich das System des Eigenthums in Paris nur vermöge eines jährlichen Aufwandes von ein oder zwei Millionen Vergehungen! Wenn auch alle diese Vergehen die That eines einzigen Menschen wären, so bliebe das Argument dennoch in Kraft. Dieser Mensch wäre dann der Sündenbock Israels. Was liegt an der Anzahl Schuldigen, sobald nur die Justiz ihr Kontingent hat?

Gewaltthat, Meineid, Diebstahl, Betrug, Verachtung der Personen und der Gesellschaft liegen so sehr im Wesen des Monopols und gehen auf so natürliche Weise, mit einer solchen Regelmäßigkeit und nach so sichern Gesetzen aus demselben hervor, das man den Stand des Verbrechens berechnen und wenn die Anzahl einer Bevölkerung, der Zustand ihrer Industrie und die Stufe ihrer Bildung gegeben ist, daraus mit Genauigkeii die Statistik der Moral herleiten kann. Die Oekonomen kennen noch nicht das Princip des Werths; wohl aber kennen sie bis auf einige Decimalen die Verhältnißmäßigkeit des Verbrechens. So viel tausend Seelen geben so und so viel Verbrecher, so und so viel Verurtheilungen: das trügt nie. Es ist dies eine der schönsten Anwendungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung und einer der ausgebildetsten Zweige der ökonomischen Wissenschaft. Hätte der Socialiasmus diese anklägerische Theorie erfunden, so hätte alle Welt über Verläumdung geschrien.

Was darf uns dabei übrigens Wunder nehmen? Wie das Elend ein nothwendiges Resultat der Widersprüche der Gesellschaft ist, ein Resultat, das man nach dem Zinsfuß, nach dem Betrag der Löhne und den Preisen des Handels bestimmen kann: so sind Verbrechen und Vergehen eine zweite Wirkung desselben Widerstreits und eben so wie ihre Ursache durch die Rechnung annähernd zu ermitteln. Die Anhänger des Materialismus haben die albernsten Folgerungen gezogen aus dieser Abhängigkeit der Freiheit von Zahlengesetzen. Hat denn nicht Alles auf den Menschen Einfluß, was ihn umgiebt und muß er also nicht, da seine ganze Umgebung von nothwendigen

Gesetzen beherrscht wird, selbst in seinen freiesten Bethätigungen die Gegenwirkung dieser Gesetze erfahren?

Denselben Charakter der Nothwendigkeit, den wir in der Einrichtung und Versorgung der Kriminaljustiz aufgezeigt, finden wir, jedoch in einer mehr metaphysischen Form, in ihrer Sittlichkeit.

Nach der Meinung aller Moralisten muß die Strafe so beschaffen sein, daß sie die Besserung des Schuldigen bewirkt und sich demnach von Allem fernhält, was seine Erniedrigung nach sich ziehen könnte. Es sei fern von mir, diese glückliche Geistesrichtung zu bekämpfen und Versuche zu verläumden, die den größesten Männern des Alterthums zur Ehre gereicht haben würden. Die Philanthropie wird trotz des Lächerlichen, das ihrem Namen hie und da anhaftet, in den Augen der Nachwelt doch der ehrenwertheste Zug unserer Epoche bleiben: die nur vertagte Abschaffung der Todesstrafe, die Abschaffung der Brandmarkung, die Studien über die einsame Haft, die Einrichtung von Werkstätten in den Gefängnissen, und eine Menge von andern Reformen, die ich nicht einmal anführen kann, sprechen für einen wirklichen Fortschritt in unsern Ideen und Sitten. Was der Stifter des Christenthums in erhabener Liebesbegeisterung von seinem mystischen Reich erzählte, in dem der reuige Sünder mit größerm Jubel empfangen werden soll als der unschuldige Gerechte, dies Nirgendheim der christlichen Liebe ist das Trachten unserer ungläubigen Gesellschaft geworden, und erwägt man die einmüthige Gesinnung, die in Bezug auf diesen Punkt herrscht, so fragt man sich erstaunt, was denn der Erfüllung dieses Wunsches entgegenstehe?

Ach, die Vernunft ist noch stärker als die Liebe und die Logik zäher als das Verbrechen; es herrscht auch hier wie überall ein unauflöslicher Widerspruch in unserer Civilisation. Wir dürfen uns nicht verirren in phantastische Welten, sondern müssen die Wirklichkeit fassen in ihrer gräßlichen Nacktheit.

„Das Verbrechen, nicht das Schaffott, bringt die Schande", sagt das Sprüchwort. Dadurch allein schon, daß er bestraft wird, vorausgesetzt, daß er es verdient hat, ist der Mensch herabgewürdigt: die Strafe macht ehrlos, nicht kraft der Aussage des Gesetzbuchs, sondern wegen des Fehltritts, der die Bestrafung veranlaßt. Was

liegt also an der materiellen Beschaffenheit der Züchtigung? was helfen alle Euere Zuchthaussysteme? Was Ihr thut, das thut Ihr um Eure Empfindsamkeit zufrieden zu stellen; es ist aber nicht im Stande, dem Unglücklichen, den Eure Gerechtigkeit trifft, seine Ehre wieder zu geben. Mit dem Schuldigen, der einmal mit einer Züchtigung bemakelt ist, ist keine Versöhnung möglich; der ihm anhaftende Flecken ist unauslöschlich und seine Verdammniß ewig. Wenn es anders sein könnte, so würde die Strafe aufhören dem Vergehen angemessen zu sein; sie wäre dann nur noch eine Fiktion, etwas Nichtiges. Wen das Elend zum Raube verleitet hat, der bleibt, wenn er sich von der Gerechtigkeit ertappen läßt, für immer ein Feind Gottes und der Menschen; es wäre ihm besser, er hätte das Licht der Welt niemals erblickt. Bonum erat ei, sagt Christus, si natus non fuisset homo ille. Und was Jesus Christus ausgesprochen hat, das halten Christen und Ungläubige treulich: die Ewigkeit der Schmach ist die einzige von allen Offenbarungen des Evangeliums, welche die eigenthümerische Welt begriffen hat. Wenn nun der Plebejer, den die Arbeit nicht ernähren kann und der nicht stark genug ist, um zu nehmen, sich so durch das Monopol von der Natur getrennt, durch das Elend, die Mutter des Verbrechens und der Strafe, von der Menschheit abgeschnitten sieht: welche Zuflucht bleibt ihm da noch übrig?

Zur Führung dieses Angriffs- und Vertheidigungskrieges gegen das Proletariat ist durchaus eine Staatsgewalt nothwendig: die ausübende Gewalt ist hervorgegangen aus der Nothwendigkeit der Civilgesetzgebung, der Verwaltung und der Gerechtigkeitspflege. Und auch hier wieder haben sich die schönsten Hoffnungen in bittere Täuschungen verwandelt.

Wie der Gesetzgeber, wie der Bürgermeister und wie der Richter hat sich auch der Fürst für den Vertreter der göttlichen Macht ausgegeben. Er hat versprochen, als Vertheidiger der Armen, Wittwen und Waisen Freiheit und Gleichheit rings um seinen Thron herrschen zu lassen, der Arbeit zu Hülfe zu kommen und auf die Stimme des Volks zu hören. Und das Volk hat sich der Staatsgewalt mit Liebe in die Arme geworfen; als ihm aber die Erfahrung

fühlbar machte, daß es die Staatsgewalt gegen sich habe, da legte es dies nicht der Einrichtung zur Last, sondern begann den Fürsten zu beschuldigen, ohne jemals begreifen zu wollen, daß der Fürst, da er von Natur und seiner Bestimmung nach das Oberhaupt der Unproduktiven und der Bedeutendste der Monopolisten ist, unmöglich, was sich auch für ihn daraus ergeben mochte, für das Volk Partei nehmen konnte.

Jede Kritik, sowohl der Regierungsformen als der Regierungsmaaßregeln kommt auf diesen wesentlichen Widerspruch hinaus. Und wenn die sogenannten Theoretiker der Volkssouveränität behaupten, das Mittel gegen die Tyrannei der Staatsgewalt bestehe darin, daß man dieselbe aus der Abstimmung des Volks hervorgehen lasse, so thun sie ganz dasselbe, was das Eichhörnchen thut, wenn es seinen Radkäfig herumdreht. Denn sobald die Bedingungen fortbestehen, welche die Gewalt ausmachen, die Obrigkeit, das Eigenthum, die Hierarchie, so ist die Abstimmung des Volks weiter nichts, als die Einwilligung des Volks zu seiner eigenen Unterdrückung, und das ist die lächerlichste Charlatanerie.

Beim System der Autorität, welchen Ursprungs sie auch sein möge, monarchischen oder demokratischen, ist die Staatsgewalt das edelste Organ der Gesellschaft; durch sie lebt sie, bewegt sie sich; alle Ordnung, alle Vollkommenheit ist ihr Werk. Nach den Definitionen der ökonomischen Wissenschaft dagegen, die der Wirklichkeit entsprechen, ist die Staatsgewalt die Reihe von Unproduktiven, welche die gesellschaftliche Organisation fort und fort zu vermindern trachten muß. Wie also soll sich bei dem Princip der Autorität, das den Demokraten so sehr am Herzen liegt, der Wunsch der Staatsökonomie, welcher zugleich der Wunsch des Volkes ist, verwirklichen können? Wie soll die Regierung, die in dieser Hypothese Alles ist, ein gehorsamer Diener, ein untergeordnetes Organ werden? Soll der Fürst seine Gewalt nur erhalten haben, um sie zu schwächen und, im Hinblick auf die Ordnung, an seiner eigenen Beseitigung arbeiten? Muß er sich nicht vielmehr zu befestigen, sein Personal zu vermehren, unaufhörlich neue Zuschüsse zu erlangen, und sich zuletzt von der Abhängigkeit vom Volke zu befreien suchen, was

stets das unabwendliche Ziel jeder aus dem Volke hervorgegangenen Gewalt ist."

Man sagt, indem das Volk seine Gesetzgeber ernenne, und durch sie der Gewalt seinen Willen verkünde, werde es stets im Stande sein, die Uebergriffe derselben aufzuhalten, und so gleichzeitig die Rolle des Fürsten und die des Souverains ausfüllen. Dies ist, in ein Paar Worten ausgedrückt, die Chimäre der Demokraten, die ewige Mystifikation, mit der sie das Proletariat täuschen.

Soll das Volk Gesetze erlassen gegen die Gewalt, gegen das Princip der Autorität und Hierarchie, welches das Princip der Gesellschaft selbst ist, gegen Freiheit und Eigenthum? Bei unserer Hypothese ist dies widersprechend. Eigenthum, Monopol, Konkurrenz, industrielle Privilegien, Vermögensungleichheit, Uebergewicht des Kapitals, hierarchische und erdrückende Centralisation, administrative Unterdrückung, gesetzliche Willkür werden also beibehalten, und da eine Regierung unmöglich nicht im Sinne ihres Princips handeln kann, so bleibt das Kapital wie zuvor der Gott der Gesellschaft, und das Volk, das stets ausgebeutet, stets entwürdigt wird, hat nichts weiter gewonnen bei dem Versuch seiner Souveränität, als den Beweis seiner Ohnmacht.

Umsonst schmeicheln sich die Parteigänger der Gewalt, alle diese dynastisch-republikanischen Doktrinärs, die sich von einander nur durch ihre Taktik unterscheiden, mit der Hoffnung, wenn sie einmal am Ruder seien, überall Reformen durchzusetzen. Was denn reformiren?

Die Verfassung? — Das ist unmöglich. Wenn die Nation in Masse in die konstituirende Versammlung käme, so würde sie doch erst auseinandergehen, nachdem sie unter einer andern Form ihre Sklaverei beschlossen, oder ihre Zerstreuung dekretirt hätte.

Vielleicht den Code, das Werk des Kaisers, die reine Essenz des römischen Rechts und des Herkommens?

Es ist unmöglich. Was habt Ihr denn an die Stelle zu setzen für Euer eigenthümerisches Herkommen, außerhalb dessen ihr Nichts seht und versteht? für Eure Monopolgesetze, über deren Zirkel eure

Einbildungskraft schlechterdings nicht hinaus kann? Schon über ein halbes Jahrhundert haben das Königthum und die Demokratie, diese beiden Sibyllen, welche die antike Welt uns vermacht hat, es unternommen, ihre Orakel vermöge einer konstitutionellen Vermittlung in Einklang zu bringen: aber welche Offenbarung ist daraus hervorgegangen, seit die Weisheit der Fürsten Hand in Hand geht mit der Stimme des Volks? Ist ein Princip der Ordnung entdeckt? Ist ein Ausgang ermittelt aus dem Labyrinth des Privilegiums? Bevor Fürst und Volk dies seltsame Uebereinkommen abgeschlossen, worin waren da ihre Ideen einander nicht ähnlich, und worin unterscheiden sich dieselben, seit Beide sich anstrengen, den Vertrag zu brechen?

Will man die öffentlichen Lasten vermindern, die Steuer auf einer billigern Grundlage vertheilen?

Es ist unmöglich: bei der Steuer wie zum Heere wird der Mann des Volks stets mehr als den ihm zukommenden Antheil stellen.

Will man das Monopol regeln und der Konkurrenz einen Zügel anlegen?

Es ist unmöglich, denn dadurch würde man die Produktion tödten.

Will man neue Ausfuhrwege eröffnen? Oder den Kredit organisiren, oder das Erbrecht angreifen?

Alles unmöglich! [1])

Will man Nationalwerkstätten einrichten, den Arbeitern, falls ihnen die Arbeit fehlt, ein Minimum sichern, sie am Gewinn theilnehmen lassen?

Unmöglich! Es liegt in der Natur der Staatsgewalt begründet, daß sie sich mit der Arbeit nur abgeben kann, um den Arbeitern Fesseln anzulegen, wie sie sich mit den Produkten nur insoweit abgiebt, als sie von denselben ihren Zehnten erhebt.

---

1) S. weiter unten T. II, Kap. IX, Kap. X und Kap. XI.

Will man die unheilvollen Wirkungen der Maschinen durch ein Entschädigungssystem gut machen? Unmöglich. Oder durch Reglements den verdumpfenden Einfluß der Arbeitszerstückelung bekämpfen? Unmöglich!

Will man das Volk die Wohlthaten des Unterrichts genießen lassen? Unmöglich. Oder einen Waaren- und Lohn-Tarif einführen und durch souveräne Autorität den Werth der Dinge feststellen? Unmöglich, Alles unmöglich.

Von allen Reformen, welche die Gesellschaft in ihrer Noth verlangt, steht keine in der Macht der Staatsgewalt; keine kann von ihr verwirklicht werden, weil ihr Wesen dem widerstreitet, und es dem Menschen nicht gegeben ist, zu vereinigen, was Gott getrennt hat.

Wenigstens, werden die Verfechter der Regierungsinitiative sagen, wenigstens wirst Du doch zugeben, daß zur Vollbringung der Revolution, die von der Entwickelung der Antinomien verheißen ist, die Staatsgewalt eine mächtige Hülfsmacht sein würde. Warum daher Dich einer Reform widersetzen, welche die Gewalt in die Hände des Volks legen und so Deine Pläne so trefflich begünstigen würde? Die sociale Reform ist der Zweck, die politische das Werkzeug: wenn Du den Zweck willst, warum verwirfst Du das Mittel?

So raisonirt heutzutage die ganze demokratische Presse, der ich von ganzer Seele dankbar bin, daß sie endlich durch dies quasi-socialistische Glaubensbekenntniß selbst die Nichtigkeit ihrer Theorien proklamirt hat. Im Namen der Wissenschaft also verlangt die Demokratie als Vorbereitung zur gesellschaftlichen Reform eine politische Reform. Allein die Wissenschaft protestirt gegen diese für sie beleidigende Ausflucht; die Wissenschaft verschmäht jede Allianz mit der Politik, und weit entfernt, von ihr die mindeste Hülfe zu erwarten, muß sie vielmehr mit der Politik das Werk ihrer Ausschließungen beginnen.

Wie gering ist die Wahlverwandtschaft zwischen dem menschlichen Geiste und der Wahrheit? Wenn ich sehe, wie die Demokratie unaufhörlich, um den Einfluß des Kapitals zu bekämpfen, das Kapital, um dem Elend abzuhelfen, den Reichthum, um die Freiheit zu

organisiren, die Hingabe der Freiheit, um die Gesellschaft zu reformiren, die Reform der Regierung verlangt; wenn ich sehe, sage ich, wie sie die Sorge für die Gesellschaft auf sich nimmt, unter der Bedingung, daß die socialen Fragen auf die Seite geschoben oder gelöst werden, so kommt es mir vor, als hörte ich eine Wahrsagerin, die, bevor sie auf die Fragen derer antwortet, die sich an sie wenden, sich zuerst nach ihrem Alter, Stand und Familie und nach allen Begebenheiten ihres Lebens erkundigt. Einfältige Hexe, wenn Du die Zukunft kennst, so mußt Du wissen, wer ich bin und was ich will: warum also fragst Du mich danach?

Ich antworte den Demokraten: wenn ihr wißt, welche Anwendung ihr von der Staatsgewalt machen müßt, und wie dieselbe zu organisiren ist, so seid ihr im Besitz der ökonomischen Wissenschaft. Seid ihr aber im Besitz dieser Wissenschaft, so habt ihr den Schlüssel zu ihren Widersprüchen; wenn ihr im Stande seid, die Arbeit zu organisiren, wenn ihr die Gesetze des Austausches studirt habt, so braucht ihr weder Kapitalien, noch die Nation, noch die Staatsgewalt. Dann seid ihr schon jetzt mächtiger als das Geld, stärker als die Gewalt. Denn weil die Arbeiter zu euch stehen, so seid ihr dadurch allein schon Herren über die Produktion; so haltet ihr den Handel die Industrie und den Ackerbau gefesselt, so verfügt ihr über das gesammte sociale Kapital, so habt ihr die Steuer in eurer Gewalt, so haltet ihr die Staatsgewalt wie belagert, und tretet das Monopol unter die Füße. Welche andere Initiativkraft, welche größere Autorität könnt ihr noch verlangen? Wer hindert euch, eure Theorien in Anwendung zu bringen?

Die Staatsökonomie wahrlich nicht, obgleich sie allgemein befolgt wird und guten Glauben findet; denn da in ihr Alles eine wahre und eine falsche Seite hat, so beschränkt sich eure ganze Aufgabe darauf die ökonomischen Elemente in der Art zu kombiniren, daß ihre Gesammtheit keinen Widerspruch mehr bildet.

Eben so wenig das Civilgesetz: denn dies Gesetz bestätigt das ökonomische Herkommen einzig wegen seiner Vortheile und trotz seiner Uebelstände, ist also, wie die Staatsökonomie selbst, befähigt, sich allen Forderungen einer richtigen Synthese anzuschmiegen, und somit euch so günstig, als irgend möglich.

Endlich ist es auch nicht die Staatsgewalt. Sie ist der letzte Ausdruck des Antagonismus und nur geschaffen zur Vertheidigung des Gesetzes. Sie könnte Euch also nur hinderlich sein, wenn sie ihr eignes Wesen verläugnen wollte.

Wer also, ich frage noch einmal, Wer steht Euch im Wege?

Seid ihr im Besitz der socialen Wissenschaft, so wißt ihr, daß das Problem darin besteht, nicht nur die Unproduktiven — denn in Bezug auf sie bleibt Gott Lob wenig zu thun übrig — sondern auch die Producenten zu organisiren, und vermöge dieser Organisation sowohl das Kapital zu unterwerfen, als auch die Staatsgewalt unterzuordnen. Das ist der Krieg, den ihr zu führen habt: ein Krieg der Arbeit gegen das Kapital, der Freiheit gegen die Autorität, des Producenten gegen den Unproduktiven, der Gleichheit gegen das Privilegium. Was ihr verlangt, um den Krieg zu einem guten Ende zu führen, ist gerade das, was ihr bekämpfen sollt. Um aber die Staatsgewalt zu bekämpfen und zu besiegen, um sie an die Stelle zu setzen, die ihr in der Gesellschaft zukommt: zu diesem Behuf nutzt es nichts, wenn man die Inhaber der Gewalt wechselt, oder irgend eine Veränderung in ihren Verrichtungen vornimmt: es muß eine landwirthschaftliche industrielle Kombination gefunden werden, vermittelst welcher die Staatsgewalt, die gegenwärtig die Beherrscherin der Gesellschaft ist, ihre Sklavin wird. Besitzt ihr das Geheimniß dieser Kombination?

Aber was rede ich! Das ist es ja gerade, was ihr nicht zugebt. Da ihr die Gesellschaft nicht ohne Hierarchie begreifen könnt, so habt ihr euch aufgeworfen zu Aposteln der Autorität; als Verehrer der Gewalt sinnt ihr nur darauf, sie zu befestigen und der Freiheit den Maulkorb anzulegen; euer Lieblingsgrundsatz ist, daß man wider Willen des Volkes für das Wohl des Volkes sorgen müsse. Anstatt die Reform der Gesellschaft durch Vernichtung der Gewalt und Politik zu Stande zu bringen, wollt ihr gerade eine Herstellung der Gewalt und der Politik. Nachher verspricht ihr uns in einer Reihe von Widersprüchen, welche allerdings beweisen, daß ihr es aufrichtig meint, deren Trüglichkeit aber den wahren Freunden der Staatsgewalt, den Aristokraten und Monarchisten, euern Mitbewer-

bern, wohl bekannt ist, eben von Seiten der Staatsgewalt Sparsamkeit in den Ausgaben, gleichmäßige Vertheilung der Steuer, Schutz für die Arbeit, Unentgeltlichkeit des Unterrichts, allgemeines Stimmrecht und alle die Utopien, die sich mit der Autorität und dem Eigenthum schlechterdings nicht vertragen. Darum ist auch die Gewalt in euern Händen immer nur in Gefahr; eben darum habt ihr sie nie behalten können, eben darum genügten am 18. Brumaire vier Männer, euch dieselbe zu entreißen, und eben darum wird euch das Bürgerthum, das sie eben so sehr liebt wie ihr und eine starke Regierung will, dieselbe nicht wiedergeben.

Sie ist die Gewalt, das Werkzeug der Gesammtmacht, die in der Gesellschaft geschaffen wurde, um als Vermittler zu dienen zwischen der Arbeit und dem Privilegium, unabwendlich gekettet an das Kapital, und gegen das Proletariat gerichtet. Keine politische Reform kann diesen Widerspruch lösen, weil nach dem Geständniß der Politiker selbst eine derartige Reform nur dahin führen würde, der Gewalt eine größere Ausdehnung und Energie zu verschaffen, und weil diese die Vorrechte des Monopols doch nicht antasten könnte, wofern sie nicht die Hierarchie umstürzen und die Gesellschaft auflösen wollte. Das Problem besteht also für die arbeitenden Klassen nicht darin, die Gewalt und das Monopol zu erobern, sondern darin, beide zu überwinden, d. h. aus dem Innersten des Volks eine größere Autorität, eine mächtigere Thatsache erstehen zu lassen, welche das Kapital und den Staat umfaßt und sie unterjocht. Jeder Reformvorschlag, der nicht diese Bedingung erfüllt, ist nur eine Geißel mehr, eine schildwachthaltende Ruthe, virgam vigilantem, sagte ein Prophet, die das Proletariat bedroht.

Die Krone dieses Systems ist die Religion. Ich brauche mich hier nicht mit dem philosophischen Gehalt der religiösen Ansichten zu befassen, ihre Geschichte zu erzählen, ihre Deutung zu ermitteln, sondern ich beschränke mich darauf, den ökonomischen Ursprung der Religion in Betracht zu ziehen, das geheime Band, welches sie mit der Polizei verbindet, die Stelle, welche sie in der Reihe der gesellschaftlichen Manifestationen einnimmt.

Der Mensch giebt die Hoffnung auf, das Gleichgewicht seiner

Mächte zu finden, und fliegt so gleichsam aus sich selbst heraus, um im Unendlichen die oberste unbedingte Harmonie zu suchen, deren Verwirklichung für ihn der höchste Grad von Vernunft, Kraft und Glück ist. Da er sich mit sich selbst nicht in Uebereinstimmung bringen kann, wirft er sich nieder vor Gott und betet. Er betet, und sein Gebet, der Lobgesang, den er Gott singt, ist eine Lästerung auf die Gesellschaft.

Von Gott, sagt sich der Mensch, von Gott kommt alle Obrigkeit und Gewalt. Daher sollen wir Gott und dem Fürsten gehorchen. Obedite Deo et principibus. — Von Gott kommen Gesetz und Gerechtigkeit: Per me reges regnant, et potentes decernunt justitiam: daher habt Ehrfurcht vor den Worten des Gesetzgebers und der Obrigkeit. Gott ist es, der die Arbeit gedeihen, den Reichthum entstehen läßt und wieder vernichtet: sein Wille geschehe! Dominus dedit, Dominus abstulit, sit nomen Domini benedictum. Gott ist es, der mich züchtigt, wenn das Elend mich verzehrt, und wenn ich Verfolgung erdulde, um der Gerechtigkeit willen: daher laßt uns mit Ehrfurcht die Züchtigung hinnehmen, deren seine Barmherzigkeit sich bedient, um uns zu läutern: Humiliamini igitur sub potenti manu Dei. Dies Leben, das Gott mir gegeben hat, ist nichts, als eine Prüfung, welche mich zum Heile führt; laß uns die Lust meiden, den Schmerz lieben und aufsuchen; die Buße sei unser Ergötzen. Die Trübsal, die von der Ungerechtigkeit kommt, ist eine Gnade von oben; selig, die da weinen! Beati, qui lugent! . . . Haec est enim gratia, si quis sustinet tristitias, patiens injuste.

Vor einem Jahrhundert ließ ein Missionär dieser gehässigen Moral ihr Recht widerfahren, als er einmal vor einem Zuhörerkreise von Geldmenschen und großen Herren predigte. „Was habe ich gethan? rief er mit Thränen in den Augen. Ich habe die Armen betrübt, die besten Freunde meines Gottes; ich habe die Strenge der Buße gepredigt vor Unglücklichen, die kein Brot zu essen hatten. Hier, wo mein Auge nur Mächtige und Reiche erblickt, Unterdrücker der duldenden Menschheit, hier sollte ich das Wort Gottes ertönen lassen in seiner vollen donnernden Gewalt! . . .“

Man muß jedoch zugeben, daß die Theorie der Ergebung der Gesellschaft gute Dienste geleistet hat, indem sie die Empörung verhinderte. Die Religion hat die Unverletzlichkeit der Gewalt und des Privilegiums durch das göttliche Recht geheiligt, und dadurch der Menschheit Kraft gegeben, ihre Bahn fortzusetzen und ihre Widersprüche zu erschöpfen. Ohne diese um die Augen des Volks gewundene Binde hätte sich die Gesellschaft tausend Mal aufgelöst. Es mußte gelitten werden, wenn sie genesen sollte, und die Religion, die Trösterin der Betrübten, bewog den Armen, das Leiden auf sich zu nehmen. Dies Leiden hat uns dahin geführt, wo wir stehen; die Civilisation, die dem Arbeiter alle seine Wunder verdankt, verdankt auch jetzt noch seiner freiwilligen Aufopferung ihre Zukunft und ihre Existenz. Oblatus est quia ipse voluit et livore ejus sanati sumus.

O Volk der Arbeiter, Du enterbtes, gequältes, geächtetes Volk, das man einkerkert, richtet und tödtet, beschimpftes und gebrandmarktes Volk! Weißt Du nicht, daß selbst die Geduld, selbst die Hingebung ihre Grenze hat? Wirst Du nicht aufhören, ihnen Dein Ohr zu leihen, diesen Predigern des Mysticismus, welche Dich auffordern zu beten und auszuharren, die das Heil bald durch die Religion, bald durch die Staatsgewalt predigen, und deren heftiges laut ertönendes Wort Dich gefangen nimmt? Deine Bestimmung ist ein Räthsel, das weder die physische Kraft, noch der Seelenmuth, weder die Erleuchtung der Begeisterung, noch die Ueberspannung irgend eines Gefühls zu lösen im Stande sind. Wer Dir das Gegentheil sagt, der betrügt Dich, und alle seine Reden rücken die Stunde Deiner Befreiung, die schon schlagen will, nur immer weiter hinaus. Was will Begeisterung und Gesinnung, was will eine leere Poesie ausrichten im Kampf mit der Nothwendigkeit? Die Nothwendigkeit zu besiegen, vermag nur die Nothwendigkeit, dies letzte Mittel der Natur, dies reine Wesen d er Materie und des Geistes.

So mußte der Widerspruch des Werths, entstanden aus der Nothwendigkeit des freien Willens, besiegt werden durch die Verhältnißmäßigkeit des Werths, eine zweite Nothwendigkeit, welche die Freiheit und die Intelligenz durch ihre Vereinigung erzeugen. Sollte aber dieser Sieg der intelligenten und freien Arbeit alle seine Konse-

quenzen erzeugen, so mußte die Gesellschaft eine lange Entwickelung von Qualen durchmachen.

Es war also nothwendig, daß die Arbeit sich theilte, um ihre Gewalt zu vermehren, und durch diese Theilung war mit Nothwendigkeit die Erniedrigung und Verarmung des Arbeiters gegeben.

Es war nothwendig, daß diese ursprüngliche Theilung wieder zusammenging in wissenschaftlichen Instrumenten und Kombinationen, und daß durch diese Wiedervereinigung der in eine untergeordnete Stellung herabgedrückte Arbeiter neben seinem rechtmäßigen Lohn sogar die Ausübung der Industrie verlor, die ihn ernährte.

Es war nothwendig, daß dann die Konkurrenz die dem Untergang nahe Freiheit emancipiren kann, und daß diese Befreiung zu einer umfassenden Ausstoßung von Arbeitern führte.

Es war nothwendig, daß der Producent, geadelt durch seine Kunst, wie vormals der Krieger durch das Waffenhandwerk, sein Banner erhob, auf daß die Tapferkeit des Mannes in der Arbeit wie im Kriege geehrt würde, zugleich aber nothwendig, daß aus dem Privilegium sofort das Proletariat entsprang.

Es war nothwendig, daß darauf die Gesellschaft den besiegten, zum Bettler gewordenen und obdachlosen Plebejer unter ihren Schutz nahm, zugleich aber nothwendig, daß dieser Schutz sich in eine neue Reihe von Qualen verwandelte.

Wir werden auf unserm Wege noch andern Nothwendigkeiten begegnen, die sämmtlich, wie die ersten verschwinden vor größern Nothwendigkeiten, bis endlich die allgemeine Gleichung, die oberste Nothwendigkeit, die triumphirende Thatsache erscheint, welche die Herrschaft der Arbeit für ewige Zeiten begründen soll.

Allein diese Lösung kann weder aus einem Handstreich, noch aus einer vergeblichen Vermittlung hervorgehen. Es ist eben so unmöglich, Arbeit und Kapital zu associiren, als ohne Arbeit und ohne Kapital zu produciren; — eben so unmöglich, die Gleichheit durch die Staatsgewalt zu Stande zu bringen, als die Staatsgewalt und die Gleichheit aufzuheben, und eine Gesellschaft ohne Volk und ohne Polizei einzurichten.

Es muß, ich wiederhole es, es muß eine höhere Kraft die gegenwärtigen Formeln der Gesellschaft umkehren, und die **Arbeit** des Volks, nicht seine Tapferkeit, auch nicht seine Abstimmung, muß dem Volk durch eine wissenschaftliche, gesetzliche, unsterbliche, unentreißbare Kombination das Kapital unterwerfen und ihm die Macht überliefern.

Achtes Kapitel.

Das Gesetz des Widerspruchs in Bezug auf die Verantwortlichkeit Gottes und des Menschen, oder die Lösung des Problems der Vorsehung.

Die Alten gaben das Vorhandensein des Bösen in der Welt der menschlichen Natur Schuld.

Die christliche Theologie hat diesen Satz nur in ihrer Weise ausgeschmückt, und da diese Theologie die ganze religiöse Periode vom Ursprung der Gesellschaft an bis auf unsere Tage zusammenfaßt, so kann man sagen, daß das Dogma von der Erbsünde die Zustimmung der ganzen Menschheit für sich hat, und eben dadurch einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erlangt.

Da nun nach allen Zeugnissen der Weisheit des Alterthums jedes Volk seine eignen Institutionen als vortrefflich vertheidigt und preist, so hat man die Ursache des Bösen weder in den Religionen, noch in den Regierungen, noch in den herkömmlichen Gebräuchen zu suchen, sondern in einer uranfänglichen Verderbniß, in einer Art von angeborner Bosheit des menschlichen Willens. Was nun die Frage anlangt, wie ein Wesen uranfänglich böse sein und im Ursprung verdorben werden konnte, so zogen sich die Alten durch Gleichnisse aus

dieſer Schwierigkeit: der Apfel Evas und die Büchſe der Pandora ſind unter ihren ſymboliſchen Löſungen berühmt geblieben.

Das Alterthum hat alſo die Frage nach dem Urſprunge des Böſen in ſeinen Mythen nicht nur geſtellt, ſondern ſie auch gelöſt durch eine andere Mythe, indem es ohne Bedenken die Sträflichkeit unſerer Gattung ab ovo behauptete.

Die modernen Philoſophen haben im Gegenſatz zum chriſtlichen Dogma ein eben ſo dunkles Dogma aufgeſtellt: das von der Verderbniß der Geſellſchaft. Der Menſch iſt gut geboren, ruft Rouſſeau in ſeinem abſprechenden Styl; aber die Geſellſchaft, d. h. die Formen und Inſtitutionen der Geſellſchaft, verdirbt ihn. In dieſen Ausdrücken hat ſich das Paradoxon oder richtiger die Proteſtation des Genfer Philoſophen geformelt.

Es leuchtet aber ein, daß dieſe Idee nur die Umkehrung der Hypotheſe des Alterthums iſt. Die Alten beſchuldigten den einzelnen Menſchen; Rouſſeau den Geſammtmenſchen: im Grunde iſt es ſtets derſelbe, und zwar ein abſurder Satz.

Gleichwohl war die Formel Rouſſeau's, trotz der Grundeinheit und Gleichheit des Princips, eben weil ſie ein Gegenſatz war, ein Fortſchritt. Daher ward ſie denn auch mit Begeiſterung aufgenommen, und wurde das Signal einer Reaktion voller Antilogien und Inkonſequenzen. Seltſam genug! mit dem Bannſtrahl, den der Verfaſſer des Emil gegen die Geſellſchaft ſchleuderte, beginnt der moderne Socialismus.

Seit ſiebzig oder achtzig Jahren wird das Princip der geſellſchaftlichen Verderbniß ausgebeutet und populariſirt von verſchiedenen Sektirern, welche Rouſſeau abſchreiben, aber gleichwohl die antiſociale Philoſophie dieſes Schriftſtellers mit aller Macht zurückweiſen, ohne gewahr zu werden, daß ſie allein ſchon dadurch, daß ſie die Geſellſchaft zu reformiren trachten, eben ſo unſocial aber unſocialiſirbar ſind wie er. Es iſt ein merkwürdiges Schauſpiel, zu ſehen, wie dieſe Pſeudo-Neuerer, als Nachtreter Jean Jacques Rouſſeau's, Monarchie, Demokratie, Eigenthum, Gütergemeinſchaft, Mein und Dein, Monopol, Löhnerthum, Polizei, Steuer, Luxus, Handel, Geld, mit einem Wort, Alles, was die Geſellſchaft ausmacht, und ohne welches die Geſellſchaft undenkbar iſt, verdammen, und dann

wieder eben diesen Jean Jacques menschenfeindlicher Gesinnung und der Anwendung von Trugschlüssen beschuldigen, weil er bei der Aufzeigung des Widerstreits der Civilisation zugleich die Nichtigkeit aller Utopien erkannte, und streng über die Wissenschaft aburtheilte, während er dennoch zugab, daß es außer der Gesellschaft keine Menschheit gebe.

Denjenigen, die sich auf die Aussage der Verleumder und Abschreiber hin einbilden, Rousseau habe seinen Satz nur aus einer eiteln Sucht nach Eigenthümlichkeit verfochten, rathe ich, den „Emil" und den „Gesellschaftsvertrag" noch einmal zu lesen. Dieser bewundernswürdige Dialektiker sah sich genöthigt, die Gesellschaft vom Standpunkt der Gerechtigkeit aus zu negiren, obgleich er sie als nothwendig zugeben mußte, eben so wie wir, die wir an einen unendlichen Fortschritt glauben, nicht aufhören, den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft als normal und abschließend zu leugnen. Der Unterschied besteht nur darin, daß Rousseau sich bemühte, vermöge einer eignen politischen Kombination und eines besondern Systems der Erziehung den Menschen Demjenigen zu nähern, was er die Natur nannte, und was für ihn das Ideal der Gesellschaft war, während wir, in einer tiefern Schule unterrichtet, behaupten, daß die Aufgabe der Gesellschaft die ist, ihre Antinomien unaufhörlich zu lösen, wovon Rousseau noch keine Idee haben konnte. Abgesehen also von dem jetzt aufgegebenen System des „Gesellschaftsvertrages" steht der Socialismus, was die Kritik betrifft, noch immer auf demselben Standpunkt wie Rousseau, was er auch dagegen sagen mag, und ist genöthigt, die Gesellschaft unaufhörlich zu reformiren, d. h. sie fort und fort zu negiren.

Kurz, Rousseau hat nur auf eine allgemeine und abschließende Weise erklärt, was die Socialisten im Einzelnen und in jedem Moment des Fortschritts wiederholen, nämlich daß die gesellschaftliche Ordnung unvollkommen ist, und daß an derselben stets Etwas fehlt. Der Irrthum Rousseau's besteht nicht und kann nicht bestehen in dieser Negation der Gesellschaft, sondern, wie wir alsbald zeigen werden, darin, daß er seine Beweisführung nicht bis zum Ende durchzuführen und gleichzeitig die Gesellschaft, den Menschen und Gott zu leugnen vermochte.

Wie dem auch sei, die Theorie von der Unschuld des Menschen, die in Wechselbeziehung mit der Theorie von der Verderbniß der Gesellschaft steht, hat zuletzt das Uebergewicht erhalten. Die große Mehrzahl des Socialismus, Saint Simon, Owen, Fourier und ihre Schüler, die Kommunisten, Demokraten und Progressisten aller Art haben die christliche Mythe vom Sündenfall feierlich verworfen und das System einer Verirrung der Gesellschaft an ihre Stelle gesetzt. Da die Mehrzahl dieser Sektirer trotz ihrer schreienden Religionsverachtung noch zu religiös, zu fromm waren, um das Werk J. J. Rousseau's zu vollenden, und die Verantwortlichkeit für das Böse bis auf Gott zurückzuführen, so haben sie ein Mittel ausfindig gemacht, aus der Hypothese Gottes das Dogma von der angebornen Güte des Menschen herzuleiten, und dann auf das Herrlichste gegen die Gesellschaft loszudonnern angefangen.

Die theoretischen und praktischen Konsequenzen dieser Reaktion waren, daß das Böse, d. h. die Wirkung des innern und äußern Kampfes etwas an sich nicht Normales und nur Vorübergehendes seien, und somit auch die Straf- und Repressivanstalten nur Uebergangseinrichtungen seien; daß es im Menschen keine angeborne Sünde gebe, sondern nur die Umgebung, in welcher er lebe, seine Neigung verderbt habe; daß die Civilisation sich geirrt habe in Bezug auf ihre eignen Tendenzen; daß der Zwang unsittlich, unsere Leidenschaften heilig seien; daß der Genuß heilig sei und erstrebt werden müsse, wie die Tugend selbst, weil Gott heilig sei, der uns denselben begehren lasse. Als nun der Beredtsamkeit der Philosophen noch die Weiber zu Hülfe kamen, da regnete auf das wie angedonnerte Publikum eine ganze Sündfluth von Protestationen gegen die Gebundenheit herunter, quasi de vulva erumpens, um mich eines Vergleichs aus der heiligen Schrift zu bedienen.

Man erkennt die Schriften dieser Schule an ihrem Evangelienstyl, an ihrem hypochondrischen Theismus und: besonders an ihrer Zweideutigkeitsdialektik.

„Man mißt die Schuld aller unserer Uebel," sagt Hr. Louis Blanc, „der menschlichen Natur bei; allein man sollte sie der Fehlerhaftigkeit der socialen Einrichtungen zuschreiben. Man blicke nur um sich: wie viele Fähigkeiten nehmen eine falsche Stelle ein, und

sind somit der Verderbniß anheimgegeben! Welche Menge von Thatkraft hat sich einem regellosen Ungestüm überlassen, weil sie nicht ihren rechtmäßigen und natürlichen Gegenstand und Zweck gefunden! Man zwingt unsere Leidenschaften den Weg durch eine unlautere Atmosphäre zurückzulegen; sie verschlimmern sich in ihr: darf man darüber erstaunen? Man bringe einen gesunden Menschen in eine verpestete Luft, so athmet er den Tod ein ... Die Civilisation hat einen falschen Weg eingeschlagen ....; und wollte man sagen, es könne nicht anders sein, so verlöre man dadurch das Recht, von Gleichheit, Sittlichkeit, Fortschritt zu sprechen, ja, das Recht von Gott zu reden. Dann verschwindet die Vorsehung, um dem gröbsten Fatalismus Platz zu machen." Der Name Gottes wird in der „Organisation der Arbeit" von Hrn. Blanc an die vierzig Mal wiederholt, und stets, um damit — Nichts zu sagen. Hrn. Blanc führe ich deshalb vorzugsweise an, weil er in meinen Augen besser als irgend ein Anderer die vorgeschrittene demokratische Ansicht vertritt, und weil ich ihm gern Ehre widerfahren lasse, indem ich ihn widerlege.

Während also der Socialismus, unterstützt von der äußersten Demokratie, den Menschen vergöttlicht, indem er das Dogma vom Sündenfall verwirft, und somit Gott, der hinfort zur Vervollkommnung seiner Kreatur überflüssig ist, entfernt, fällt doch derselbe Socialismus aus Geistesfreiheit wieder zurück in die Behauptung einer Vorsehung, und das in demselben Augenblick, wo er die Vorsehungs-Autorität der Geschichte leugnet.

Da nun bei den Menschen nichts als der Widerspruch Aussicht hat auf Erfolg, so hat man die Idee einer Religion des Vergnügens, die während einer Verfinsterung der allgemeinen Vernunft nach Epikurs Lehre aufgefrischt ward, als eine Inspiration des Nationalgeistes angenommen. Sie ist das Merkmal, an welchem man die neuen Theisten von den Katholiken unterscheidet, gegen welche die Erstern nur aus Nebenbuhlerschaft im Fanatismus seit zwei Jahren ein solches Geschrei erhoben haben. Es ist heutzutage einmal Mode, bei jeder Gelegenheit von Gott zu sprechen und sich gegen den Pabst zu ereifern, die Vorsehung anzurufen und die Kirche zu verunglimpfen. Gott sei gedankt, wir sind nicht gottlos, sagte eines Tages die Réforme; und das um so mehr, hätte sie hinzufügen können,

um ihre Inkonsequenz vollständig zu machen, als wir auch keine Christen sind. Alles, was eine Feder führt, hat sich verabredet, das Volk zu beschwatzen, und der erste Artikel des neuen Glaubensbekenntnisses lautet, daß Gott unendlich gut ist, und den Menschen gut geschaffen hat, wie er selbst, was aber den Menschen nicht hindert, unter den Augen Gottes böse zu werden in einer abscheulichen Gesellschaft.

Gleichwohl ist es, trotz dieses Scheins, ja ich will sagen, trotz dieser Anwandlung von Religion, ersichtlich, daß der zwischen dem Socialismus und der christlichen Ueberlieferung, zwischen dem Menschen und der Gesellschaft begonnene Streit mit einer Negation der Gottheit endigen muß. Die Vernunft der Gesellschaft unterscheidet sich für uns nicht von der absoluten Vernunft, die nichts Anderes ist, als Gott selbst, und die Gesellschaft in ihren bisherigen Phasen leugnen heißt die Vorsehung, heißt Gott leugnen.

Wir stehen also zwischen zwei einander widersprechenden Negationen und Affirmationen: die eine hat die Stimme des gesammten Alterthums für sich und läßt die Gesellschaft und Gott, den sie vertritt, aus dem Spiele, und überträgt das Princip des Bösen allein auf den Menschen; die andere protestirt im Namen des freien, geistbegabten und fortschreitenden Menschen, und legt den socialen Gebrechen und somit in unvermeidlicher Folgerung dem die Gesellschaft schaffenden und inspicirenden Geiste alle Störungen des Weltalls zur Last.

Da nun alle Regelwidrigkeiten der gesellschaftlichen Ordnung und die Unterdrückung der persönlichen Freiheiten besonders aus der Bethätigung der ökonomischen Widersprüche entspringen, so haben wir, im Hinblick auf die ermittelten gegebenen Verhältnisse, zu untersuchen:

1) Ob die Schicksalsnothwendigkeit, deren Kreis uns umgiebt, dermaßen gebieterisch und nöthigend über unserer Freiheit steht, daß wir aufhören, für die Uebertretungen des Gesetzes, die wir unter der Herrschaft der Antinomien begehen, zurechnungsfähig zu sein? und woraus im Fall der Verneinung dieser Frage diese dem Menschen eigenthümliche Schuldfähigkeit entspringt.

2) Ob nicht das hypothetische, allgütige, allmächtige, allweise Wesen selbst, welchem der Glaube die oberste Leitung der menschlichen Regungen zuschreibt, die Menschheit im Stiche gelassen hat im Augen-

blick der Gefahr? Im Fall der Bejahung haben wir diese Unzulänglichkeit der Gottheit zu erklären.

Kurz, wir werden untersuchen, ob der Mensch Gott ist, ob Gott selbst Gott ist, oder ob wir, um die ganze Fülle der Einsicht und Freiheit zu erfassen, etwas Höheres zu suchen haben.

§. 1.

Die Schuldhaftigkeit des Menschen und der Mythus vom Sündenfall.

So lange der Mensch unter dem Gesetz des Egoismus lebt, klagt er sich selbst an; sobald er sich erhebt zum Begriff eines socialen Gesetzes, trifft seine Anklage die Gesellschaft. In beiden Fällen ist es stets die Menschheit, welche die Menschheit anklagt, und was bisher auf das Klarste aus dieser zwiefachen Anklage hervorgeht, ist die seltsame Fähigkeit des Menschen, welche wir noch nicht erwähnt haben, und welche die Religion Gott wie dem Menschen beilegt, die Fähigkeit zu **bereuen.**

Was bereut denn die Menschheit? Wofür will uns Gott, der ebenfalls Reue um uns empfindet, bestrafen? Poenituit Deum, quod hominem fecisset in terra; et tactus dolore cordis intrinsecus, delebo, inquit, hominem. . .

Wenn ich bewiese, daß die Vergehen, deren die Menschheit sich anklagt, nicht die Folge ihrer ökonomischen Verlegenheiten sind, obschon diese aus der Verfassung ihrer Ideen hervorgehen, daß der Mensch das Böse unentgeltlich und ungezwungen verübt, eben so, wie er sich ehrt durch heldenmüthige Thaten, welche die Gerechtigkeit nicht erheischt: so würde daraus folgen, daß der Mensch vor dem Richterstuhle seines Gewissens zwar gewisse mildernde Umstände geltend machen, niemals aber von seinem Vergehen ganz entlastet werden kann; daß er bald Lob, bald Tadel verdient, was stets ein Geständniß seines unharmonischen Zustandes ist: kurz, daß das Wesen seiner Seele ein beständiges Ringen entgegengesetzter Anziehungskräfte, daß seine Moral ein Schaukelsystem, mit einem Wort — und dies Wort sagt Alles — Eklekticismus ist.

Der Beweis ist bald geliefert.

Es besteht ein Gesetz, früher als unsere Freiheit, erlassen beim Anfange der Welt, vervollständigt von Jesus Christus, gepredigt, bezeugt von den Aposteln, Märtyrern, Bekennern und Jungfrauen, dem Menschen ins Herz gegraben, und höher als alle Metaphysik: es ist die **Liebe.** Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, sagt uns Christus nach Moses. Darin liegt Alles. Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, und die Gesellschaft ist vollkommen; liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, und alle Unterschiede von Fürst und Hirt, reich und arm, gelehrt und unwissend, fallen fort und aller Widerstreit der menschlichen Interessen verschwindet. Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, und das Glück im Bunde mit der Arbeit wird, frei von aller Sorge um die Zukunft, Deine Tage erfüllen. Um dies Gesetz zu erfüllen und sich glücklich zu machen, braucht der Mensch nur der Neigung seines Herzens zu folgen und auf die Stimme seines Mitgefühls zu hören. Aber er widersteht! Er thut noch mehr: nicht zufrieden damit, sich seinem Nächsten vorzuziehen, arbeitet er beständig daran, seinen Nächsten zu vernichten: nachdem er die Liebe verrathen durch Egoismus, stürzt er sie um durch Ungerechtigkeit.

Der Mensch ist dem Gesetz der Nächstenliebe untreu, und benutzt für sich selbst ohne irgend eine Nothwendigkeit die Widersprüche der Gesellschaft als eben so viel Mittel zu schaden; durch seinen Egoismus ist die Civilisation ein Krieg voller Ueberfälle und Hinterhalte geworden; er lügt, raubt und mordet, ohne zur Nothwehr gezwungen zu sein, ohne Herausforderung, ohne Entschuldigung. Kurz, er verübt das Böse mit allen Merkmalen einer überlegenden bösartigen Neigung, die um so verworfener ist, da sie zugleich, wenn sie will, unentgeltlich das Gute thun und sich aufopfern kann, weshalb man denn auch eben so treffend als tief gesagt hat: Homo homini lupus, vel Deus.

Um mich nicht allzuweit auszulassen und besonders um kein Urtheil im Voraus zu sprechen über Fragen, die ich wieder aufnehmen muß, beschränke ich mich auf das Gebiet der bereits dargelegten ökonomischen Thatsachen.

Wenn auch die Theilung der Arbeit vermöge ihrer Natur bis zum Tage einer synthetischen Organisation eine unwiderstehliche Ur-

sache physischer, moralischer und geistiger Ungleichheit unter den Menschen ist, so vermögen dennoch weder die Gesellschaft noch das Gewissen etwas dagegen auszurichten. Es ist dies eben eine Nothwendigkeit, an welcher der Reiche eben so unschuldig ist, als der Theilarbeiter, der sich vermöge seines Standes zu allen Arten von Entbehrungen verurtheilt sieht.

Allein wie kommt es, daß diese unabwendliche Ungleichheit sich für die Einen in ein Adelsrecht, für die Andern in die Eigenschaft der Verworfenheit verwandelt hat? Wie kommt es, daß der Mensch, wenn er gut ist, es nicht vermocht hat, dies rein metaphysische Hinderniß durch seine Güte zu ebnen, und daß die unbarmherzige Nothwendigkeit das Band der Bruderliebe zwischen den Menschen, anstatt es enger zu ziehen, vielmehr zerreißt? Hier kann sich der Mensch nicht entschuldigen mit seiner ökonomischen Unerfahrenheit, mit dem Mangel an Voraussicht in seiner Gesetzgebung: er brauchte dazu weiter nichts als Herz. Warum wurden die Märtyrer der Arbeitstheilung, während sie von den Reichen hätten unterstützt und geehrt werden sollen, vielmehr wie Aussätzige verstoßen? Warum hat man niemals gesehen, daß die Herren zuweilen die Sklaven ablösten, daß die Fürsten, Beamten und Priester abwechselten mit den Industriellen und die Adligen mit den an die Scholle gefesselten Hintersassen tauschten? Woher dieser rohe Stolz bei den Mächtigen?

Und man erwäge, daß ein derartiges Benehmen ihrerseits nicht blos menschenfreundlich und brüderlich, sondern streng gerecht gewesen sein würde. Nach dem Princip der Kollektivkraft sind die Arbeiter gleich und associirt mit ihren Oberhäuptern, so daß sich selbst im System des Monopols, da die Gemeinschaft der Wirksamkeit das Gleichgewicht herstellt, welches der Individualismus der Theilarbeit gestört hat, Gerechtigkeit und Nächstenliebe mit einander verschmelzen. Wie also will man bei der Hypothese, daß der Mensch seinem Wesen nach gut sei, das ungeheuerliche Streben erklären, die Autorität der Einen in Adel und den Gehorsam der Andern in Unterthänigkeit zu verwandeln? Die Arbeit hat stets zwischen dem Leibeignen und dem Freien eben so wie die Farbe zwischen dem Schwarzen und dem Weißen eine unüberschreitbare Grenzlinie gezogen und wir selbst, die wir so groß thun mit unserer Philanthropie, denken

im Grunde des Herzens eben so wie unsere Vorfahren. Unsere Theilnahme für den Proletarier ist eine eben solche wie die, welche die Thiere uns einflößen: Verzärtelung unserer Organe, Abscheu vor dem Elend und die Sucht, Alles, was leidet, von uns zu entfernen: das sind die Umwege des Egoismus, auf denen unsere Mildthätigkeit entsteht.

Denn ist es nicht zuletzt wahr — und ich brauche nur diese Thatsache, um uns zu Schanden zu machen — daß die freiwillige Wohlthätigkeit, die in ihrem ursprünglichen Begriff so rein ist, mit einem Wort, das Almosen, für den Unglücklichen, der es empfängt, ein Zeichen der Erniedrigung, eine öffentliche Brandmarkung ist? Und Socialisten wagen es, das Christenthum verbessernd, von Liebe zu reden! Der christliche Gedanke, das Gewissen der Menschheit, hatte das Richtige getroffen, als er so viele Einrichtungen zur Linderung des Unglücks hervorrief. Was thäte Noth, um das Gebot des Evangeliums in seiner Tiefe zu erfassen und die gesetzliche Mildthätigkeit eben so ehrend für die Empfänger als für die Geber zu machen? Weniger Stolz, weniger Habgier, weniger Egoismus. Wenn der Mensch gut ist, kann man es mir dann erklären, warum das Anrecht auf Almosen der erste Ring in der langen Kette der Ungesetzlichkeiten, Vergehen und Verbrechen geworden ist? Wird man es noch wagen, dem Widerstreit der Socialökonomie die Missethaten des Menschen Schuld zu geben, während ihm gerade dieser Widerstreit eine so schöne Gelegenheit böte, seine Mildherzigkeit, ich will nicht einmal sagen durch Aufopferung, sondern einfach durch Erfüllung dessen, was gerecht ist, zu bethätigen?

Ich weiß wohl — und dieser Einwand ist der einzige, den man mir machen kann — ich weiß wohl, daß die Mildthätigkeit Schande und Unehre leidet, weil der, welcher sie in Anspruch nimmt, ach! nur allzuoft eines schlechten Wandels verdächtig ist und sich selten durch würdige Sitten und Arbeitsamkeit empfiehlt. Die Statistik beweist durch ihre Zahlen, daß zehnmal so viel Menschen durch Leichtsinn und Schlaffheit als durch Unfälle oder ungünstige Verhältnisse verarmen.

Ich bin nicht gewillt, diese Angabe abzuleugnen, denn zu viele Thatsachen beweisen ihre Wahrheit und überdies hat sie die Bestä-

tigung des Volks erhalten. Das Volk ist zu allererst bereit, die Armen der Faullenzerei zu beschuldigen und nichts ist gewöhnlicher, als daß man in den untern Klassen Leute trifft, die sich, als wäre es ein Adelstitel, rühmen, nie ins Spital gegangen zu sein und selbst in der höchsten Noth keine öffentliche Unterstützung empfangen zu haben. Eben so also wie der Wohlstand seine Räubereien zugiebt, gesteht das Elend seine Unwürdigkeit ein. Der Mensch ist schon vermöge seines Willens Tyrann oder Sklave, bevor er es durch das Geschick wird; das Herz des Proletariers ist wie das des Reichen ein Kloak von kochender Sinnlichkeit, ein Heerd der Völlerei und des Betruges.

Bei dieser unerwarteten Offenbarung frage ich nun, wie, wenn der Mensch gut und voll Nächstenliebe ist, es kommt, daß der Reiche die Mildthätigkeit verleumdet und der Arme sie bemakelt? Es ist ein verdorbenes Urtheil beim Reichen, sagen die Einen; es ist die Entartung der Fähigkeiten des Armen, meinen die Andern. —

Aber woher kommt es, daß sich auf der einen Seite das Urtheil verdreht, auf der andern die Fähigkeiten ausarten? Wie kommt es, daß keine wahre und herzliche Brüderlichkeit auf beiden Seiten die Wirkungen des Uebermuths und die der Arbeit verhindert hat? Man antworte mir, aber nicht mit Phrasen, sondern mit Gründen.

Indem die Arbeit Verfahren und Maschinen erfand, die ihre Macht bis ins Unendliche vermehren, indem sie dann den industriellen Geist durch die Nebenbuhlerschaft anspornte und ihren Erwerb vermittelst des Kapitalgewinns und der Betriebsprivilegien sicher stellte, machte sie die hierarchische Verfassung der Gesellschaft zu einer noch tiefer wurzelnden und immer mehr unvermeidlichen: noch einmal sei es gesagt, man darf deswegen Niemanden anklagen. Aber ich berufe mich aufs Neue auf das heilige Gesetz des Evangeliums: es lag in unserer Gewalt aus dieser Unterordnung des Menschen unter den Menschen, oder, richtiger ausgedrückt, des Arbeiters unter den Arbeiter, ganz andere Folgerungen zu ziehen.

Die Ueberlieferungen aus dem Leben der Feudalzeit und dem der Patriarchen hatten den Industriellen das Beispiel gegeben. Die Theilung der Arbeit und die andern Ereignisse in der Geschichte der Produktion waren nichts als Aufrufe zum großen Familienleben,

Anzeichen des vorbereitenden Systems, nach welchem sich die Brüderschaft verwirklichen und entwickeln sollte. Die Meisterschaften, Korporationen und Altersgerechtigkeiten waren in diesem Sinne angelegt; selbst viele Kommunisten haben keinen Widerwillen gegen diese Form von Association: ist es zu verwundern, daß das Ideal derselben noch so lebendig ist unter Denen, die, zwar besiegt, aber nicht bekehrt, sich noch jetzt als ihre Vertreter gehaben? Wer hinderte denn die Nächstenliebe, die Einigkeit und Hingebung in der Hierarchie fortzubestehen, wenn diese Hierarchie nichts Anderes gewesen wäre, als eine Bedingung der Arbeit? Es war weiter nichts nöthig, als daß die Männer der Maschinen als tapfere, mit gleichen Waffen kämpfende Ritter kein Geheimniß machten aus ihren Kunstgriffen und sie nicht blos für sich behielten; daß die Barone nur für eine größere Billigkeit der Produkte, nicht aber in wucherischer Absicht ins Feld zogen, und daß die Vasallen, sicher überzeugt, daß der Krieg nur eine Vermehrung ihres Reichthums zur Folge haben würde, sich stets unternehmend, arbeitsam und treu bezeigten. Das Oberhaupt der Werkstatt war dann weiter nichts, als ein Anführer, der seine Bewaffneten eben so sehr in ihrem als in seinem eignen Interesse manövriren ließ und sie nicht mit seinem Gelde, sondern mit ihren eignen Diensten unterhielt.

Statt dieser brüderlichen Verhältnisse haben wir aber Anmaßung, Eifersucht und Meineid gehabt; der Herr sog den entwürdigten Löhner aus wie der fabelhafte Vampyr und der Löhner zettelte Verschwörungen an gegen den Herrn; der Müssiggänger mästete sich mit dem Lebensmark des Arbeiters und der Leibeigne hockte im Unrath und hatte nur noch zum Hassen Energie genug.

„Die Kapitalisten und Arbeiter waren berufen, jene die Werkzeuge zur Arbeit, diese die Arbeit selbst zum Werk der Produktion zu liefern; aber gegenwärtig liegen sie einander in den Haaren. Und warum? Weil Willkür über alle ihre Beziehungen waltet; weil der Kapitalist auf das Bedürfniß des Arbeiters nach Werkzeugen spekulirt, während der Arbeiter Gewinn zu ziehen sucht aus dem Bedürfniß des Kapitalisten, sein Kapital Früchte tragen zu lassen."
(L. Blanc, Organisation der Arbeit.)

Und warum diese Willkür in den Beziehungen des Kapitalisten

und des Arbeiters? Warum diese Feindseligkeit der Interessen? Warum diese gegenseitige Erbitterung? Anstatt die Thatsache ewig nur durch die Thatsache selbst zu erklären, gehe man der Sache auf den Grund, und man wird überall als erste Triebfeder eine Gier des Genusses finden, welche weder Gesetz noch Gerechtigkeit noch auch die Nächstenliebe aufzuhalten vermögen. Der Egoismus verhandelt unaufhörlich die Zukunft und bringt seinen ungeheuerlichen Gelüsten Arbeit, Kapital, Leben und Sicherheit Aller zum Opfer.

Die Theologen haben das leidenschaftliche Verlangen nach sinnlichen Dingen, das ihrer Meinung nach eine Folge der Erbsünde ist, die Lust der Welt genannt. Was die Erbsünde ist, kümmert mich jetzt wenig; ich bemerke nur, daß diese weltliche Lust der Theologen nichts Anderes ist, als das Luxusbedürfniß, welches die Akademie der Moralwissenschaften als die vorherrschende Triebfeder unsereres Zeitalters bezeichnet hat. Die Theorie der Verhältnißmäßigkeit der Werthe beweist aber, daß das natürliche Maaß des Luxus die Produktion ist; das jede vorweggenommene Konsumtion durch eine spätere gleichwerthige Entbehrung eingebracht wird und daß die Uebertreibung des Luxus in einer Gesellschaft mit Nothwendigkeit einen Zuwachs an Elend bedingt. Bringt nun der Mensch luxuriösen und vorweggenommenen Genüssen sein persönliches Wohlsein zum Opfer, so beschuldige ich ihn vielleicht nur der Unbesonnenheit; nimmt er aber das Wohlsein seines Nächsten, das ihm unverletzlich bleiben sollte, sowohl auf Grund der Nächstenliebe als auf Grund der Gerechtigkeit, so behaupte ich, daß ein solcher Mensch böse ist, böse ohne Entschuldigung.

Als Gott, sagt Bouffuet, das Innere des Menschen bildete, pflanzte er ihm zuerst die Güte ins Herz. Also ist die Liebe unser erstes Gesetz: die Vorschriften der reinen Vernunft eben so wie die Anreizungen der Sinnlichkeit nehmen erst die zweite und dritte Stelle ein. Das ist die Rangordnung unserer Fähigkeiten: ein Princip der Liebe bildet die Grundlage unseres Gewissens und wird bedient von einem Geiste und von Organen. Nur zweierlei ist also möglich: entweder ist der Mensch, welcher die Nächstenliebe verletzt, um seiner Begier zu gehorchen, schuldig; oder er ist, wenn diese Psychologie falsch ist und im Menschen das Luxus-

bedürfniß gleichen Schritt halten muß mit der Nächstenliebe und der Vernunft, ein mißgeordnetes, von Grund aus böses Geschöpf und das verabscheuungswertheste aller Wesen.

Somit können die organischen Widersprüche der Gesellschaft die Verantwortlichkeit des Menschen nicht decken; für sich betrachtet sind diese Widersprüche überdies nichts Anderes als die Theorie der Rangordnungswirthschaft, die erste und somit untadelhafte Form der Gesellschaft. Vermöge der Antinomie ihrer Entwicklung wurden Arbeit und Kapital unaufhörlich sowohl zur Gleichheit als zur Unterordnung, sowohl zur Samntverbindlichkeit als zur Abhängigkeit zurückgeführt: die eine war die Triebkraft, das andere der Hervorrufer und Hüter des gemeinsamen Reichthums. Diese Andeutung wurde von den Theoretikern des Feudalsystems dunkel geahnt; das Christenthum kam zur rechten Zeit, um den Vertrag zu festigen, und noch immer ist es der Gedanke dieser verkannten und verfälschten, an sich aber unschuldigen und rechtmäßigen Organisation, der bei uns das zurückwünschende Bedauern einer Partei erregt und ihre Hoffnung aufrecht erhält. Da dies System in der Voraussicht der Bestimmung (destin) lag, so kann man nicht sagen, daß es schlecht an sich war, eben so wie man den embryonischen Zustand nicht schlecht nennen kann, weil er in der physiologischen Entwickelung dem ausgebildeten Alter vorangeht.

Ich beharre daher auf meiner Anklage:

Unter der Wirthschaft, die von Luther und der französischen Revolution abgeschafft wurde, konnte der Mensch glücklich sein, insoweit es der Fortschritt seiner Industrie mit sich brachte: er hat es nicht gewollt; im Gegentheil, er hat sich dagegen gewehrt. Die Arbeit wurde zur Unehre angerechnet; die Geistlichkeit und der Adel wurden die Aufzehrer des Armen; um ihre thierischen Leidenschaften zu befriedigen, erstickten sie in ihrem Herzen die Nächstenliebe; sie haben den Arbeiter zu Grunde gerichtet, unterdrückt, ermordet. Und auch hier sehen wir das Kapital Jagd machen auf das Proletariat. Anstatt die zerstörende Tendenz der ökonomischen Principien durch Association und Gegenseitigkeit zu mildern, übertreibt sie der Kapitalist ohne Nothwendigkeit und in böswilliger Absicht; er mißbraucht die Sinne und das Gewissen des Arbeiters; er macht ihn zum Die-

ner seiner Intriguen, zum Fröhner seiner Ausschweifungen, zum Mitschuldigen seiner Räubereien; er macht ihn in allen Beziehungen sich gleich, und nun kann er die Gerechtigkeit der Revolutionen für unfähig erklären, ihn (den Kapitalisten) zu erreichen. Ungeheuerliches Verhältniß! der Mensch, welcher im Elend lebt, dessen Seele somit der Nächstenliebe und Ehre näher zu stehen scheint, dieser Mensch theilt die Verderbniß seines Gebieters; wie er, giebt er für den Hochmuth und die Schwelgerei Alles hin, und wenn er sich einmal auflehnt gegen die Ungleichheit, unter welcher er leidet, so geschieht es weniger aus Gerechtigkeitseifer als aus Eifersucht und Begierigkeit. Das größeste Hinderniß, das die Gleichheit zu überwinden hat, ist nicht der aristokratische Hochmuth des Reichen, sondern der jeder Zucht hohnsprechende Egoismus des Armen. Und Ihr zählt auf die angeborene Güte, um sowohl seine unwillkürliche als seine vorbedachte Bosheit zu reformiren!

„Da die falsche und antisociale Erziehung der gegenwärtigen Generation, sagt Louis Blanc, es nicht gestattet, in etwas Anderm als in einer vermehrten Bezahlung einen Beweggrund zum Wetteifer und zur Aufmunterung zu suchen, so müßte der Unterschied der Löhne nach der Rangordnung der Verrichtungen abgestuft werden, während eine durchaus neue Erziehung in diesem Punkt die Ideen und Sitten umzuwandeln hätte."

Lassen wir die Rangordnung der Verrichtungen und die Ungleichheit der Löhne gelten, was sie gelten, und ziehen hier nur den vom Verfasser angegebenen Beweggrund in Betracht. Ist es nicht befremdend, daß Hr. Blanc die Güte unserer Natur behauptet und sich gleichzeitig an die unedelste unserer Neigungen, an die Habsucht wendet? Das Uebel muß Ihnen wahrscheinlich sehr tief zu sitzen scheinen, daß Sie es für nothwendig halten, die Herstellung der Nächstenliebe mit einer Uebertretung der Nächstenliebe anzufangen. Christus ging dem Hochmuth und der Gierigkeit geradezu zu Leibe: und offenbar waren die Lüstlinge, die er ausschalt, wahre Heilige gegen die verpesteten Beichtkinder des Socialismus. Aber sagen Sie uns doch endlich, wie unsere Ideen verfälscht sind, inwiefern unsere Erziehung eine antisociale ist, da es doch jetzt bewiesen ist, daß die Gesellschaft die vom Schicksal vorgezeichnete Bahn gewandelt

ist und man sie nicht mehr belasten kann mit den Verbrechen des Menschen?

Wahrlich, der Socialismus hat eine wunderbare Logik.

Der Mensch ist gut, sagen sie; aber man muß ihm das Interesse am Bösen nehmen, damit er sich desselben enthalte. Der Mensch ist gut, aber man muß ihn mit seinem Interesse betheiligen am Guten, damit er es ausübe. Denn wenn das Interesse seiner Leidenschaften ihn zum Bösen hinzieht, thut er das Böse; und wenn ihn eben dies Interesse gleichgültig gegen das Gute läßt, so thut er das Gute nicht. Und die Gesellschaft hat kein Recht, ihm darüber Vorwürfe zu machen, daß er seinen Leidenschaften Gehör gegeben, weil es der Gesellschaft oblag, ihn am Bande seiner Leidenschaften zu leiten. Welch eine reiche und herrliche Natur war jener Nero, der seine Mutter tödtete, weil dies Weib ihn langweilte, und Rom anzünden ließ, um eine Vorstellung zu haben von der Zerstörung Trojas! Welche Künstlerseele hatte jener Heliogabalus, der die Prostitution organisirte! Welch ein gewaltiger Charakter war Tiberius! Aber wie nichtswürdig war die Gesellschaft, welche diese göttlichen Seelen verderbte, die aber gleichwohl einen Tacitus und Marc-Aurel hervorbrachte!

Das ist die sogenannte Unschädlichkeit des Menschen, die Heiligkeit seiner Leidenschaften! Eine alte Sappho, die von ihren Liebhabern im Stich gelassen wird, kehrt zurück zu den Pflichten der Gattin; nachdem sie das Interesse an der Liebe verloren, wendet sie sich wieder zur Ehe und ist nun eine Heilige! Wie Schade, daß das Wort „Heilige" nicht auch den Doppelsinn des entsprechenden hebräischen Wortes hat! Dann würde Jedermann einverstanden sein mit der Sappho-Heiligkeit!

In einem Jahresbericht über die belgischen Eisenbahnen lese ich, daß die belgische Verwaltung den Lokomotivenführern eine Prämie von 35 Centimen für den Hektoliter Kohks bewilligt hatte, den sie von einem Verbrauchsquantum von 95 Kilogramm auf die zurückgelegte Lieue ersparen würden und daß diese Prämie so gute Früchte trug, daß der Verbrauch sich von 95 Kil. bis auf 48 verminderte. Diese Thatsache enthält die ganze socialistische Philosophie: den Arbeiter allmälig zur Gerechtigkeit emporzubilden, ihn zur Arbeit auf-

zumuntern, ihn bis zur Erhabenheit der Aufopferung zu erheben durch Erhöhung des Lohns, durch Mitbetheiligung, durch Auszeichnungen und Belohnungen. Es fällt mir natürlich gar nicht ein, diese Methode zu tadeln, die so alt ist wie die Welt: auf welche Weise immer Ihr die Schlangen und Tiger zähmt und nützlich macht, Ihr habt meinen Beifall. Gebt mir aber Eure Bestien nicht für Tauben aus, denn statt aller Antwort würde ich Euch ihre Krallen und Zähne zeigen. Bevor die belgischen Lokomotivenführer bei der Ersparniß am Brennmaterial betheiligt wurden, verbrannten sie die Hälfte mehr. Sie waren also leichtsinnig, unachtsam, verschwenderisch, vielleicht gar unredlich, obgleich ein Kontrakt sie mit der Verwaltung verband und ihnen die Verpflichtung auferlegte, die entgegengesetzten Tugenden zu üben. — Es ist gut, sagt Ihr, den Arbeiter zu interessiren. — Ich sage sogar, es ist gerecht; aber ich behaupte, daß dies Interesse, das mehr Gewalt hat über den Menschen als die eingegangene Verpflichtuug, das mit einem Wort mächtiger ist als die **Pflicht**, den Menschen anklagt. Der Socialismus macht Rückschritte in der Moral — und er wagt es, das Christenthum zu verschmähen! Er begreift nicht mehr die Nächstenliebe und wenn man ihm glauben wollte, hätte er die Nächstenliebe erfunden.

Aber seht doch nur, bemerken die Socialisten, welche glücklichen Früchte die Vervollkommnung unserer gesellschaftlichen Ordnung bereits getragen hat! Die gegenwärtige Generation ist offenbar besser als die ihr vorangegangene: haben wir Unrecht, wenn wir daraus schließen, daß eine vollkommne Gesellschaft vollkommne Bürger erzeugen wird? — Sagt lieber, entgegnen die Konservativen, die sich zum Dogma vom Sündenfall bekennen, daß die Religion die Herzen geläutert hat und daß es uns nicht Wunder nehmen kann, wenn dies Einfluß gehabt hat auf die Institutionen. Laßt nur die Religion ihr Werk vollenden und seid unbesorgt um die Gesellschaft.

Also reden und widerlegen sich selbst in endlosen Abschweifungen die Theoretiker der beiden Ansichten. Weder die Einen noch die Andern begreifen, daß die Menschheit Eine und eine Beständige ist in ihren Generationen, d. h. daß Alles in ihr in jeder Epoche ihrer Entwickelung beim Einzelnen wie bei der Masse aus einem und dem-

selben Princip hervorgeht, welches nicht das Sein, sondern das Werden ist. Einerseits sehen sie nicht, daß der Fortschritt in der Moral eine unaufhörliche Eroberung des Geistes gegen die Thierheit ist, eben so wie der Fortschritt im Reichthum die Frucht des Krieges ist, welchen die Arbeit gegen die Sparsamkeit der Natur führt, daß somit die Idee einer angeborenen, durch die Gesellschaft verloren gegangenen Güte eben so absurd ist, wie die Idee eines ursprünglichen, durch die Arbeit verloren gegangenen Reichthums, und daß eine Unterhandlung mit den Leidenschaften in demselben Sinne zu nehmen ist, wie eine Unterhandlung mit der Ruhe. Auf der andern Seite wollen sie nicht einsehen, daß wenn es einen Fortschritt der Menschheit giebt, sei es vermöge der Religion oder vermöge irgend einer andern Ursache, die Hypothese einer in unserer Beschaffenheit liegenden Verderbniß ein Unsinn, ein Widerspruch ist.

Aber ich greife meinen spätern Schlußfolgerungen vor: ich will jetzt nur darthun, daß die sittliche Vervollkommnung der Menschheit ganz ähnlich wie das materielle Wohlsein sich verwirklicht durch eine Reihe von Schwankungen zwischen dem Laster und der Tugend, zwischen dem Verdienst und dem Mißverdienst.

Ja, es findet ein Fortschritt der Menschheit in der Gerechtigkeit statt, aber dieser Fortschritt unserer Freiheit, den wir ganz und gar dem Fortschritt unserer Intelligenz verdanken, beweist sicherlich nichts für die Güte unserer Natur, und weit entfernt, uns zur Verherrlichung unserer Leidenschaften zu ermächtigen, zerstört er vielmehr unwiderleglich ihr Uebergewicht. Unsere Bosheit ändert mit der Zeit ihre Weise und ihren Styl: die ritterlichen Herren des Mittelalters plünderten den Reisenden auf der Landstraße und dann boten sie ihm Gastfreundschaft an auf ihrem Schlosse. Das kaufmännische Feudalwesen ist minder brutal: es beutet den Proletarier aus und baut dann für ihn Spitäler: wer wagt es zu entscheiden, wer von Beiden die Palme der Tugend verdient hat?

Der Werth ist unter allen ökonomischen Widersprüchen derjenige, welcher die andern beherrscht und zusammenfaßt und so gewissermaßen das Scepter der Gesellschaft, ich möchte fast sagen der sittlichen Welt in Händen hält. So lange der Werth, zwischen seinen beiden Polen, dem Nutz- und Tauschwerth, hin- und her-

schwankend, noch nicht seine Feststellung erreicht hat, so lange bleiben Mein und Dein willkürlich fixirt; die Vermögenszustände sind das Werk des Zufalls; das Eigenthum beruht auf einem unsichern Titel und in der Socialökonomie ist Alles nur etwas Vorläufiges. Welche Folgerung mußten gesellige, intelligente und freie Wesen aus dieser Ungewißheit des Werthes ziehen? Sie mußten freundschaftliche Anordnungen treffen zum Schutz der Arbeit, zur Sicherung des Austausches und billiger Preise. Welche glückliche Gelegenheit für Alle, durch Redlichkeit, Uneigennützigkeit und Herzlichkeit die Unbekanntschaft objektiver Gesetze über das, was gerecht und ungerecht ist, zu ersetzen! Statt dessen ist der Handel überall, unwillkürlich und mit allseitiger Zustimmung ein Glücksspiel, eine Lotterie und oft eine Spekulation der Ueberrumpelung und Ueberlistung geworden.

Was nöthigt den Inhaber von Lebensmitteln, den Speicherwart der Gesellschaft als einen Nothstand vorzugeben, Lärm zu schlagen und das Steigen der Preise zu veranlassen? Die Sorglosigkeit des Publikums giebt ihm den Konsumenten preis, eine Temperaturveränderung bietet ihm einen Vorwand; die sichere Aussicht auf Gewinn verdirbt ihn vollends und die geschickt ausgesprengte Furcht treibt die Bevölkerung in sein Garn. Gewiß, die Triebfeder, welche den Gauner, den Dieb und Mörder, diese, wie man sagt, durch den gesellschaftlichen Zustand verfälschten Naturen handeln läßt, ist dieselbe, welche den Wucherer über das Bedürfniß anregt. Wie kann nun diese Sucht nach Gewinn, sich selbst überlassen, zum Nachtheil der Gesellschaft ausschlagen? Warum mußten unaufhörlich Vorbeugungs- und Strafgesetze der Freiheit Schranken setzen? Denn dies eben ist die anklägerische und unmöglich zu leugnende Thatsache: überall ist das Gesetz aus dem Mißbrauch hervorgegangen; überall hat sich der Gesetzgeber genöthigt gesehen, den Menschen in die Unmöglichkeit zu schaden zu versetzen, was eben so viel heißt, als dem Löwen einen Maulkorb anlegen und dem Eber einen Ring durch den Rüssel ziehen. Und der Socialismus, der stets die Vergangenheit nachahmt, beabsichtigt selbst nichts Anderes; denn was ist die Organisation, die er verlangt, weiter, als eine stärkere Bürgschaft der Gerechtigkeit, eine vollständigere Begrenzung der Freiheit?

Der charakteristische Zug des Kaufmanns ist, daß er jedes

Ding entweder zu einem Gegenstande oder zu einem Werkzeug seines Handels macht. Entgesellschaftet (désassocié) von seines Gleichen, unverbindlich gegen Alle, ist er für und gegen alle Thatsachen, alle Meinungen, alle Parteien. Eine Entdeckung, eine Wissenschaft ist in seinen Augen eine Kriegsmaschine, gegen die er auf seiner Hut ist und die er vernichten möchte, wofern er sich derselben nicht selbst bedienen kann, um seine Konkurrenten todt zu machen. Ein Künstler, ein Gelehrter ist ihm ein Artillerist, der sein Geschütz zu bedienen versteht, und den er zu verderben sucht, wenn er ihn nicht für sich gewinnen kann. Der Kaufmann ist überzeugt, daß die Logik nichts ist, als die Kunst nach Belieben das Wahre und das Falsche zu beweisen; Er hat die politische Verkäuflichkeit, den Gewissenshandel, die Prostitution der Talente, die Bestechung der Presse erfunden. Er weiß Beweisgründe und Advokaten zu finden für jede Lüge, jede Unbill. Nur er allein hat sich niemals Illusionen gemacht über den Werth der politischen Parteien: er glaubt sie alle gleich gut ausbeuten zu können, d. h. er hält sie alle für gleich unsinnig.

Ohne Achtung vor den Ansichten, zu denen er sich bekennt und die er abwechselnd bald wieder aufgiebt, bald wieder annimmt, verfolgt er die Unredlichkeiten, deren er sich schuldig macht, bei Andern mit Bitterkeit und lügt in seinen Ansprüchen, lügt in der Auskunft, die er giebt, lügt in seinen Verzeichnissen; er übertreibt, er vermindert, er übersetzt; er hält sich für den Mittelpunkt der Welt und Alles außer ihm hat nur in Bezug auf ihn Dasein, Werth und Wahrheit. Spitzfindig und verschmitzt in seinen Verhandlungen macht er Stipulationen, Vorbehalte, fürchtet stets zu viel und nicht genug zu sagen; Einfältigen gegenüber treibt er Mißbrauch mit Worten, spricht allgemein, um sich nicht bloßzustellen, specificirt, um nichts zu bewilligen und dreht sich dreimal im Zirkel und bedenkt sich im Stillen siebenmal, bevor er sein letztes Wort sagt. Ist er endlich fertig, so nimmt er seine Worte von vorne durch, legt sie aus und kommentirt sie; er quält sich, um in jedem Partikelchen einen tiefen Sinn und in den klarsten Sätzen das Gegentheil von dem, was sie sagen, zu entdecken.

Welche unendliche Kunst, welche Heuchelei bietet er auf in seinem Verkehr mit dem Handwerker! Wie verstehen sie sich alle,

vom einfachsten Hauswirth bis zum größesten Unternehmer, darauf, seine Arbeit auszubeuten! Wie wissen sie es anzustellen, daß man sich um die Arbeit streitet, damit sie nur niedrige Preise auswirken! Zuerst ist es eine Hoffnung, für die ein Gang zum Herrn gemacht wird; dann macht er sich durch eine Dienstleistung für ein Versprechen bezahlt; dann muß ein Versuch gemacht, ein Opfer gebracht werden, denn er gebraucht Niemand, was der Unglückliche dadurch anerkennen muß, daß er sich mit dem erbärmlichsten Lohn begnügt; es ist ein Beanspruchen und Ueberlasten ohne Ende, das durch ein Bezahlungsreglement belohnt wird, welches nicht blutsaugerischer und falscher sein kann. Und der Handwerker muß stillschweigen und sich verbeugen, während er unter der Bluse die Faust ballt, denn der Herr Gönner hat die Arbeit und Jeder muß sich glücklich schätzen, dem er die Gunst seiner Gaunereien zuwendet. Und diese gehässige, ganz aus eignem Antrieb entspringende unbefangene Pressferei, die von jedem höhern Anstoß unabhängig ist, weil die Gesellschaft noch nicht das Mittel gefunden hat, sie zu verhindern, unterdrücken und bestrafen schreibt man dem socialen Zwange zu! Welche Vernunft!

Der Kommissionär ist der Typus, der höchste Ausdruck des Monopols, der Inbegriff des Handels, das heißt der Civilisation. Jede Verrichtung ist abhängig von der seinigen, nimmt an ihr Theil oder wird ihr ähnlich: denn da vom Gesichtspunkt der Vertheilung der Reichthümer die Beziehungen der Menschen sämmtlich auf den Austausch hinauskommen, also auf den Transport der Werthe, so kann man sagen, daß die Civilisation sich im Kommissionär personificirt hat.

Man frage die Kommissionäre nach der Moralität ihres Gewerbes; sie werden ehrlich sein und alle antworten, daß die Kommission eine Räuberei ist. Man beklagt sich über die Betrügereien und Verfälschungen, welche die Industrie entehren: der Handel, womit ich besonders die Kommission meine, ist nichts als eine riesige und fortwährende Verschwörung der Monopolisten, die abwechselnd konkurriren oder mit einander verbündet sind; er ist nicht mehr eine in der Absicht auf rechtmäßigen Gewinn ausgeübte Verrichtung, sondern eine großartige Wucherorganisation für alle Verbrauchsgegenstände so wie für die Cirkulation der Personen und Produkte.

Schon duldet man in diesem Geschäft den Betrug; Frachtbriefe werden umgeschrieben, radirt und verfälscht, Stempel nachgemacht, Havarien verleugnet oder betrügerisch umgangen! Kurz, der Kommissionär, d. h. der Kaufmann, d. h. der Mensch ist ein Spieler, ein Verleumder, ein Charlatan, ein feiler Schurke, Dieb und Fälscher . . .

Das liegt an unserer antagonistischen Gesellschaft, meinen die neuen Mystiker. Eben so urtheilen die Herren vom Handel, die bei jeder Gelegenheit zuerst bereit sind, die Verderbniß des Jahrhunderts anzuklagen. Was sie thun, das wären, wenn man ihnen glauben wollte, nichts als Gegenmaaßregeln, die sie ganz gegen ihren Willen treffen müßten: sie folgen der Nothwendigkeit und sind in dem Falle rechtmäßiger Gegenwehr.

Gehört etwa eine große geistige Anstrengung dazu, um einzusehen, daß diese wechselseitigen Beschuldigungen die menschliche Natur selbst treffen, daß die angebliche Verderbniß der Gesellschaft keine andere ist als die Verderbtheit des Menschen und daß der Gegensatz der Principien und Interessen nur so z. s. äußerlich hinzukommt und die ganze Schwärze unserer Selbstsucht so wie die seltenen Tugenden, durch die sich unser Geschlecht ehrt, nur besser hervortreten läßt, ohne einen nöthigenden Einfluß auf sie auszuüben?

Ich begreife die unharmonische Konkurrenz und ihre unwiderstehlich eliminirenden Wirkungen: in ihr liegt Schicksalsnothwendigkeit. Die Konkurrenz ist in ihrem höhern Ausdruck das Getriebe, vermöge dessen die Arbeiter sich gegenseitig ein Sporn und eine Stütze sind. Allein so lange nicht die Organisation verwirklicht ist, welche die Konkurrenz zu ihrer wahren Natur erheben soll, so lange bleibt sie ein Bürgerkrieg, in dem die Producenten, anstatt einander in der Arbeit zu helfen, sich gegenseitig durch die Arbeit zerschmettern und zermalmen. Hier war die Gefahr eine drohende: der Mensch hatte, um sie zu beschwören, das höhere Gesetz der Liebe, und nichts war leichter, als die Konkurrenz zwar im Interesse der Produktion bis auf ihre äußerste Höhe zu treiben, gleichwohl aber ihre mörderischen Wirkungen durch eine billige Vertheilung wieder gut zu machen. Statt dessen aber ist die anarchische Konkurrenz vielmehr gleichsam die Seele und der Geist des Arbeiters geworden. Die Staats-

ökonomie hatte dem Menschen diese tödtliche Waffe in die Hände gegeben, und er hat damit losgeschlagen; er hat sich der Konkurrenz bedient, wie der Löwe seiner Tatzen und seines Rachens, um zu tödten und zu verschlingen. Wie also, ich wiederhole es, wie soll etwas, das rein äußerlich hinzugekommen, die Natur des Menschen verwandelt haben, die man als gut, sanft und gesellig annimmt?

Der Weinhändler verfälscht den Wein mit schädlichen Substanzen und vermehrt die zerstörenden Wirkungen der Konkurrenz aus eignem Antriebe. Woher diese Raserei? Daher, sagt man, daß sein Konkurrent ihm mit demselben Beispiel vorangeht. Und wer treibt denn diese Konkurrenten dazu an? Wieder ein anderer Konkurrent. So nehmen wir die ganze Gesellschaft durch und finden dann, daß die Masse, und in der Masse jeder Einzelne für sich, in stillschweigender Uebereinstimmung ihrer Leidenschaften, des Stolzes, der Trägheit, Habgier, des Mißtrauens und der Eifersucht diesen verabscheuungswerthen Krieg organisirt haben.

Nachdem der Unternehmer die Arbeitswerkzeuge, den Stoff zur Fabrikation und die Arbeiter zusammengebracht hat, muß er im Produkt nächst den Kosten zuvörderst die Zinsen für sein Kapital und dann einen Gewinn erlangen. In Folge dieses Princips ist das Darlehen auf Zinsen zu Stande gekommen, und der Gewinn hat, an sich selbst betrachtet, stets für rechtmäßig gegolten. Die Polizei der Nationen bemerkte nicht gleich anfangs den innern Widerspruch des Darlehens auf Zinsen, und so mußte bei diesem System der Löhner, anstatt unmittelbar von sich selbst, von einem Arbeitsherrn abhängen, wie der Wehrhafte dem Grafen und der Stamm dem Patriarchen angehörte. Diese Verfassung war nothwendig, und konnte auch bis zur Einführung der vollkommnen Gleichheit zum Wohlsein Aller genügen. Wenn aber der Herr in seinem ordnungswidrigen Egoismus zum Diener sagt: Du sollst keinen Theil mit mir haben, und ihm mit einem Male Arbeit und Lohn raubt, wo ist da die Nothwendigkeit, wo die Entschuldigung? Sollen wir uns etwa, um die Regung der Habgier zu entschuldigen, auf die Regung der Feindseligkeit berufen? Man sehe sich vor: wenn man, um das menschliche Wesen zu rechtfertigen, auf die Reihe seiner Begierden zurückgeht, so giebt man seine Sittlichkeit verloren, anstatt sie zu retten. Ich we-

nigstens will den Menschen lieber schuldbehaftet wissen, als ihn zu einem wilden Thiere machen.

Die Natur hat den Menschen gesellschaftsfähig geschaffen: die selbstständige Entwickelung seiner Triebe macht ihn bald zu einem Engel der Liebe, bald raubt sie ihm selbst das Gefühl der Brüderlichkeit und die Idee der Hingebung. Hat sich wohl jemals ein Kapitalist, des Gewinns überdrüssig, für das allgemeine Wohl verschworen und die Emancipation des Proletariats zu seiner höchsten und letzten Spekulation gemacht? Es giebt eine Menge von Leuten, die das Glück begünstigt hat, und denen weiter nichts fehlt, als die Krone der Wohlthätigkeit: aber welcher reichgewordene Krämer finge wohl an zum Kostenpreise zu verkaufen? Welcher Bäcker überließe wohl, wenn er sich zur Ruhe setzt, seine Kundschaft und seine Bäckerei seinen Gesellen? Welcher Apotheker verkaufte wohl, anstatt sich aus dem Geschäft zurückzuziehen, seine Arzneien zum Werthpreise? Wenn die Mildthätigkeit ihre Märtyrer hat, warum hat sie nicht auch ihre Liebhaber? Wenn sich plötzlich ein Kongreß von Rentiers, Kapitalisten und Unternehmern bildete, um eine Anzahl von Industriezweigen umsonst zu betreiben, so würde sich die Gesellschaft in kurzer Zeit von Grund aus umgestalten! Aber für nichts arbeiten!... das thut nur ein Vincens von Paula, ein Fenelon und alle Solche, deren Seele stets voll Entsagung, deren Herz arm gewesen. Der durch Gewinn reich gewordene Mann wird Stadtrath, Mitglied des Wohlthätigkeitsausschusses, Beamter des Zufluchtshauses; kurz, er übernimmt alle möglichen Ehrenämter, nur nicht die, welche gerade wirksam sein würden, die aber seinen Gewohnheiten widerstreben. Arbeiten ohne Hoffnung auf Gewinn! Das geht nicht, denn das hieße ja sich zu Grunde richten. Er möchte es vielleicht, aber er hat nicht den Muth dazu. Video meliora proboque, deteriora sequor. Der Eigenthümer, der sich in Ruhestand versetzt hat, ist leibhaftig der Uhu jener Fabel, welcher Bucheckern sammelt für seine lahmgebissenen Mäuse, die er nachher auffressen will. Darf man noch der Gesellschaft diese Wirkungen einer Leidenschaft zur Last legen, welcher so lange Zeit, so ungestört und vollständig gefröhnt worden ist?

Wer also erklärt dies Geheimniß eines vielfachen und nicht übereinstimmenden Wesens, das eben so sehr der höchsten Tu-

genden als der grauenhaftesten Verbrechen fähig ist? Der Hund leckt seinem Herrn, der ihn schlägt, die Hand, weil Treue die Natur des Hundes ist, und diese Natur ihn niemals verläßt. Das Lamm sucht seine Zuflucht in den Armen des Schäfers, der es schlachtet und ißt, weil Sanftmuth und Friedlichkeit der unzertrennliche Charakter des Schafes sind. Das Roß sprengt durch Feuer und Kartätschenhagel, ohne mit seinem schnellen Huf die Verwundeten und Todten zu berühren, die auf seinem Wege liegen, weil die Seele des Rosses unerschütterlich ist in ihrem Edelmuth. Diese Thiere sind vermöge ihrer beständigen und hingebenden Natur Märtyrer für uns. Der Diener, der mit Gefahr des eigenen Lebens seinen Herrn vertheidigt, verräth und ermordet ihn für ein wenig Gold; die keusche Gattin befleckt ihr Bett um eines Verdrusses oder einer Abwesenheit willen, und in einer Lukrezia finden wir zugleich eine Messalina; der Eigenthümer ist bald ein Vater, bald ein Tyrann: er hilft seinen zu Grunde gerichteten Pächter wieder auf und setzt ihn in Stand, aber er verjagt seine zu zahlreiche Familie von seinen Ländereien, obgleich sie sich im Vertrauen auf den Lehnsvertrag so vermehrt hat; der Krieger, der ein Spiegel und Muster des Ritterthums ist, benutzt die Leichen seiner Kameraden als Staffeln zum Emporrücken im Range. Ein Epaminondas und Regulus feilschen um das Blut ihrer Soldaten, — o wie viele derartige Beispiele habe ich vor Augen gehabt! — und der recht eigentliche Stand der Aufopferung ist der fruchtbarste an niedriger Gesinnung. Die Menschheit hat ihre Märtyrer und Abtrünnigen: welchem Grunde, frag' ich noch einmal, soll ich diese Zwiespältigkeit zuschreiben?

Dem Widerstreit der Gesellschaft! antwortet Ihr fortwährend; der Trennung, Vereinzelung, der Feindseligkeit mit seinen Nächsten, in welcher der Mensch bisher gelebt hat; mit einem Wort, der Verirrung seines Herzens, die ihn den Genuß für die Liebe, das Eigenthum für den Besitz, die Mühe für die Arbeit, den Rausch für die Freude halten läßt, kurz dem falschen-Gewissen, dessen Qualen nicht aufgehört haben ihn zu verfolgen unter dem Namen der Erbsünde. Wenn der Mensch, versöhnt mit sich selbst, aufhören wird, seinen Nächsten und die Natur als feindliche Mächte anzusehen, dann wird er lieben und produciren, einzig vermöge des selbstständigen Antrie-

bes seiner Energie; dann wird es seine Leidenschaft sein, zu geben, wie es jetzt seine Leidenschaft ist, zu nehmen; dann wird er in der Arbeit und Hingebung sein einziges Glück, seine höchste Wollust suchen. Dann wird die Liebe wirklich und ungetheilt das Gesetz des Menschen, und die Gerechtigkeit ist nicht mehr blos ein leerer Name, eine unbequeme Erinnerung an eine Periode voll Gewaltthätigkeit und Thränen.

Gewiß ich verkenne weder die Thatsache des Widerstreits oder, wie ihr sie nennt, der religiösen Entfremdung, noch die Nothwendigkeit, den Menschen mit sich selbst zu versöhnen. Meine ganze Philosophie ist weiter nichts als eine ununterbrochene Reihe von Versöhnungen. Ihr gebt zu, daß das Auseinandergehen unserer Natur in zwei verschiedene Richtungen der Vorläufer der Gesellschaft, richtiger ausgedrückt, das Material der Civilisation ist. Gerade dies ist die Thatsache, aber, wohlgemerkt, die unzerstörbare Thatsache, nach deren Bedeutung ich forsche. Gewiß, wir wären ganz nahe daran, uns zu verständigen, wenn Ihr die Entzweiung und die Harmonie der menschlichen Fähigkeiten, anstatt sie als zwei verschiedene, von einander abgetrennte und auf einander folgende Perioden der Geschichte anzusehen, mit mir nur als die beiden Seiten der menschlichen Natur auffassen wolltet, die stets entgegengesetzt, stets in der Versöhnung begriffen, aber niemals völlig versöhnt sind. Mit einem Wort, wie der Individualismus die uranfängliche That der Menschheit ist, so ist die Association ihre ergänzende Form; beide aber sind in einer unaufhörlichen Bethätigung begriffen, und auf Erden ist die Gerechtigkeit ewig die Bedingung der Liebe.

Somit ist das Dogma des Sündenfalls nicht blos der Ausdruck eines besondern und vorübergehenden Zustandes und der menschlichen Sittlichkeit, sondern das unwillkürliche in symbolischem Styl gefaßte Bekenntniß der eben so erstaunlichen als unvertilgbaren Thatsache der Schuldhaftigkeit und Hinneigung zum Bösen unseres Geschlechtes. Wehe mir Sünder! ruft das menschliche Gewissen überall und in jeder Sprache; Vae nobis quia peccavimus! Die Religion hat bei ihrer konkreten und dramatischen Darstellung dieser Idee zwar außerhalb der Welt und vor die Geschichte verlegt, was in unserer Seele liegt und mit ihr verbunden ist, und es ist dies nichts als eine

geistige Fata Morgana: im Wesen und in Bezug auf das Bleibende der Thatsache hat sie sich nicht geirrt. Diese Thatsache aber ist es, von der es gilt, Rechenschaft zu geben und dies ist denn auch der Gesichtspunkt, von welchem aus wir das Dogma von der Erbsünde auslegen wollen.

Alle Völker haben ihre Sühngebräuche, ihre Reuopfer, ihre Repressiv- und Strafeinrichtungen gehabt, die entstanden aus dem Abscheu von der Sünde und der Reue über dieselbe. Der Katholicismus, der überall eine Theorie aufbaute, wo der unwillkürliche Trieb der Gesellschaft eine Idee oder eine Hoffnung ausgesprochen hatte, verwandelte die symbolische und zugleich thatsächliche Ceremonie, durch welche der Sünder seine Reue ausdrückte, Gott und die Menschen um Verzeihung bat für sein Vergehen, und sich auf ein besseres Leben vorbereitete, in ein Sakrament. Auch behaupte ich ohne Bedenken, daß die Reformation einen Rückschritt machte, und das Gesetz des Fortschritts völlig verkannte, indem sie sich mit Spitzfindigkeit auf das Wort *μετανοια* berief, die Zerknirschung verwarf, dem Glauben allein rechtfertigende Kraft beilegte, kurz, die Buße ihrer Heiligkeit entkleidete. Leugnen hieß aber nicht antworten. Die Mißbräuche der Kirche machten in diesem Punkt wie in so vielen andern eine Reform nothwendig: die Theorien der Buße, der Verdammniß, der Vergebung der Sünden und der Gnade enthielten, so z. B. in latentem Zustande das ganze System der Erziehung der Menschheit; man mußte diese Theorien entwickeln, zum Nationalismus treiben: aber Luther verstand nur zu zerstören. Die Ohrenbeichte war eine Entwürdigung der Buße, eine zweideutige Demonstration, die man an die Stelle eines großartigen Akts der Menschheit treten ließ; Luther verstärkte nur noch die papistische Scheinheiligkeit, indem er das ursprüngliche Sündenbekenntniß vor Gott und den Menschen (*ἐξομολογοῦμαι τῷ θεῷ . . . καὶ ὑμῖν, ἀδελφοι*) zu einem bloßen Selbstgespräch zusammenschrumpfen ließ. Der christliche Sinn ging also verloren, und erst dreihundert Jahre später wurde er von der Philosophie wiederhergestellt.

Da nun das Christenthum, d. h. die religiöse Menschheit, sich unmöglich geirrt haben kann in Bezug auf die Wirklichkeit einer der menschlichen Natur wesentlichen Thatsache, welche sie mit dem

Wort Erbsünde bezeichnet hat, so wollen wir wiederum das Christenthum, die Menschheit, nach der Bedeutung dieser Thatsache fragen. Weder das Gleichniß noch die Allegorie darf uns Wunder nehmen; die Wahrheit ist unabhängig von Bildern. Was ist denn übrigens auch die Wahrheit anders, als das beständige Fortschreiten unseres Geistes von der Poesie zur Prosa?

Zunächst wollen wir untersuchen, daß die mindestens seltsame Idee einer Ursünde nicht irgendwo in der christlichen Theologie ihren Gegenbegriff hat. Denn die wahre Idee kann nicht aus einem vereinzelten Begriff, sondern nur aus einer Reihe hervorgehen.

Nachdem das Christenthum das Dogma vom Sündenfall als ersten Ausdruck gesetzt, hat es seinen Gedanken weiter verfolgt und in Bezug auf alle diejenigen, die in diesem Zustande der Befleckung stürben, eine unwiderrufliche Trennung von Gott, eine ewige Strafe behauptet. Dann hat es seine Theorie vervollständigt, und diese beiden Gegensätze versöhnt durch das Dogma von der Versöhnung oder der Gnade, nach welchem jede im Haß Gottes geborne Kreatur erlöst wird durch die Verdienste Jesu Christi, welche durch Glauben und Buße wirksam werden. Wesentliche Verderbniß unserer Natur und Ewigkeit der Strafe, wofern nicht durch die freiwillige Theilnahme am Opfer Christi der Loskauf eintritt, ist also im Allgemeinen die Entfaltung der theologischen Idee. Die zweite Behauptung ist eine Folge der ersten, die dritte eine Negation und Umbildung der beiden andern: und in der That, da ein Fehler in der Beschaffenheit unvertilgbar ist, so muß die Sühne, die er nach sich zieht, ewig sein wie er selbst, wofern nicht eine höhere Macht sich ins Mittel legt, um durch eine völlige Erneuerung den Bann zu brechen und den Fluch zu lösen.

Der menschliche Geist befolgt in seinen religiösen Phantasien wie in ihren positivsten Theorien immer nur eine und dieselbe Metaphysik, hat die Mysterien des Christenthums und die Widersprüche der Staatsökonomie hervorgebracht, und wir, als die Auskundschafter der göttlichen und menschlichen Offenbarungen, wir haben das Recht, im Namen der Vernunft die Hypothesen der Theologie zu prüfen.

Was also ist es, was die allgemeine Vernunft, in religiöse Dogmen geformelt, in der menschlichen Natur erblickt hat, als sie mit so regelmäßiger metaphysischer Konstruktion der Reihe nach die angeborne Sünde, die Ewigkeit der Strafe, die Nothwendigkeit der Gnade behauptet hat? Die Schleier der Theologie fangen an so durchsichtig zu werden, daß sie ganz und gar einer Naturgeschichte ähnlich sieht.

Fassen wir die Bethätigung, vermöge welcher das höchste Wesen alle Wesen hervorgebracht haben soll, nicht mehr auf als eine Emanation, als ein Hervorgehen aus der schaffenden Kraft und der unendlichen Substanz, sondern als ein Sichtheilen oder Unterschiedsetzen dieser substantiellen Kraft, so wird uns jedes organisirte oder nicht organisirte Wesen erscheinen als besonderer Repräsentant einer der unzähligen Wirksamkeiten (virtualités) des unendlichen Wesens, als eine Abzweigung vom Absoluten, und die Gesammtheit aller dieser Einzelnheiten (Flüssigkeiten, Mineralien, Pflanzen, Insekten, Fische, Vögel und Vierfüßler) ist dann die Schöpfung, das Universum.

Der Mensch, als der Abriß, Inbegriff der Welt (Mikrokosmus*), faßt in seiner Person alle Wirksamkeiten des Seins, alle Abzweigungen des Absoluten zusammen; er ist der Gipfel, auf den sich diese Wirksamkeiten, die nur vermöge ihres Auseinanderseins existiren, zur Garbe vereinigen, jedoch ohne sich zu durchdringen oder mit einander zu verschmelzen. Der Mensch ist daher vermöge dieser Zusammenhäufung gleichzeitig Geist und Materie, Unmittelbarkeit und Ueberlegung, Mechanismus und Leben, ein Engel und ein wildes Thier. Er ist heimtückisch wie die Natter, blutdürstig wie der Tiger, gefräßig wie das Schwein, unzüchtig wie der Affe, und hingebend wie der Hund, großmüthig wie das Pferd, arbeitsam wie die Biene, eingattig wie die Taube, gesellig wie der Biber und das Schaf. Obendrein ist er noch Mensch, d. h. vernünftig und frei, der Erziehung und Vervollkommnung fähig. Der Mensch hat eben so viele Namen wie Jupiter: alle diese Namen stehen ihm auf dem Antlitz geschrieben, und in dem wandelbaren Spiegel der Natur weiß sein unfehlbarer Instinkt sie herauszuerkennen. Für die Vernunft ist eine Schlange schön; nur das Gewissen findet sie häßlich. Die Alten hatten diese Bildung des Menschen durch die Verbindung aller irdi-

schen Wirksamkeiten eben so wie die Neuern begriffen. Die Arbeiten Galls und Lavaters waren, wenn ich so sagen darf, nichts als Versuche die Zusammengesetztheit des menschlichen Wesens aus einander zu legen, und ihre Eintheilung unserer Fähigkeiten war ein Abriß der Natur im verkürzten Maaßstabe. Kurz, der Mensch ist in der That wie der Prophet in der Löwengrube den wilden Thieren preisgegeben, und wenn die Zukunft aus irgend einem Anzeichen die nichtswürdige Scheinheiligkeit unseres Zeitalters abnehmen kann, so ist es die Einbildung bigotter Gelehrten und Spiritualisten, welche der Religion und Sittlichkeit dadurch einen Dienst zu erweisen glaubten, daß sie die Natur unserer Gattung verfälschten und die Anatomie zur Lügnerin machten.

Es fragt sich also nur noch, ob es in der Macht des Menschen steht, ungeachtet der Widersprüche, welche die fortschreitende Herausstellung seiner Ideen rings um ihr her vervielfacht, den in seinen Bereich gestellten Wirksamkeiten oder, wie die Moralisten sagen, seinen Leidenschaften einen größern oder geringern Aufschwung zu geben; mit andern Worten, ob er, wie der Herkules des Alterthums, die Thierheit, die ihn besessen hält, die höllische Legion, die stets bereit scheint, ihn zu verschlingen, besiegen kann.

Die allgemeine Uebereinstimmung der Völker bezeugt es, und wir haben es im III. und IV. Kap. dargethan, daß der Mensch, abgesehen von allen seinen thierischen Antrieben, wesentlich Intelligenz und Freiheit ist, d. h. zunächst eine Fähigkeit zu prüfen und wählen, und dann eine Macht des Handelns, die gleich sehr auf das Gute wie auf das Böse anwendbar ist. Wir haben außerdem dargethan, daß diese beiden Fähigkeiten, welche einen nothwendigen Einfluß auf einander ausüben, einer unendlichen Entwickelung und Vervollkommnung fähig sind.

Die gesellschaftliche Bestimmung, das Lösungswort des Räthsels der Menschheit liegt also in dem Wort Erziehung, Fortschritt.

Die Erziehung der Freiheit, die Zähmung unserer Triebe, die Befreiung oder Erlösung unserer Seele ist, wie Lessing bewiesen hat, der Sinn des christlichen Mysteriums. Diese Erziehung dauert

eben so lange als unser Leben und als das Leben der Menschheit: die Widersprüche der Staatsökonomie können gelöst werden, der innerste Widerspruch unseres Wesens aber niemals. Das ist der Grund, warum alle großen Lehrer der Menschheit, Moses, Buddha, Jesus Christus, Zoroaster, sämmtlich Apostel der Sühne, lebendige Sinnbilder der Buße waren. Der Mensch ist von Natur ein Sünder, d. h. nicht sowohl wesentlich ein Missethäter, als ein Mißgeschaffner, und seine Bestimmung ist, sein Ideal in sich selbst fortwährend wiederherzustellen. Das war es, was der Größte der Maler, Raphael, tief empfand, als er sagte, die Kunst bestehe darin, die Dinge darzustellen, nicht wie sie die Natur gemacht habe, sondern wie sie dieselben hätte machen sollen.

Uns also liegt es fortan ob, die Theologen zu unterweisen, denn wir allein setzen die Ueberlieferung des Evangeliums fort, wir allein sind im Besitz der Bedeutung der heiligen Schrift, der Concilien und der Kirchenväter. Unsere Auslegung beruht auf dem Gewissesten und Zuverlässigsten, was es geben kann, auf der höchsten Autorität, auf die man sich unter den Menschen berufen kann, auf der metaphysischen Konstruktion der Ideen und Thatsachen. Ja, das menschliche Wesen ist fehlerhaft, weil es unlogisch ist, weil seine Beschaffenheit nur ein Eklekticismus ist, welcher die Wirksamkeiten des Seins unaufhörlich im Kampf erhält, selbst abgesehen von den Widersprüchen der Gesellschaft. Das Leben des Menschen ist ein fortwährendes Unterhandeln zwischen Arbeit und Mühsal, Liebe und Genuß, Gerechtigkeit und Egoismus, und das freiwillige Opfer seiner niedern Neigungen, welches der Mensch der Ordnung darbringt, ist die Taufe, die seine Versöhnung mit Gott vorbereitet, die ihn würdig macht, der beglückenden Einigung und ewigen Glückseligkeit.

Der Zweck der Socialökonomie bei ihrer fortwährenden Sorge für die Ordnung in der Arbeit und die Erziehung des Geschlechts ist also der, durch die Gleichheit die Mildthätigkeit so viel als möglich überflüssig zu machen, jene Mildthätigkeit, die ihren Sklaven nicht zu gebieten versteht, oder richtiger, die Mildthätigkeit, wie eine Blüthe aus ihrem Stengel, aus der Gerechtigkeit hervorwachsen zu lassen. Hätte die Mildthätigkeit die Macht, das Glück unter den Menschen zu Stande zu bringen, so würde sie es längst bewiesen

haben, und der Socialismus brauchte, anstatt die Organisation der Arbeit zu suchen, nur zu sagen: Nimm Dich in Acht, Du fehlst gegen die Nächstenliebe.

Aber ach, die Nächstenliebe ist beim Menschen hinfällig, schlaff und lau; sie bedarf, um zu handeln, anregender Elixire und Reizmittel. Darum halte ich mich an das dreifache Dogma von der Sünde, Verdammniß und Erlösung, d. h. von der Vervollkommnungsfähigkeit durch die Gerechtigkeit. Die Freiheit bedarf hienieden stets des Beistandes, und die katholische Theorie der himmlischen Nachsicht vervollständigt diesen nur allzuwirklichen Beweis der Erbärmlichkeit unserer Natur.

Die Gnade, sagen die Theologen, ist in der Heilsordnung jede Hülfe, jedes Mittel, das uns zum ewigen Leben führen kann. — D. h. der Mensch vervollkommnet, civilisirt und vermenschlicht sich nur durch die fortwährende Hülfe der Erfahrung, durch Industrie, Wissenschaft und Kunst, durch Vergnügen und Mühsal, kurz, durch alle Uebungen des Leibes und des Geistes.

Es giebt eine angeborne Gnade, die auch die rechtfertigende und heiligende heißt und aufzufassen ist als eine der Seele inwohnende Eigenschaft, welche die ihr beigelegten Tugenden und Gaben des heiligen Geistes enthält und unzertrennlich ist von der Nächstenliebe. — Mit andern Worten: die angeborne Gnade ist das Symbol der vorwiegend guten Neigungen, die den Menschen zur Ordnung und Liebe führen, und vermittelst deren es ihm gelingt, seine schlechten Neigungen zu bändigen und Herr zu bleiben in seinem Reiche. Die thatsächliche Gnade bezeichnet die äußern Mittel, welche den Aufschwung der Neigungen der Ordnung begünstigen und dazu dienen, die zerstörenden Leidenschaften zu bekämpfen.

Die Gnade ist nach Augustin wesentlich eine unverdiente, und geht im Menschen der Sünde voraus. Bossuet hat in seinem poetisch gefühlvollen Styl denselben Gedanken ausgedrückt, wenn er sagt: Als Gott das menschliche Herz schuf, pflanzte er zuerst die Güte hinein.

In der That, die erste Bestimmung des freien Willens liegt in dieser natürlichen Güte, durch welche der Mensch fortwährend zur

Ordnung, Arbeit, zum Studium, zur Bescheidenheit, Nächstenliebe und Aufopferung aufgefordert wird. Paulus konnte daher, ohne der Willensfreiheit zu nahe zu treten, sagen, daß in allen guten Werken Gott das Wollen und das Vollbringen gebe. Denn alle Neigungen des Menschen liegen in ihm, bevor er denkt und fühlt, und die Herzenspein, die er empfindet, wenn er sie verletzt, das Wonnegefühl, das ihn durchdringt, wenn er ihnen gehorcht, kurz, alle Anforderungen, die ihm von der Gesellschaft und durch seine Erziehung zukommen, gehören nicht ihm an.

Wenn eine Gnade so beschaffen ist, daß sich der Wille mit Herzensheiterkeit und Liebe, ohne Zaudern und unwiderruflich dem Guten zuwendet, so heißt sie eine wirksame. — Jeder kennt die Entzückungen der Seele, welche plötzlich einen Beruf, eine heldenmüthige Handlung entscheiden. Die Freiheit geht dabei nicht zu Grunde, aber man kann sagen, daß es vermöge ihrer Vorherbestimmung unvermeidlich für sie war, sich so zu entscheiden. Die Pelagianer, Lutheraner und Andere haben mit Unrecht behauptet, daß die Gnade die Willensfreiheit beeinträchtige und die schöpferische Kraft des Willens abtödte; denn alle Willensbestimmungen gehen nothwendig entweder von der Gesellschaft aus, die den Willen aufrecht erhält, oder von der Natur, die ihm seine Laufbahn eröffnet und seine Bestimmung zeigt.

Auf der andern Seite aber haben sich die Augustinianer, Thomisten, Kongruisten, Jansenisten u. s. w. merkwürdig geirrt, indem sie, sowohl die Willensfreiheit als die Gnade behauptend, nicht einsahen, daß zwischen diesen beiden Begriffen dasselbe Verhältniß waltet, wie zwischen der Substanz und der Beschaffenheit, und einen Gegensatz eingestanden, der gar nicht da ist. Es ist eine Nothwendigkeit, daß die Freiheit wie die Intelligenz, wie jede Substanz und jede Kraft, bestimmt sein, d. h. daß sie ihre Beschaffenheiten und ihre Eigenschaften haben muß. Während nun in der Materie die Beschaffenheit und Eigenschaft der Substanz inhaften, als gleichzeitig mit ihr selbst, wird bei der Freiheit die Beschaffenheit durch drei so zu sagen äußerliche Agentien gegeben: durch das menschliche Wesen, durch die Gesetze des Denkens und die Uebung oder Erziehung. Kurz, die

Gnade bezeichnet, wie ihr Gegensatz, die Versuchung, eben die Thatsache der Bestimmung der Freiheit.

Um es kurz zusammenzufassen: alle modernen Ideen über die Erziehung der Menschheit sind nichts als eine Auslegung, eine Philosophie der katholischen Lehre von der Gnade, einer Lehre, die ihren Urhebern nur in Folge ihrer Ideen über die Willensfreiheit dunkel vorkam, welche letztere sie bedroht glaubten, sobald man von der Gnade oder der Quelle ihrer Bestimmungen sprach. Wir behaupten vielmehr, daß die Freiheit, an sich gleichgültig an jede Modalität, aber bestimmt, nach einer vorher festgestellten Ordnung zu wirken und sich zu entwickeln, ihren ersten Antrieb vom Schöpfer erhält, welcher ihr Liebe, Einsicht, Muth, Entschlossenheit und alle Gaben des heiligen Geistes eingiebt, und sie dann der Arbeit der Erfahrung überläßt. Es folgt daraus, daß die Gnade nothwendig vorherbewegend (prémouvante) ist, daß ohne sie der Mensch zu keinerlei Gutem befähigt ist, und daß nichts desto weniger der freie Wille selbstständig mit Ueberlegung und Auswahl seine eigenthümliche Bestimmung erfüllt. In diesem Allen liegt weder ein Widerspruch noch ein Geheimniß. Der Mensch als Mensch ist gut; allein eben so wie der Tyrann, den Plato, ebenfalls ein Lehrer der Gnade, schildert, beherbergt er in seinem Busen tausend Ungeheuer, welche der Kultus der Gerechtigkeit und Wissenschaft, die Musik und Gymnastik, alle Gnaden der Gelegenheit und des Staats ihn sollen bestegen lassen. Man braucht nur eine Definition des heil. Augustin abzuändern, und diese ganze Gedankenlehre, die so berühmt ist durch die Streitigkeiten, die sie erregte und welche die Reformation auf einen falschen Weg brachten, strahlt in lauterer Klarheit und Harmonie.

Und jetzt frage ich, ist der Mensch Gott?

Nach der theologischen Hypothese ist Gott das unumschränkte, absolute, im höchsten Grade synthetische Wesen, das unendlich weise und freie, mithin unwandelbare und heilige Ich. Es ist aber klar, daß der Mensch, der Inbegriff der Schöpfung, der Vereinigungspunkt aller physischen, organischen, geistigen und sittlichen, durch die Schöpfung offenbarten Wirksamkeiten, daß der Mensch, als der vervollkommnungsfähige und wandelbare, den bedingenden Eigenschaften der Gottheiten, die er vermöge der Natur seines Geistes denken

muß, nicht entspricht. Weder ist er Gott, noch vermag er bei Lebzeiten Gott zu werden.

Viel weniger sind die Eiche, der Löwe, die Sonne, ja selbst das Weltall, als Abzweigungen des Absoluten, Gott. Die Vergötterung des Menschen und die der Natur fallen mit demselben Schlage.

Wir müssen selbst die Gegenprobe dieser Theorie anstellen.

Wir haben die Sittlichkeit des Menschen in Betracht gezogen vom Standpunkt der socialen Widersprüche: wir werden jetzt von demselben Standpunkt die Sittlichkeit der Vorsehung in Betracht ziehen. Die Frage lautet, anders ausgedrückt, ist Gott, wie ihn die Spekulation und der Glaube der Anbetung der Sterblichen vorhalten, möglich?

§. 2.

Der Mythus von der Vorsehung. — Die Rückschritte Gottes.

Von den drei Beweisen, welche Theologen und Philosophen für das Dasein Gottes anzuführen pflegen, wird gewöhnlich die allgemeine Uebereinstimmung obenan gestellt.

Ich habe diesen Beweisgrund berücksichtigt, als ich mich, ohne ihn zu verwerfen oder anzunehmen, sofort fragte: was behauptet die allgemeine Uebereinstimmung, indem sie Gott behauptet? Bei dieser Gelegenheit muß ich daran erinnern, daß die Verschiedenheit der Religionen nicht beweist, daß das Menschengeschlecht sich geirrt, indem es außerhalb seiner ein höchstes Ich behauptet, eben so wenig als die Verschiedenheit der Sprachen die Unwirklichkeit der Vernunft beweist. Eben durch die Verschiedenheit und den Gegensatz der Kulte wird die Gotteshypothese nicht nur nicht geschwächt, sondern sogar verstärkt.

Einen andern Beweis entnimmt man aus der Weltordnung. In Beziehung hierauf habe ich bemerkt, daß, wenn die Natur aus eignem Antriebe durch den Mund des Menschen ihre eigne Unterscheidung in Geist und Materie behauptet, noch die Frage zu beantworten bleibt, ob ein unendlicher Geist, eine Weltseele, das All regiere und bewege, wie uns das Bewußtsein in seiner dunkeln Anschauung sagt, daß ein Geist den Menschen belebt. Wenn also, habe ich hin-

zugesetzt, die Ordnung ein unfehlbares Anzeichen vom Vorhandensein des Geistes wäre, so könnte man das Dasein eines Gottes in der Welt nicht verkennen.

Unglücklicherweise ist dieses Wenn nicht bewiesen, und kann auch nicht bewiesen werden. Denn einerseits ist der reine, im Gegensatz zur Materie gedachte Geist eine widersprechende Wesenheit, deren Wirklichkeit folglich Nichts bezeugen kann. Andrerseits scheinen gewisse in sich selbst geordnete Wesen, wie die Krystalle, die Pflanzen, das Sonnensystem, die in den sinnlichen Eindrücken, die sie in uns erregen, uns nicht wie die Thiere Gefühl für Gefühl gewähren, eines Bewußtseins durchaus zu entbehren. Man hat daher eben so wenig ein Recht, im Mittelpunkt der Welt als in einem Schwefelkrystall einen Geist anzunehmen, und es kann daher wohl sein, daß der Geist, das Bewußtsein, wenn es überhaupt irgendwo vorhanden ist, nur im Menschen existirt.

Wenn uns jedoch die Ordnung der Welt nichts vom Dasein Gottes lehren kann, so offenbart sie uns gleichwohl eine vielleicht nicht minder werthvolle Thatsache, welche uns als Markpunkt bei unserer Untersuchung dienen soll: die Thatsache, daß alles Dasein, alle Wesenheiten, alle Erscheinungen mit einander verkettet sind durch ein Ganzes von Gesetzen, die aus ihren Eigenschaften hervorgehen, ein Ganzes, das ich (Kap. III) unabwendliche Bestimmung oder Nothwendigkeit genannt habe. Daß es also eine unendliche Einsicht gäbe, welche das ganze System dieser Gesetze, das ganze Feld der Nothwendigkeit umfaßt; daß sich mit dieser unendlichen Einsicht in der innigsten Durchdringung ein höchster, durch die Gesammtheit der kosmischen Gesetze ewig bestimmter und somit unendlich mächtiger und freier Wille verbände; daß endlich diese drei Dinge, Nothwendigkeit, Einsicht und Wille gleichzeitig, einander angemessen und identisch im Weltall wären: das hat offenbar noch nichts Widerstreitendes; aber eben diese Hypothese, eben diesen Anthropomorphismus haben wir erst zu beweisen.

Während uns also das Zeugniß des Menschengeschlechts einen Gott offenbart, ohne zu sagen, was dieser Gott wohl sein kann, offenbart uns die Weltordnung eine Nothwendigkeit, d. h. ein absolutes und schlechthin gebieterisches Ganze von Ursachen und Wir-

kungen, mit einem Wort, ein System von Gesetzen, das, wenn ein Gott existirte, gleichsam das Wollen und Wissen dieses Gottes sein würde.

Der dritte und letzte Beweis für das Dasein Gottes, den die Theisten vorgeschlagen und den metaphysischen Beweis genannt haben, ist weiter nichts als eine tautologische Konstruktion von Kategorien, die schlechterdings gar nichts beweist.

Etwas existirt, folglich existirt etwas.

Etwas ist vielfach, folglich ist etwas einfach.

Etwas ist später da als etwas, folglich ist etwas früher da als etwas.

Etwas ist kleiner oder größer als etwas, folglich ist etwas größer als Alles.

Etwas ist bewegt, also ist etwas bewegend, und so fort in infinitum.

Und das heißt noch heutzutag ein in Fakultäten und Seminarien, beim Unterrichtsminister und bei den hochwürdigen Herrn Bischöfen den metaphysischen Beweis für das Dasein Gottes führen!! Dergleichen Unsinn ist die auserlesene Jugend Frankreichs verdammt ihrem Schulmeister ein Jahr lang nachzublöcken, wofern sie nicht ihr Diplom und das Anrecht, Medizin, Jura, Polytechnik und Wissenschaften zu studiren, verscherzen will! Wahrlich, wenn irgend etwas geeignet ist, uns in Erstaunen zu versetzen, so ist das die Thatsache, daß Europa trotz einer solchen Philosophie noch nicht atheistisch ist. Das Fortbestehen der Gottesidee neben dem Kauderwälsch der Schulen ist das größeste aller Wunder und bildet das gewichtigste Vorurtheil, das man zu Gunsten der Gottheit anführen kann.

Ich bin in Unwissenheit über das, was die Menschheit Gott nennt.

Ich vermag nicht zu sagen, ob es der Mensch, die Welt oder irgend eine andere unsichtbare Wirklichkeit ist, was man unter diesem Namen zu verstehen hat, oder ob dies Wort nur ein Ideal, ein Vernunftwesen ausdrückt.

Gleichwohl werde ich, um meiner Hypothese einen Leib, meiner Untersuchung einen Anhalt zu geben, Gott nach der gewöhnlichen Ansicht als ein besonderes, allgegenwärtiges, von der Schöpfung

unterschiedenes Wesen betrachten, das ebensowohl ein unvergängliches Leben als ein unendliches Wissen, eine unendliche Thätigkeit besitzt, vor allen Dingen aber vorherwissend und gerecht ist, das Laster bestraft und die Tugend belohnt. Ich will die pantheistische Hypothese als eine Heuchelei und Herzlosigkeit bei Seite lassen. Gott ist entweder ein persönlicher, oder er ist gar nicht: diese Alternative ist der Grund-Satz, aus dem ich meine ganze Theodicee ableite.

Ich habe also jetzt, ohne mich mit auf die Fragen einzulassen, welche die Gottesidee später stellen kann, zu ermitteln, was ich, Angesichts der Thatsachen, deren Entwickelung in der Gesellschaft ich dargethan, von dem Benehmen Gottes, wie man ihn meinem Glauben vorhält, und in Bezug auf die Menschheit, zu halten habe. Kurz, ich will das höchste Wesen mit Hülfe einer neuen Dialektik vom Standpunkt des erwiesenen Daseins des Bösen prüfen.

Das Böse existirt: hierin scheint fortan alle Welt einverstanden zu sein.

Wie aber, haben die Stoiker, Epikuräer, Manichäer, Atheisten, gefragt, wie will man das Dasein des Bösen vereinigen mit der Idee eines durchaus guten, allweisen und allmächtigen Gottes? Wie ferner konnte Gott, nachdem er aus Ohnmacht, Nachlässigkeit oder Uebelwollen das Böse in der Welt zugelassen, Geschöpfe, die er selbst unvollkommen geschaffen, und die er so allen Gefahren ihrer Neigungen preisgab, verantwortlich machen für ihre Handlungen? Warum endlich läßt er uns, da er doch den Gerechten eine ungetrübte Seligkeit nach dem Tode verheißt, oder mit andern Worten, da er uns den Gedanken und den Wunsch des Glücks eingepflanzt hat, es nicht schon in diesem Leben genießen, indem er uns die Versuchung zum Bösen benimmt, anstatt uns einer Ewigkeit von Strafen auszusetzen?

So lautet die Protestation der Gottlosen in ihrer alten Fassung.

Gegenwärtig disputirt man nicht mehr: die Gottesgläubigen kümmern sich nicht mehr um die logischen Unmöglichkeiten ihres Systems. Man will einen Gott, besonders eine Vorsehung, und es besteht in diesem Artikel eine Konkurrenz zwischen den Radikalen und Jesuiten. Die Socialisten predigen im Namen Gottes Glück und Tugend; die in den Schulen am Lautesten gegen die Kirche reden, sind die Ersten unter den Mystikern.

Die alten Gottesgläubigen nahmen es genauer und sorgfältiger mit ihrem Glauben. Sie bemühten sich, denselben, wenn nicht zu beweisen, so doch vernünftig zu machen, da sie, im Gegensatz zu ihren Nachfolgern, wohl fühlten, daß es außerhalb der Gewißheit für den Gläubigen weder Würde noch Ruhe giebt.

Die Kirchenväter antworten also den Ungläubigen, daß das Uebel nur die Entbehrung eines größern Gutes sei, und daß man, wenn man sich stets auf das Bessere berufe, den Stützpunkt verliere, auf dem man sich befestigen könne, was geradesweges zum Absurden führt. Da nämlich jedes Geschöpf nothwendig beschränkt und unvollkommen ist, so kann Gott vermöge seiner unendlichen Macht den Grad seiner Vollkommenheit fortwährend erhöhen: in dieser Beziehung findet stets bei der Kreatur in irgend einem Grade ein Entbehren von Gutem statt. Umgekehrt aber genießt auch die Kreatur von dem Augenblick ihres Eintritts ins Dasein an, so unvollkommen und beschränkt man sie auch annehmen mag, eines gewissen Grades von Gutem, das für sie besser ist als das Nichts. Während es also Regel ist, daß der Mensch nur dann für gut erachtet wird, wenn er alles Gute vollbringt, was in seiner Macht steht, verhält es sich mit Gott nicht eben so, weil die Verpflichtung, bis ins Unendliche Gutes zu thun, der Fähigkeit des Schaffens selbst widerspricht: denn Vollkommenheit und Kreatur sind zwei Begriffe, die einander nothwendig ausschließen. Gott allein hat noch zu entscheiden über den Grad von Vollkommenheit, der sich für jede Kreatur schickte, und deswegen eine Anklage gegen ihn erheben heißt seine Gerechtigkeit verleumden.

In Bezug auf die Sünde, d. h. das sittliche Uebel, hatten die Kirchenväter zur Antwort auf die Einwürfe der Atheisten die Theorien vom freien Willen, von der Erlösung, Rechtfertigung und Gnade, auf die ich nicht mehr zurückzukommen brauche.

Es ist mir nicht bewußt, daß die Atheisten auf entscheidende Weise geantwortet auf diese Theorie von der wesentlichen Unvollkommenheit der Kreatur, welche Hr. v. Lammenais in seinem „Esquisse“ mit Glanz erneuert hat. Sie konnten auch unmöglich antworten; denn da sie auf Grund eines falschen Begriffs vom Uebel und der Willensfreiheit und in tiefer Unkenntniß der Gesetze der

Menschheit argumentiren, so fehlt es ihnen gleich sehr an Gründen, sowohl um ihren Zweifel zu besiegen, als um die Gläubigen zu widerlegen.

Doch verlassen wir die Sphäre des Endlichen und Unendlichen, um uns zum Begriff der Ordnung zu wenden. Kann Gott einen runden Kreis, ein rechtwinkliges Viereck machen? — Gewiß!

Wäre Gott schuldig, wenn er zuerst die Welt nach den Gesetzen der Geometrie geschaffen und uns dann in den Kopf gesetzt oder auch nur ohne unsere Schuld den Glauben gelassen hätte, daß ein Kreis viereckig, oder ein Viereck kreisrund sein könne, wenn aus dieser falschen Meinung eine unabsehbare Reihe von Uebeln hätte hervorgehen müssen? — Auch dies ist nicht zu bezweifeln.

Nun gut: gerade das ist es, was Gott, der Gott der Vorsehung bei der Regierung der Menschheit gethan hat, und dieserhalb klage ich ihn an. Da wir Sterblichen es nach einer sechstausendjährigen, schmerzlichen Erfahrung entdeckt haben, wußte er es von Ewigkeit her, daß die Ordnung in der Gesellschaft, d. h. die Freiheit, der Reichthum, die Wissenschaft, sich verwirklicht durch die Versöhnung entgegengesetzter Ideen, welche, wenn eine jede einzelne für absolut gehalten wurde, uns in einen Abgrund von Elend stürzen mußten: warum hat er uns keine Kunde davon gegeben? Warum hat er nicht unser Urtheil von Anbeginn berichtigt? Warum hat er uns unserer unvollkommnen Logik überlassen, zumal da unser Egoismus sich durch sie zu seinen Ungerechtigkeiten und Treulosigkeiten ermächtigen mußte? Er wußte es, dieser neidische Gott, daß, wenn er uns den Zufälligkeiten der Erfahrung preisgäbe, wir erst sehr spät die Sicherheit des Lebens finden würden, die unser Glück ausmacht: warum hat er diese lange Lehrlingszeit nicht abgekürzt durch eine Offenbarung unserer eignen Gesetze? Warum hat er nicht, anstatt uns mit widersprechenden Ansichten zu bethören, die Erfahrung umgestoßen und uns auf dem Wege der Analyse von den synthetischen Ideen zu den Antinomien geführt, anstatt uns mühsam den steilen Abhang von der Antinomie zur Synthese emporklimmen zu lassen?

Wenn, wie man früher meinte, das Uebel, unter dem die Menschheit zu leiden hat, nur aus der unvermeidlichen Unvollkommenheit in jeder Kreatur entspränge, oder wenn es nur den Wider-

streit der Wirksamkeiten und Neigungen, die unser Wesen ausmachen und welche die Vernunft uns zu meistern und leiten lehren soll, zur Ursache hätte, so würden wir kein Recht haben, eine Klage zu erheben. Unser Zustand wäre dann, was er sein könnte, und Gott gerechtfertigt.

Allein wo bleibt vor dieser unfreiwilligen Täuschung unseres Verstandes, die so leicht zu heben war und deren Wirkungen so schrecklich sein mußten, die Entschuldigung der Vorsehung? Ist es nicht wahr, daß hier die Gnade den Menschen im Stiche gelassen hat? Gott, den der Glaube darstellt als einen zärtlichen Vater und weisen Herrn, giebt uns preis der Schicksalsnothwendigkeit unserer unvollständigen Begriffe; er gräbt die Grube unter unsern Füßen, er läßt uns wandeln wie Blinde und dann bestraft er uns bei jedem Falle wie Bösewichte! Ja, es scheint, daß wir zuletzt gegen seinen Willen, ganz zerschlagen von der Reise, unsern Weg erkennen, als ob wir seine Herrlichkeit beleidigten, wenn wir durch die Prüfungen, die er uns auferlegt, einsichtsvoller und freier werden. Was brauchen wir uns daher unaufhörlich auf die Gottheit zu berufen und was sollen uns diese Satelliten einer Vorsehung, die uns seit sechs Jahrtausenden mit Hülfe von tausenderlei Religionen betrügt und irre führt?

Wie, Gott gebietet uns durch die Verkünder seiner Mittheilungen und durch das Gesetz, welches er in unsere Herzen geschrieben, unsern Nächsten zu lieben wie uns selbst, den Andern zu thun, wie wir wünschen, daß uns gethan werde, Jedem zu geben, was ihm zukommt, dem Arbeiter seinen Lohn nicht zu verkürzen und keinen Wucher zu treiben; er weiß außerdem, daß unsere Nächstenliebe lau, unser Gewissen wankelmüthig ist und daß der geringste Vorwand uns stets ein ausreichender Grund zu sein scheint, uns vom Gesetze auszunehmen: und bei einer solchen Beschaffenheit verwickelt er uns in die Widersprüche des Handels und des Eigenthums, wo vermöge der Schicksalsnothwendigkeit der Theorien Nächstenliebe und Gerechtigkeit unfehlbar zu Grunde gehen müssen? Anstatt unsere Vernunft aufzuklären über die Tragweite der Grundsätze, die sich ihr mit der ganzen Gewalt der Nothwendigkeit aufdringen, deren Folgen aber, vom Egoismus angenommen, für die Brüderlichkeit unter den

Menschen tödtlich sind, stellt er diese gemißbrauchte Vernunft in den Dienst unserer Leidenschaft, zerstört in uns durch die Verführung des Geistes das Gleichgewicht des Gewissens, rechtfertigt unsere Usurpationen und unsere Habsucht in unsern eignen Augen, macht die Trennung des Menschen von Seinesgleichen unvermeidlich und rechtmäßig, erzeugt unter uns Zwietracht und Haß, indem er die Gleichheit durch die Arbeit und durch das Recht unmöglich macht, und macht uns glauben, daß diese Gleichheit, das Gesetz der Welt, unter den Menschen ungerecht sei: und dann verdammt er uns in Masse, weil wir es nicht verstanden, seine unbegreiflichen Vorschriften auszuführen! Gewiß, ich glaube bewiesen zu haben, daß unsere Verlassenheit von der Vorsehung uns nicht rechtfertigt; aber welches auch unser Verbrechen sein mag, vor ihr sind wir nicht strafbar, und wenn es ein Wesen giebt, das vor uns und mehr denn wir die Hölle verdient hat, so ist es, ich muß es heraussagen, Niemand anders als Gott.

Wenn die Theisten, um ihr Dogma von der Vorsehung darzuthun, die Ordnung der Natur als Beweis anführen, so kann man, obgleich dies Argument nur eine petitio principii ist, doch wenigstens nicht sagen, daß es einen Widerspruch enthalte und daß die angeführte Thatsache gegen die Hypothese aussage. Nichts z. B. verräth im Weltsystem die mindeste Unregelmäßigkeit, die leichteste Vernachlässigung, aus der man irgend ein Vorurtheil gegen die Idee eines obersten intelligenten und persönlichen Bewegenden herleiten könnte. Mit einem Wort, wenn die Ordnung der Natur auch nicht die Wirklichkeit einer Vorsehung beweist, so widerspricht sie ihr wenigstens nicht.

Ganz anders verhält es sich mit der Regierung der Menschheit. Hier tritt die Ordnung nicht gleichzeitig auf mit der Materie; sie ist hier nicht wie im Weltsystem mit einem Male und für die Ewigkeit geschaffen. Sie entwickelt sich stufenweise in einer unabwendlichen Reihe von Principien und Konsequenzen, welche das menschliche Wesen selbst, also eben das Wesen, um dessen Ordnung es zu thun war, selbstständig vermöge seiner eignen Energie und von der Erfahrung dazu herausgefordert, zu Stande bringen mußte. In dieser Beziehung ist ihm keine Offenbarung zu Theil geworden. Der

Mensch ist von seinem Ursprung an einer vorherbestimmten Nothwendigkeit, einer unbedingten und unwiderstehlichen Ordnung unterworfen. Aber damit diese Ordnung sich verwirkliche, muß der Mensch sie entdecken; damit diese Nothwendigkeit existire, muß er sie errathen. Diese Arbeit des Erfindens könnte abgekürzt werden: aber Niemand, weder im Himmel noch auf Erden, kommt dem Menschen zu Hülfe; Niemand giebt ihm eine Unterweisung. Die Menschheit muß an die zehn Jahrtausende ihre eignen Geschlechter verschlingen; sie muß sich erschöpfen in Blut und Schmutz ohne daß Gott, den sie anbetet, auch nur ein einzig Mal ihre Vernunft erleuchtet und ihre Prüfung abkürzt. Wo bleibt hier die göttliche Wirksamkeit? wo bleibt die Vorsehung?

„Wenn Gott nicht existirte, sagt Voltaire, der Religionsfeind, so müßte man ihn erfinden." —

Warum?

„Darum, setzt derselbe Voltaire hinzu, weil, wenn ich es mit einem atheistischen Fürsten zu thun hätte, in dessen Interesse es läge, mich in einem Mörser zerstoßen zu lassen, ich ganz gewiß würde zerstoßen werden."

Seltsame Verirrung eines großen Geistes! Und wenn Du mit einem frommen Fürsten zu thun hättest, dem sein Beichtvater im Namen Gottes beföhle, Dich lebendig zu verbrennen, würdest Du da nicht ganz eben so gewiß verbrannt werden? Du Antichrist, hast Du denn die Inquisition, die Bartholomäusnacht, die Scheiterhaufen Vanini's und Giordano Bruno's, die Folterqualen Galilei's und das Märtyrerthum so vieler freier Denker vergessen? . . . Nur hier keinen Unterschied gemacht zwischen Gebrauch und Mißbrauch, denn sonst werde ich entgegnen, daß aus einem mystischen und übernatürlichen Princip, aus einem Princip, das Alles umfaßt, Alles erklärt, Alles rechtfertigt, wie die Gottesidee, alle Konsequenzen rechtmäßig gezogen werden können und daß der Eifer des Gläubigen der einzige Richter ist über die Angemessenheit.

„Ich habe früher geglaubt, sagt Rousseau, daß man auch ohne Gott ein rechtschaffener Mensch sein könne; aber ich bin von diesem Irrthum zurückgekommen." Es ist dies im Grunde dieselbe Denkweise, wie bei Voltaire, dieselbe Rechtfertigung der Intoleranz: Der

Mensch thut das Gute und enthält sich des Bösen nur aus Rücksicht auf eine ihn überwachende Vorsehung: Fluch über Diejenigen, welche sie leugnen! Und um das Maaß der Unvernunft voll zu machen, lehrt derselbe Mann, welcher so für unsere Tugend die Weihe einer belohnenden und bestrafenden Gottheit verlangt, als ein Glaubens-dogma die angeborne Güte des Menschen.

Und ich sage: die erste Pflicht des intelligenten und freien Menschen besteht darin, unverzüglich die Gottesidee aus seinem Geiste und seinem Gewissen zu verbannen. Denn wenn Gott existirt, so ist er unserer Natur wesentlich feindselig und wir stehen durchaus nicht unter seiner Autorität. Wir gelangen zur Wissenschaft trotz ihm, zum Wohlsein trotz ihm, zur Gesellschaft trotz ihm: jeder unserer Fortschritte ist ein Sieg, in dem wir die Gottheit niederschmettern.

Man sage nicht mehr: Die Wege Gottes sind unerforschlich! Wir haben sie erforscht, diese Wege, und haben in ihnen in Blutschrift die Beweise der Ohnmacht, wo nicht gar der Böswilligkeit Gottes gelesen. Meine lange Zeit gedemüthigte Vernunft erhebt sich allmälig zu gleicher Höhe mit dem Unendlichen; mit der Zeit wird sie Alles entdecken, was ihre Unerfahrenheit ihr entzieht; mit der Zeit werde ich immer weniger und weniger ein Werkmeister des Unglücks sein und durch die erworbene Aufklärung, durch die Vervollkommnung meiner Freiheit werde ich mein Wesen läutern, idealisiren und das Oberhaupt der Schöpfung, der Gleiche Gottes werden. Ein einziger Augenblick der Unordnung, den der Allmächtige hätte verhindern können, aber nicht verhindert hat, versetzt seine Vorsehung in Anklage und erweist seine Weisheit als unzulänglich: der geringste Fortschritt hingegen, den der unwissende, im Stiche gelassene und verrathene Mensch zum Guten hin vollbringt, gereicht ihm zur unermeßlichen Ehre. Mit welchem Rechte will mir Gott noch zurufen: Du sollst heilig sein, weil ich heilig bin? Lügengeist, werde ich ihm antworten, dummer Gott, Dein Reich ist zu Ende! Suche Dir unter den Thieren andere Opfer. Ich weiß, daß ich weder heilig bin noch heilig werden kann; und wie solltest Du heilig sein, wenn ich Dir gleiche? Ewiger Vater, Jupiter oder Jehovah,

wir haben Dich kennen gelernt: Du bist, warst und wirst stets sein der eifersüchtige Beneider Adams, der Tyrann des Prometheus.

Ich verfalle nicht in den Sophismus, den Paulus widerlegt, indem er dem Topfe verbietet, zum Töpfer zu sagen: Warum hast Du mich gemacht? Ich mache dem Urheber der Dinge keinen Vorwurf darüber, daß er mich zu einer unharmonischen Kreatur, zu seinem unzusammenhängenden Gemengsel gemacht hat, denn ich konnte nur unter dieser Bedingung existiren. Ich begnüge mich, ihm zuzurufen: Warum betrügst Du mich? Warum hast Du durch Dein Stillschweigen den Egoismus in mir entfesselt? Warum hast Du mich der Qual des Zweifelns an Allem anheimgegeben durch die bittere Täuschung der widerstreitenden Ideen, die Du in meinen Verstand gelegt? Zweifel an der Wahrheit, Zweifel an der Gerechtigkeit, an meinem Gewissen und meiner Freiheit, Zweifel an Dir selbst, o Gott, und als Folge dieses Zweifels die Nothwendigkeit des Krieges mit mir selbst und mit meinem Nächsten: das, ewiger Vater, das ist es, was Du gethan für unser Glück und für Deinen Ruhm; das ist das mit Blut und Thränen erweichte Brot, mit dem Du uns gespeiset hast. Die Fehltritte, für die wir Dich um Vergebung bitten, hast Du uns begehen lassen; die Schlingen, aus denen uns zu befreien wir Dich beschwören, hast Du gestellt, und der Satan, der uns umlauert, dieser Satan ist niemand Anders als Du.

Du triumphirtest und Niemand wagte Dir zu widersprechen, als Du den gerechten Hiob, das Bild unserer Menschheit, an Leib und Seele gequält hattest und seine lautere Frömmigkeit, seine bescheidene und ehrfurchtsvolle Unwissenheit schmähtest. Wir waren wie Nichts vor Deiner unsichtbaren Majestät, der wir den Himmel zum Baldachin, die Erde zum Fußschemel gaben. Jetzt aber bist Du entthront und zerschmettert. Dein Name, so lange Zeit das letzte Wort des Gelehrten, die Weihe des Richters, die Kraft des Fürsten, die Hoffnung des Armen, die Zuflucht des reuigen Sünders, dieser weiland unaussprechbare Name, er ist fortan der Verachtung und dem Fluch preisgegeben und wird ausgezischt werden unter den Menschen. Denn Gott ist Dummheit und Feigheit, Gott ist Heuchelei und Lüge, Gott ist Tyrannei und Elend, Gott ist das Böse. So lange die Menschheit, eine Sklavin der Könige und Priester, sich

beugt vor einem Altar, bleibt sie verworfen; so lange sich ein Mensch von dem andern auf den Namen Gottes schwören läßt, bleibt die Gesellschaft auf Meineid gegründet, Friede und Liebe verbannt aus dem Kreise der Sterblichen. Hebe Dich von dannen, Gott, denn geheilt von der Furcht vor Dir und klug geworden, schwöre ich jetzt, die Hand zum Himmel erhoben, daß Du nichts bist, als der Henker meiner Vernunft, das Schreckgespenst meines Gewissens.

Ich leugne also die Oberhoheit Gottes über die Menschheit; ich verwerfe seine Vorsehungsregierung, deren Nichtexistenz genügend dargethan ist durch die metaphysischen und ökonomischen Trugbilder der Menschheit, mit einem Wort, durch das Märtyrerthum unserer Gattung. Ich lehne sie ab, die Richtergewalt des höchsten Wesens über den Menschen; ich entkleide ihn seiner Titel und Eigenschaften: Vater, König, Richter, allgütig, langmüthig, barmherzig, hülfreich, belohnend und bestrafend. Alle diese Attribute, aus denen sich die Idee der Vorsehung zusammensetzt, sind nichts als eine Karrikatur der Menschheit, die unverträglich ist mit der Selbständigkeit der Civilisation, und überdies Lügen gestraft wird von der Geschichte ihrer Verirrungen und Katastrophen.

Folgt nun daraus, daß Gott nicht mehr aufgefaßt werden kann als Vorsehung, daraus, daß wir ihm diese Eigenschaft nehmen, die für den Menschen so wichtig ist, daß er kein Bedenken getragen, sie zum Synonymum Gottes zu machen, folgt daraus, frage ich, daß Gott nicht existirt und daß die Unrichtigkeit des theologischen Dogmas, was die Wirklichkeit seines Inhalts anlangt, nunmehr erwiesen ist?

Ach! wir müssen mit Nein antworten. Ein auf das göttliche Wesen bezügliches Vorurtheil ist zerstört und mit demselben Schlage ist die Unabhängigkeit des Menschen dargethan: das ist Alles. Die Wirklichkeit des göttlichen Wesens ist unangefochten geblieben und unsere Hypothese bleibt noch immer stehen. Indem wir bei Gelegenheit der Vorsehung bewiesen, was Gott unmöglich sein kann, haben wir einen ersten Schritt zur Bestimmung der Gottesidee gethan. Es fragt sich jetzt, ob dies erste Ergebniß mit demjenigen übereinstimmt, was noch von der Hypothese übrig bleibt; wir haben

also von demselben Gesichtspunkt der Intelligenz zu bestimmen, was Gott ist, wenn er ist.

Denn eben so, wie wir, nachdem wir die Schuldhaftigkeit des Menschen unter dem Einfluß der ökonomischen Widersprüche dargethan, Rechenschaft geben mußten über diese Schuldhaftigkeit, wofern wir nicht den Menschen verstümmelt lassen und ihn zu einer verächtlichen Satyre gemacht haben wollten, eben so müssen wir jetzt, nachdem wir die Chimäre einer Vorsehung in Gott erkannt, untersuchen, wie dieser Mangel an Vorsehung sich verträgt mit der Idee einer unumschränkten Intelligenz und Freiheit, wofern wir nicht gegen die aufgestellte Hypothese fehlen wollen, deren Unrichtigkeit noch durch nichts bewiesen ist.

Ich behaupte also, daß Gott, wenn es einen Gott giebt, nicht den Bildern gleicht, welche sich die Philosophen und Priester von ihm gemacht haben; daß er weder denkt noch handelt nach dem Gesetz der Analyse, des Vorhersehens und des Fortschritts, das der unterscheidende Zug des Menschen ist; daß er vielmehr einen umgekehrten und rückläufigen Weg zu verfolgen scheint; daß die Intelligenz, Freiheit und Persönlichkeit in Gott anders beschaffen sind als in uns und daß diese vollkommen begründete Natureigenthümlichkeit Gott zu einem wesentlich civilisationsfeindlichen, unfreisinnigen und unmenschlichen Wesen macht.

Ich beweise meinen Satz, indem ich vom Negativen zum Positiven übergehe, d. h. indem ich die Wahrheit meiner These aus dem Fortschritt der Einwürfe ableite.

1) Gott, sagen die Gläubigen, kann nicht anders gedacht werden als unendlich gut, unendlich weise, unendlich mächtig und sofort durch die ganze Litanei der Unendlichkeiten. Die unendliche Vollkommenheit ist aber unverträglich mit dem Ergebniß eines gegen den Fortschritt gleichgültigen oder gar feindlichen Willens: Gott existirt also entweder nicht, oder der aus der Entwicklung der Antinomien hergenommene Einwurf beweist nur die Unwissenheit, in der wir uns über die Geheimnisse des Unendlichen befinden.

Ich antworte diesen Schwätzern, daß ich, wenn es genügt, sich auf die Unergründlichkeit der Mysterien zu berufen, um irgend welche willkürliche Meinung zu rechtfertigen, mir eben so gern das My-

sterium eines Gottes ohne Vorsehung, als das einer Vorsehung ohne Wirksamkeit gefallen lasse. Allein Angesichts der Thatsachen ist es unstatthaft, sich auf dergleichen Möglichkeiten zu berufen: man muß sich an die positive Aussage der Erfahrung halten. Die Erfahrung und die Thatsachen beweisen aber, daß die Menschheit in ihrer Entwicklung einer unbeugsamen Nothwendigkeit gehorcht, deren Gesetze sich herausstellen und deren System sich verwirklicht, je nachdem die Gesammtvernunft es entdeckt, ohne daß irgend etwas in der Gesellschaft eine äußere Einwirkung, ein Gebot der Vorsehung oder irgend einen übermenschlichen Gedanken bewiese. Was den Glauben an die Vorsehung erzeugt, ist eben diese Nothwendigkeit, die gleichsam die Grundlage und Wesenheit der Gesammtmenschheit ausmacht. Allein diese Nothwendigkeit, so systematisch und fortschreitend sie erscheint, beweist darum weder in der Menschheit noch in Gott eine Vorsehung; um sich hievon zu überzeugen, braucht man sich nur an die endlosen Schwankungen und das schmerzliche Herumtappen zu erinnern, wodurch sich die gesellschaftliche Ordnung zur Darstellung bringt.

2) Andere Beweisführer kommen die Quere an und rufen: Wozu diese abstrusen Untersuchungen? Es giebt eben so wenig eine unendliche Intelligenz, als eine Vorsehung; es giebt weder ein Ich noch einen Willen in der Welt außer dem Menschen. Alles, was geschieht, gut oder böse, geschieht mit Nothwendigkeit. Ein unwiderstehliches Ganze von Ursachen und Wirkungen umfängt den Menschen, und die Natur mit derselben unabwendlichen Schicksalsmacht und was wir in uns selbst Bewußtsein, Willen, Urtheil u. s. w. nennen, sind nur besondere Eigenschafen des ewigen, unwandelbaren und bestimmungsgebundenen Ganzen.

Dieser bereits ist die Umkehrung des vorigen. Er besteht darin, daß statt der Idee eines allmächtigen und allweisen Urhebers eine nothwendige und ewige, aber unbewußte und blinde Zusammenordnung gesetzt wird. Diese Entgegensetzung läßt uns schon merken, daß die Dialektik der Materialisten auch nicht auf festern Füßen steht, als die der Gläubigen.

Wer von Nothwendigkeit oder Verhängniß redet, der giebt damit eine unbedingte und unverletzliche Ordnung zu; wer dagegen von Störung und Unordnung spricht, der behauptet damit etwas

dem Verhängniß aufs Höchste Widersprechendes. Nun ist aber Unordnung in der Welt, eine Unordnung, die erzeugt wird durch das Streben freithätiger, durch keine Macht gefesselter Kräfte (?). Wie ist das möglich, wenn Alles verhängnißmäßig und nothwendig ist.

Allein wer sähe nicht ein, daß dieser alte Streit des Theismus und Materialismus aus einem falschen Begriff von der Freiheit und der Nothwendigkeit hervorgeht, zwei Begriffen, die man für widersprechend gehalten hat, während sie es in Wahrheit nicht sind? Wenn der Mensch frei ist, sagten die Einen, so ist Gott ganz gewiß frei und die Nothwendigkeit nur ein leeres Wort; — wenn Alles in der Natur untrennbar verkettet ist, so giebt es weder eine Freiheit noch eine Vorsehung. Und alsbald beweist jede Partei in der eingeschlagenen Richtung darauf los, bis ihr Hören und Sehen vergeht, ohne jemals begreifen zu können, daß der vorgebliche Gegensatz zwischen Freiheit und Nothwendigkeit nichts ist als der *natürliche*, aber nicht antithetische Unterschied zwischen den Thaten der Kräfte und denen des Geistes.

Die Nothwendigkeit ist die absolute Ordnung, das Gesetz, der Kodex, das Fatum der Weltverfassung. Allein dies Gesetz ist weit entfernt an und für sich schon die Idee eines unumschränkten Gesetzgebers auszuschließen und setzt ihn vielmehr so natürlich voraus, daß das ganze Alterthum kein Bedenken getragen hat, ihn anzunehmen: die ganze Frage läuft heutzutage darauf hinaus, ob, wie die Religionsstifter geglaubt haben, der Gesetzgeber dem Gesetz im Weltall vorangegangen sei, d. h. ob die Intelligenz früher ist als die Nothwendigkeit, oder aber, ob, wie die Neuern wollen, das Gesetz dem Gesetzgeber vorangegangen, mit andern Worten, ob der Geist aus der Natur geboren wird. Vorher oder nachher? in dieser Frage faßt sich die ganze Philosophie zusammen. Man streite über das Früherseín oder Späterseín des Geistes, das will ich mir gern gefallen lassen; aber man leugne ihn nicht auf Grund der Nothwendigkeit, denn dies wäre eine durch nichts gerechtfertigte Ausschließung. Man braucht nur, um sie zu widerlegen, an eben die Thatsache zu erinnern, auf welche sie sich gründet, an das Dasein des Bösen.

Wenn die Materie und die Attraktion gegeben sind, so entsteht aus ihnen das Weltsystem: das ist nothwendig. Sind zwei korrelative und widersprechende Ideen gegeben, so muß eine Verbindung erfolgen: das ist ebenfalls nothwendig. Was der Nothwendigkeit widerstreitet, ist nicht die Freiheit, deren Bestimmung es vielmehr ist, in einer gewissen Sphäre die Vollziehung der Nothwendigkeit zu besorgen, sondern die Unordnung, Alles, was die Vollziehung des Gesetzes hemmt.

Ist nun Unordnung in der Welt oder nicht? — Die Fatalisten leugnen es nicht, weil sie, durch die seltsamste Verirrung, eben durch das Vorhandensein des Bösen Fatalisten geworden sind. Ich behaupte aber, daß gerade das Dasein des Bösen, weit entfernt die Nothwendigkeit zu bezeugen, dieselbe vielmehr durchbricht, dem Schicksal Gewalt anthut und eine Ursache voraussetzt, deren irrthümliches aber freiwilliges Walten in Entzweiung mit dem Gesetze steht. Diese Ursache nenne ich Freiheit, und ich habe (Kap. IV) bewiesen, daß die Freiheit eben so wie die Vernunft, die ihr im Menschen als Leuchte dient, desto größer und vollkommner ist, je besser sie sich in Einklang setzt mit der Naturordnung, welche die Nothwendigkeit ist.

Wenn man daher die Nothwendigkeit dem Zeugniß des sich frei fühlenden Bewußtseins entgegensetzt, und umgekehrt, so beweist man dadurch, daß man die Ideen verkehrt auffaßt und nicht das mindeste Verständniß von der Frage hat. Der Fortschritt der Menschheit kann definirt werden als die Erziehung der menschlichen Vernunft und Freiheit durch die Nothwendigkeit: es ist absurd, diese drei Begriffe als einander ausschließend und unverträglich anzusehen, während sie in der Wirklichkeit einander gegenseitig halten und tragen, indem die Nothwendigkeit die Grundlage bildet, die Vernunft als Zweites auftritt und die Freiheit das Gebäude krönt. Die Nothwendigkeit zu erkennen und durchdringen ist das Bestreben der menschlichen Vernunft und sich ihr anzupassen trachtet die Freiheit: die Kritik der selbständigen Entwickelung und des instinktmäßigen Glaubens der Menschheit, der wir uns in diesem Augenblick widmen, ist im Grunde nichts als ein Studium der Nothwendigkeit. Ich will dies näher darthun.

Der mit Thatkraft und Einsicht begabte Mensch hat die Macht,

die Ordnung der Welt, zu welcher er gehört, zu stören. Allein alle seine Abweichungen sind vorgesehen und bewegen sich innerhalb gewisser Grenzen, die nach einer bestimmten Zahl von Schwingungen nach der einen und nach der andern Seite den Menschen zur Ordnung zurückführen. Nach diesen Pendelschwingungen der Freiheit kann man die Rolle der Menschheit in der Welt bestimmen; und da das Schicksal des Menschen gebunden ist an das der Kreaturen, so ist es möglich von ihm zum höchsten Gesetz der Dinge und bis zu den Quellen des Daseins aufzusteigen.

Daher frage ich nicht mehr: Wie kann der Mensch die Macht haben, die Vorsehungs-Ordnung zu verletzen und wie kann die Vorsehung es zugeben? sondern stelle die Frage in andern Ausdrücken: Wie kann der Mensch als ein integrirender Theil des Weltalls, als ein Erzeugniß der Nothwendigkeit, die Macht haben, die Nothwendigkeit zu durchbrechen? Wie kann eine nothwendige Organisation, die Organisation der Menschheit, zugleich eine zufällige, widerlogische, tumult- und katastrophenvolle sein? Die Nothwendigkeit ist nicht an eine Stunde, an ein Jahrhundert oder Jahrtausend gebunden: warum treten Wissenschaft und Freiheit, wenn es *nothwendig* ist, daß sie uns zu Theil werden sollen, nicht früher auf? Denn sobald wir durch das Warten zu leiden haben, steht die Nothwendigkeit mit sich selbst im Widerspruch; mit dem Bösen ist die Nothwendigkeit eben so unverträglich als die Vorsehung.

Was ist, um es mit einem Wort zu sagen, was ist eine Nothwendigkeit, die jeden Augenblick verleugnet wird von Thatsachen, die sich in ihrem Schooß begeben? Das ist es, was die Fatalisten zu erklären verpflichtet sind, eben so wie die Theisten erklären müssen, was eine unendliche Intelligenz sein kann, die das Elend ihrer Geschöpfe weder vorherzusehen noch demselben vorzubeugen versteht.

Dies ist aber noch nicht Alles. Freiheit, Intelligenz, Nothwendigkeit sind im Grunde drei übereinkommende Ausdrücke zur Bezeichnung drei verschiedener Seiten des Seins. Im Menschen ist die Vernunft nichts als eine bestimmte Freiheit, welche ihre Schranke fühlt. Allein auch diese Freiheit ist im Kreise ihrer Bestimmtheit wiederum Nothwendigkeit, eine lebendige und persönliche Nothwendigkeit. Wenn daher das Bewußtsein der Menschheit es ausspricht, daß die Nothwendigkeit des Weltalls, d. h. die höchste, oberste Nothwendigkeit übereinkommt mit unendlicher Vernunft sowohl als mit einer unendlichen Freiheit, so stellt es nur eine in jeder Weise rechtmäßige Hypothese auf, deren Bewahrheitung sich allen Parteien auferlegt.

3) Jetzt kommen die Humanisten, die neuen Atheisten, und sagen:

Die Menschheit in ihrer Gesammtheit ist die Wirklichkeit, welche der Geist der Gesellschaft unter dem mystischen Namen Gott anstrebt. Diese Erscheinung der Gesammtvernunft, eine Art von Spiegelung, bei der die Menschheit, sich selbst anschauend, für ein äußeres, transcendentes Wesen hält, das auf sie herabsehe und ihr Geschick leite, diese Täuschung des Bewußtseins, sagen wir, ist analysirt und erklärt und die theologische Hypothese erneuern heißt fortan zurückschreiten in der Wissenschaft. Man muß sich einzig an die Gesellschaft, an den Menschen halten. Gott in der Religion, der Staat in der Politik, das Eigenthum in der Oekonomie, das ist die dreifache Form, unter der die Menschheit, sich selber fremd geworden, nicht aufgehört hat, sich mit eignen Händen zu zerfleischen und die sie gegenwärtig von sich werfen muß.

Ich gebe zu, daß jede Behauptung oder Hypothese der Gottheit aus einem Anthropomorphismus hervorgeht und daß Gott zunächst nichts ist als das Ideal, oder richtiger, das Gespenst des Menschen. Ich gebe ferner zu, daß die Gottesidee der Typus und die Begründung des Princips der Autorität und Willkür ist, das wir zu vernichten oder wenigstens unterzuordnen haben, überall, wo es auftritt, in der Wissenschaft, in der Arbeit, in der Gemeinde. Auch widerspreche ich dem Humanismus nicht, sondern setze ihn fort. Ich bemächtige mich seiner Kritik des göttlichen Wesens, wende sie an auf den Menschen und bemerke:

Daß der Mensch, indem er sich als Gott anbetet, von selbst ein seinem eignen Wesen entgegengesetztes Ideal aufgestellt und sich für den Widersacher desjenigen Wesens erklärt hat, welches für schlechthin vollkommen gilt, kurz, des Unendlichen;

Daß der Mensch folglich, nach seinem eignen Urtheil, nur eine falsche Gottheit ist, weil er sich selbst leugnet, indem er Gott setzt, und daß der Humanismus eine Religion ist, eben so verabscheuungswürdig als alle theistischen Religionen alten Ursprungs;

Daß diese Erscheinung der sich für Gott haltenden Menschheit durch die Ausdrücke des Humanismus nicht erklärt wird und eine weitere Auslegung erfordert.

Gott ist nach der theologischen Auffassung nicht blos der unumschränkte Beherrscher des Universums, der unfehlbare und unverantwortliche König der Kreaturen, das geistige Vorbild des Menschen, sondern auch das ewige, unwandelbare, allgegenwärtige, unendlich weise und unendlich freie Wesen. Ich behaupte aber, daß diese Eigenschaften Gottes mehr enthalten als ein Ideal, als eine Erhebung der entsprechenden Eigenschaften der Menschheit auf irgend eine beliebige Potenz; ich behaupte, daß sie der Widerspruch derselben sind. Gott ist dem Menschen widersprechend, eben so wie die Näch-

stenliebe sich widersprechend verhält gegen die Gerechtigkeit, die Heiligkeit, als das Ideal der Vervollkommnung, gegen die Vervollkommnungsfähigkeit, das Königthum, als das Ideal der gesetzgebenden Macht, gegen das Gesetz, u. s. f. Somit entsteht die Gotteshypothese aufs Neue aus ihrer Auflösung in der menschlichen Wirklichkeit und das fortwährend beseitigte Problem eines vollständigen, harmonischen und unumschränkten Daseins taucht immer wieder auf.

Um diese radikale Antinomie zu beweisen, braucht man nur die Thatsachen den Definitionen gegenüber zu stellen.

Die sicherste, am Unzweifelhaftesten feststehende Thatsache ist gewiß die, daß die menschliche Erkenntniß eine fortschreitende, methodische, überlegte, mit einem Wort, eine auf Erfahrung beruhende ist, und das so sehr, daß jede Theorie, der die Bestätigung der Erfahrung abgeht, d. h. die Beständigkeit und die nothwendige Verkettung in ihren Darstellungen, eben deshalb des Merkmals der Wissenschaftlichkeit entbehrt. Hiegegen läßt sich nicht der mindeste Zweifel erheben. Selbst die sogenannte reine Mathematik ist der nothwendigen Verkettung ihrer Sätze unterworfen und eben dadurch *abhängig* von der Erfahrung, deren Gesetz sie auch anerkennt.

Die menschliche Wissenschaft schreitet also, von der Beobachtung ausgehend, vor, und dringt ein in eine schrankenlose Sphäre. Das Ziel, das sie im Auge hat, das Ideal, das sie zu verwirklichen strebt, jedoch ohne es jemals erreichen zu können, da sie es vielmehr immer weiter und weiter hinausrückt, ist das Unendliche, das Absolute.

Was wäre aber eine unendliche, eine absolute Wissenschaft, die eine gleich unendliche Freiheit bestimmte, wie die Spekulation sie in Gott voraussetzt? Es wäre eine nicht blos universelle, sondern anschauende selbstständige Erkenntniß, rein von allem Schwanken und aller Objektivität, obschon sie sowohl das Wirkliche als das Mögliche umfaßte, eine sichere, aber nicht beweisende, eine vollständige, aber nicht in Reihenfolge geordnete Wissenschaft, kurz, eine Wissenschaft, die, ewig in ihrer Bildung, eines jeden Merkmals des Fortschritts im Verhältniß ihrer Theile völlig entkleidet wäre.

Die Psychologie führt zahlreiche Beispiele an für diese Art zu erkennen; dahin gehören die instinktmäßig errathenden Fähigkeiten der Thiere, das ursprüngliche Talent mancher Menschen, die, unabhängig von aller Erziehung, geborne Rechner oder Künstler sind, endlich auch die meisten ursprünglichen menschlichen Einrichtungen und Denkmäler, die von einem unbewußten und von Theorien unabhängigen Geiste geschaffen wurden. Und die so regelmäßigen, so zusammengesetzten Bewegungen der Himmelskörper, die wunderbaren Kombinationen der Materie: sollte man nicht glauben, daß

dies Alles ebenfalls die Wirkung eines besondern, den Elementen inhaftenden Instinktes sei? . .

Wenn also Gott existirt, so erscheint uns etwas von ihm im Universum und in uns selbst: aber dies Etwas steht in schneidendem Gegensatz zu unsern unzweifelhaftesten Bestrebungen, zu unserer gewissesten Bestimmung; dies Etwas wird fortwährend aus unserer Seele verwischt durch die Erziehung und unser ganzes Bemühen geht dahin, es verschwinden zu machen. Gott und der Mensch sind zwei Naturen, die sich fliehen, sobald sie sich kennen: wie sollen sie sich, wofern nicht eine Umwandlung der einen oder der andern oder beider eintritt, jemals mit einander versöhnen? Wie sollten, wenn der Fortschritt der Vernunft darin besteht, uns immer mehr von der Gottheit zu entfernen, Gott und der Mensch durch die Vernunft identisch sein? Wie also sollte die Menschheit durch die Erziehung Gott werden können?

Ein anderes Beispiel.

Der wesentliche Charakter der Religion ist das Gefühl. Durch die Religion schreibt also der Mensch Gott Gefühl zu, wie er ihm Vernunft zuschreibt; überdies behauptet er nach seinem gewöhnlichen Ideengange, daß das Gefühl in Gott eben so wie das Wissen unendlich sei.

Aber dies allein genügt schon, um in Gott die Beschaffenheit des Gefühls zu verändern und es zu einer von der des Menschen durchaus verschiedenen Eigenschaft zu machen. Beim Menschen entspringt das Gefühl aus tausend verschiedenen Quellen: es widerspricht, es verwirrt, es zerstört sich selbst; ohne dies würde es sich eben nicht fühlen. In Gott dagegen ist das Gefühl unendlich, d. h. einig, voll, fest, klar, über alle Stürme erhaben und völlig frei von dem Bedürfniß, sich durch den Kontrast zu reizen, um zum Glück zu gelangen. Wir selbst erfahren diese göttliche Art zu fühlen, wenn ein einziges Gefühl alle unsere Fähigkeiten hinreißt, wie in der Extase, und für den Augenblick allen übrigen Regungen Stillschweigen auferlegt. Allein diese Entzückung entsteht immer nur durch Vermittlung des Kontrastes und durch eine Art von auswärts her eintretender Veranlassung: sie ist nie vollkommen, oder wenn sie zur Fülle gelangt, so geschieht es nur wie bei dem Sterne, der seine Mittagshöhe in einem untheilbaren Augenblick erreicht.

So leben, fühlen und denken wir nur vermöge einer Reihe von Gegensätzen und Stößen, vermöge eines innern Krieges; unser Ideal ist also nicht ein Unendliches, sondern ein Gleichgewicht; das Unendliche drückt etwas Anderes aus, als was wir sind.

Man sagt, Gott hat keine Eigenschaften, die ihm eigenthümlich

wären; sie sind die des Menschen, mithin sind Mensch und Gott ein und dasselbe.

Im Gegentheil, da die Eigenschaften des Menschen in Gott unendlich sind, so sind sie eben dadurch besondere und eigenthümliche: es ist der Charakter des Unendlichen, Besonderheit, Wesen, dadurch zu werden, daß das Endliche existirt. Man leugne also die Wirklichkeit Gottes, wie man die Wirklichkeit einer widersprechenden Idee leugnet; man verweise es aus Wissenschaft und Moral, dies ungreifliche und blutige Phantom, das, je weiter es sich entfernt, uns desto mehr zu verfolgen scheint: das läßt sich bis zu einem gewissen Punkte rechtfertigen und kann wenigstens in keinem Falle schaden. Aber man mache nicht Gott zur Menschheit, denn das hieße beide verleumden.

Will man etwa entgegnen, der Gegensatz zwischen dem Menschen und dem göttlichen Wesen sei eine Täuschung und entstehe aus dem Gegensatz, der zwischen dem einzelnen Menschen und dem Wesen der ganzen Menschheit walte? Dann muß man behaupten, daß die Menschheit, weil sie es ist, die man vergöttlicht, weder eine fortschreitende noch eine mit Kontrasten in Vernunft und Gefühl behaftete, mit einem Wort, daß sie unendlich ist, was nicht blos durch die Geschichte, sondern auch die Psychologie als unrichtig dargethan wird.

Man muß es nicht so nehmen, rufen die Humanisten. Um das Ideal der Menschheit zu erhalten muß man sie nicht mehr in ihrer geschichtlichen Entwicklung, sondern in der Gesammtheit ihrer Bethätigungen auffassen, so zwar, als wenn alle Geschlechter in einem und demselben Augenblick vereinigt einen einzigen unendlichen und unsterblichen Menschen bildeten.

D. h. man soll die Wirklichkeit aufgeben, um einen Schattenriß zu erfassen; der wahre Mensch, das bedeutet es, ist nicht der wirkliche Mensch; um den ächten Menschen, das menschliche Ideal zu finden, muß man aus der Zeit heraus in die Ewigkeit hineintreten, ja, das Endliche im Stiche lassen für das Unendliche, den Menschen für Gott! Die Menschheit, wie wir sie kennen, wie sie sich entwickelt, mit einem Wort, wie sie existiren kann, ist die rechte; man zeigt uns ihr umgekehrtes Bild wie in einem Spiegel, und sagt uns dann: seht, das ist der Mensch! Aber ich antworte: das ist nicht mehr der Mensch, sondern Gott. Der Humanismus ist vollkommenster Theismus.

Von welcher Art ist doch die Vorsehung, welche die Theisten in Gott annehmen? Sie ist eine wesentlich menschliche Fähigkeit, eine anthropomorphistische Eigenschaft, vermöge welcher Gott die Reihenfolge der Ereignisse in der Zukunft in derselben Weise durch-

schauen soll, wie wir Menschen die Vergangenheit nach der Perspektive der Chronologie und Geschichte durchschauen.

Es ist aber klar, daß eben so sehr als das Unendliche, d. h. die ursprünglich-unmittelbare und allgemeine Anschauung im Wissen der Menschheit widerstreitet, eben so sehr die Vorsehung der Hypothese eines göttlichen Wesens widerstreitet. Gott, für den alle Ideen gleich und gleichzeitig sind; Gott, dessen Vernunft die Synthese nicht trennt von der Antinomie; Gott, dem die Ewigkeit alle Dinge zu gegenwärtigen und gleichzeitigen macht, hat uns, als er uns schuf, das Geheimniß unserer Widersprüche nicht offenbaren können, und zwar gerade deswegen, weil er Gott ist, weil er den Widerspruch nicht sieht, weil seine Einsicht der Kategorie der Zeit und dem Gesetz des Fortschritts nicht anheimfällt, weil seine Vernunft eine anschauende, sein Wissen ein Unendliches ist. Die Vorsehung in Gott ist ein Widerspruch in einem andern Widerspruch; nur durch die Vorsehung ist Gott in Wahrheit nach dem Bilde des Menschen geschaffen: nimm ihm diese Vorsehung, und Gott hört auf, Mensch zu sein, und der Mensch muß ebenfalls alle seine Ansprüche auf die Göttlichkeit fahren lassen.

Man fragt vielleicht, was es Gott hilft, unendliches Wissen zu haben, wenn er nicht weiß, was in der Menschheit geschieht.

Wir müssen einen Unterschied machen. Gott hat den Begriff der Ordnung, das Bewußtsein des Guten. Allein diese Ordnung, dies Gute sieht er als ein Ewiges und Absolutes, nicht aber in dem, was es zeitlich auf einander Folgendes, Unvollkommnes darbietet; er faßt nicht die Mängel derselben. Nur wir sind fähig, das Böse zu sehen, zu fühlen, zu beurtheilen und seine Dauer zu ermessen, weil nur wir im Stande sind, das Böse zu erzeugen, und weil unser Leben ein zeitliches ist. Gott sieht und fühlt nur die Ordnung; Gott faßt nicht, was geschieht, weil das Geschehende unter ihm, unter seinem Horizont ist. Wir dagegen sehen sowohl das Gute als das Böse, das Zeitliche wie das Ewige, die Ordnung wie die Unordnung, das Endliche wie das Unendliche; wir sehen in uns und außer uns, und unsere Vernunft reicht hinaus über unsern Horizont, eben weil sie endlich ist.

So ist durch die Erschaffung des Menschen und die Entwickelung der Gesellschaft eine endliche und vorsehende Vernunft, die unsrige, im Widerspruch gegen die anschauende und unendliche Vernunft, Gott, gesetzt, so daß Gott, ohne etwas von seiner Unendlichkeit in jeder Beziehung zu verlieren, durch die bloße Thatsache der Existenz der Menschheit vermindert zu sein scheint. Da die fortschreitende Vernunft hervorgeht aus der Projektion der ewigen Ideen auf der bewegten und geneigten Ebene der Zeit, so kann der Mensch die

Sprache Gottes verstehen, weil er von Gott kommt und seine Vernunft im Beginn der Vernunft Gottes ähnlich ist; aber Gott kann uns weder verstehen, noch zu uns kommen, weil er unendlich ist und die Eigenschaften des Endlichen nicht annehmen kann, ohne aufzuhören, Gott zu sein, ohne sich selbst zu vernichten. Das Dogma von der Vorsehung in Gott ist thatsächlich und rechtlich als falsch erwiesen.

Es ist leicht ersichtlich, wie dieselbe Beweisführung sich gegen das System der Vergötterung des Menschen wendet.

Da der Mensch nothwendig Gott als absolut und unendlich in seinen Eigenschaften setzt, während er sich selbst im umgekehrten Sinne dieses Ideals entwickelt, so widersprechen sich der Fortschritt und der Gottesbegriff des Menschen. Einerseits erhellt, daß der Mensch vermöge der Mischung seiner Beschaffenheit und der Vervollkommnungsfähigkeit seiner Natur weder Gott ist, noch Gott werden kann; andrerseits ist ersichtlich, daß Gott, das höchste Wesen, der Gegenpol der Menschheit, der ontologische Gipfel ist, von welchem sie sich ohne Ende entfernt. Gott und der Mensch haben sich gleichsam getheilt in die widerstreitenden Fähigkeiten des Seins und scheinen eine Partie zu spielen, in der die Weltherrschaft den Einsatz bildet: der Eine hat die ursprüngliche Unmittelbarkeit, die Unfehlbarkeit und Ewigkeit, der Andere das Vorhersehen, die Ableitung, die Beweglichkeit, die Zeit. Gott und der Mensch halten einander in beständigem Schach und fliehen sich unaufhörlich; während Dieser vorwärts geht, ohne jemals im Nachdenken und in der Theorie auszuruhen, scheint der Andere vermöge seiner providentiellen Unfähigkeit zurückzuweichen in die Unmittelbarkeit seiner Natur. Es waltet also ein Widerspruch zwischen der Menschheit und ihrem Ideal, ein Gegensatz zwischen dem Menschen und Gott, welchen die christliche Theologie allegorisch darstellt und personificirt hat unter dem Namen Teufel oder Satan, d. h. Widersacher, Feind Gottes und des Menschen.

Das ist die Fundamentalantinomie, welche, wie ich sehe, die modernen Kritiken nicht berücksichtigt haben, die aber, wenn man sie vernachlässigt, da sie früher oder später zur Verneinung des Menschengotts und somit zur Verneinung dieser ganzen philosophischen Exegese führen muß, der Religion und dem Fanatismus wieder die Thür öffnet.

Gott ist nach den Humanisten nichts als die Menschheit selbst, das Gesammtich, dem das Einzelich wie einem unsichtbaren Gebieter dienstbar wird. Wozu aber diese sonderbare Vision, wenn das Portrait treu nach dem Original gearbeitet ist? Warum hat sich der

Mensch, der von seiner Geburt an direkt und ohne Fernrohr seinen Leib, seine Seele (?), sein Oberhaupt, seinen Priester, sein Vaterland, seinen Stand kennt, sich wie im Spiegel und, ohne sich zu erkennen, unter dem phantastischen Bilde Gottes anschauen müssen? Wo liegt die Nothwendigkeit dieses Trugbildes? Was ist denn dies wirre, schieläugige Bewußtsein, das sich nach einiger Zeit läutert, berichtigt, und anstatt sich für ein Anderes zu halten, sich bestimmt als solches erfaßt? Warum von Seiten des Menschen dies transcendentale Bekenntniß der Gesellschaft, während doch die Gesellschaft selbst da war, gegenwärtig, handgreiflich, wollend und handelnd, während sie endlich als Gesellschaft erkannt und benannt war?

Nein, sagt man, es gab noch keine Gesellschaft; die Menschen waren zusammengehäuft, aber nicht vergesellschaftet: die willkürliche Verfassung des Eigenthums und des Staates, so wie der intolerante Dogmatismus der Religion beweisen es.

Reine Rhetorik! Die Gesellschaft besteht von dem Tage an, wo die Einzelnen, durch Arbeit und Sprache mit einander verkehrend, gegenseitige Verpflichtungen eingingen und Gesetze und Gebräuche schufen. Ohne Zweifel vervollkommnet sich die Gesellschaft nach Maaßgabe der Fortschritte der Wissenschaft und Oekonomie: aber in keiner Epoche der Civilisation enthält der Fortschritt eine Metamorphose nach Art derer, welche die Utopienergrübler geträumt haben, und so vortrefflich der zukünftige Zustand der Menschheit sein wird, so wird der darum doch die natürliche Fortsetzung, die nothwendige Folge ihrer vorhergehenden Stellungen sein.

Da übrigens kein Associationssystem an sich die Brüderlichkeit und Gerechtigkeit ausschließt, wie ich gezeigt habe, so konnte das politische Ideal niemals mit Gott verwechselt werden, und wir sehen, daß sich in der That bei allen Völkeen die Gesellschaft von der Religion unterschieden hat. Die Erstere wurde als Zweck, die Letztere als Mittel aufgefaßt; der Fürst war der Diener des Gesammtwillens, während Gott über die Gewissen herrschte und die der menschlichen Gerechtigkeit entkommenen Schuldigen jenseits des Grabes erwartete. Selbst die Idee des Fortschritts und der Reform hat nirgend gefehlt; kurz, nichts von dem, was zum socialen Leben gehört, ist bei irgend einer religiösen Nation ganz unbekannt gewesen oder mißverstanden worden. Wozu also, noch einmal frage ich's, wozu diese Tautologie von der Gesellschaft — Gottheit, wenn es wahr ist, wie man behauptet, daß die theologische Hypothese nichts Anderes enthält, als das Ideal der menschlichen Gesellschaft, den vorgefaßten Typus der durch die Gleichheit, Sammtverbindlichkeit, Arbeit und Liebe verklärten Menschheit?

Wahrlich, wenn es ein Vorurtheil giebt, einen Mysticismus,

dessen Täuschung mir heutzutage gefährlich scheint, so ist dies nicht mehr der hinscheidende Katholicismus, sondern diese humanistische Philosophie, die im Glauben an eine Spekulation, welche zu gelehrt ist, um nicht mit Willkür vermischt zu sein, den Menschen zu einem heiligen und geweihten Wesen macht, ihn zum Gott erklärt, d. h. für wesentlich gut und geordnet in allen seinen Gewalten, trotz der verzweifelten Beweise, die er unaufhörlich von seiner zweifelhaften Sittlichkeit giebt, seine Laster dem Zwange zuschreibt, unter dem er bisher gelebt, und sich von ihm vermittelst einer vollkommnen Freiheit Thaten der reinsten Hingebung verspricht, weil in den Mythen, in denen sich nach dieser Philosophie die Menschheit selbst gemalt haben soll, im Gegensatz zu einander unter dem Namen der Hölle und des Paradieses eine Zeit des Zwanges und der Mühsal und ein Zeitalter des Glücks und der Unabhängigkeit beschrieben worden. Bei einer solchen Lehre braucht der Mensch nur, was dazu noch unvermeidlich ist, zu erkennen, daß er weder Gott noch gut, weder heilig noch weise ist, um sich sofort wieder der Religion in die Arme zu werfen, so daß zuletzt die Welt bei der Negation Gottes weiter nichts gewonnen hat, als die Auferstehung Gottes.

Meiner Meinung nach ist das nicht der Sinn der religiösen Fabeln. Die Menschheit hat, indem sie Gott als ihren Urheber anerkannte, weiter nichts gethan, als durch eine Antithese ihr eignes Wesen bestimmt: ein eklektisches Wesen voller Kontraste, ausgegangen vom Unendlichen und dem Unendlichen widersprechend, entwickelt in der Zeit und trachtend nach der Ewigkeit, und aus allen diesen Gründen fehlbar, obschon geleitet durch das Gefühl des Schönen und der Ordnung. Die Menschheit ist der Sohn Gottes, wie jeder Gegensatz der Sohn einer vorhergehenden Setzung ist: deshalb hat die Menschheit Gott als sich ähnlich entdeckt und ihm ihre eignen Eigenschaften beigelegt, denselben aber gleichwohl einen besondern Charakter gegeben, d. h. Gott im Widerspruch mit sich selbst definirt. Die Menschheit ist ein Gespenst für Gott, wie er ein Gespenst für sie; Jeder von Beiden ist für den Andern Ursache, Grund und Zweck der Existenz.

Es genügt daher nicht, durch die Kritik der religiösen Ideen bewiesen zu haben, daß der Begriff des göttlichen Ichs hinauskommt auf die Wahrnehmung des menschlichen Ichs; man mußte diese Herleitung noch durch eine Kritik der Menschheit selbst kontroliren und nachsehen, ob diese Menschheit den Bedingungen, die ihr scheinbares Gottsein voraussetzte, entspräche. Dies aber ist die Arbeit, die wir feierlich begonnen, indem wir, gleichzeitig von der menschlichen Wirklichkeit und von der Gotteshypothese ausgehend, damit anfingen,

die Geschichte der Gesellschaft in ihren ökonomischen Einrichtungen und in ihren spekulativen Gedanken aufzurollen.

Wir haben dargethan, einerseits, daß der Mensch, obgleich herausgefordert durch den Widerstreit seiner Ideen, obgleich bis zu einem gewissen Grade zu entschuldigen, das Böse freiwillig und vermöge der thierischen Regung seiner Leidenschaften verübt, was dem Charakter eines freien, einsichtsvollen und heiligen Wesens widerstreitet. Wir haben andrerseits gezeigt, daß die Natur des Menschen nicht harmonisch und synthetisch beschaffen ist, sondern gebildet durch Zusammenhäufung von Wirksamkeiten, die in jeder andern Kreatur gesondert sind, ein Umstand, der uns das Princip der von der menschlichen Freiheit verübten Unordnungen offenbart und uns vollends die Nichtgöttlichkeit unseres Geschlechts bewiesen hat. Nachdem wir endlich bewiesen, daß in Gott die Vorsehung nicht nur nicht existirt, sondern sogar unmöglich ist, mit andern Worten, nachdem wir im unendlichen Wesen die göttlichen und die anthropomorphistischen Eigenschaften getrennt, haben wir, entgegen den Behauptungen der alten Theodicee, den Schluß gezogen, daß in Bezug auf die Bestimmung des Menschen, die eine wesentlich fortschreitende ist, die Intelligenz und die Freiheit in Gott einen Kontrast, eine Art von Beschränkung und Verminderung erleiden, die hervorgehen aus seinem Charakter der Ewigkeit, Unwandelbarkeit und Unendlichkeit, so daß der Mensch, anstatt in Gott seinen Beherrscher und Leiter anzubeten, in ihm nur seinen Widersacher sehen kann und muß. Und diese letzte Betrachtung wird genügen, uns zugleich den Humanismus verwerfen zu lassen, sofern derselbe unabwendlich vermöge der Vergottung der Menschheit zu einer religiösen Restauration hinführen muß. Das wahre Mittel gegen den Fanatismus besteht meiner Meinung nach nicht darin, die Menschheit mit Gott zu identificiren, was eben so viel heißt, als sich in der Socialökonomie zum Kommunismus bekennen, in der Philophie zum Mysticismus und zum Statusquo, sondern darin, der Menschheit zu beweisen, daß Gott, wenn es einen Gott giebt, ihr Feind ist.

Welche Lösung wird später aus diesen Ergebnissen hervorgehen? Wird sich Gott zuletzt als irgend — etwas — seiend herausstellen? . . .

Ich weiß nicht, ob ich dies jemals wissen werde. Wenn es wahr ist, einerseits, daß ich gegenwärtig eben so wenig berechtigt bin, die Wirklichkeit des Menschen, als eines unlogischen und widersprechenden Wesens, als die Wirklichkeit Gottes, als eines unerfaßlichen, unbethätigten Wesens zu behaupten, so weiß ich wenigstens, daß, vermöge des schnurgeraden Gegensatzes dieser beiden Naturen, nichts für mich zu hoffen oder befürchten steht von dem geheimniß-

vollen Urheber, den mein Gewissen unwillkürlich voraussetzt; ich weiß, daß meine ächtesten Bestrebungen mich mit jedem Tage mehr von der Betrachtung dieser Ideen entfernen; daß der praktische Atheismus fortan das Gesetz meines Herzens und meiner Vernunft sein muß; daß ich aus der wahrnehmbaren Nothwendigkeit fort und fort die Regel meines Benehmens zu lernen habe; daß jedes mystische Gebot, jedes göttliche Recht, das man mir zumuthet, von mir verworfen und bekämpft werden muß; daß die Rückkehr Gottes durch die Religion, die Trägheit, Unwissenheit oder Unterwürfigkeit ein Attentat gegen mich selbst ist, und daß, wenn ich mich eines Tages mit Gott versöhnen muß, diese, so lange ich lebe, unmögliche Versöhnung, bei der ich Alles zu gewinnen, nichts zu verlieren hätte, nur durch meine Vernichtung zu Stande kommen kann.

Wir wollen daher schließen, und auf die Säule, die uns bei unsern fernern Untersuchungen als Markzeichen dienen soll, die Inschrift setzen:

Der Gesetzgeber mißtraut dem Menschen, dem Inbegriff der Natur, der Vereinigung aller Wesen. Er rechnet nicht auf die Vorsehung, diese im unendlichen Geiste unzulässige Fähigkeit.

Vielmehr sucht er, aufmerksam auf die Reihenfolge der Erscheinungen, gelehrig für die Unterweisungen des Schicksals, in der Nothwendigkeit das Gesetz der Menschheit, die beständige Weissagung seiner Zukunft.

Er erinnert sich auch zu Zeiten, daß wenn das Gottheitsbewußtsein schwach wird unter den Menschen, wenn die Eingebung von oben sich immer mehr und mehr zurückzieht, um der Ableitung aus der Erfahrung zu weichen, wenn eine immer schneidendere Spaltung eintritt zwischen dem Menschen und Gott, wenn dieser Fortschritt, die Form und Bedingung unseres Lebens, der Wahrnehmung einer unendlichen und folglich ungeschichtlichen Intelligenz entgeht, wenn, um Alles zu sagen, die Berufung auf die Vorsehung von Seiten einer Regierung sowohl eine feige Heuchelei als eine Bedrohung der Freiheit ist: gleichwohl die allgemeine Uebereinstimmung der Völker, dargethan durch die Einsetzung so vieler verschiedener Kulte, und der ewig unlösbare Widerspruch, mit dem die Menschheit in ihren Ideen, ihren Bethätigungen und Strebungen behaftet ist, eine geheime Beziehung unserer Seele und mit ihr der ganzen Natur zum Unendlichen andeuten, eine Beziehung, deren Bestimmung (Erklärung) mit einem Schlage den Sinn des Weltalls und den Grund unsers Daseins ausdrücken würde.

Ende des ersten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Proudhon, Pierre-Joseph,

Die Widersprüche der National-Oekonomie oder die Philosophie der Noth

Bd.: 1

Leipzig [1847]

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Stw 5950 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11282856-2